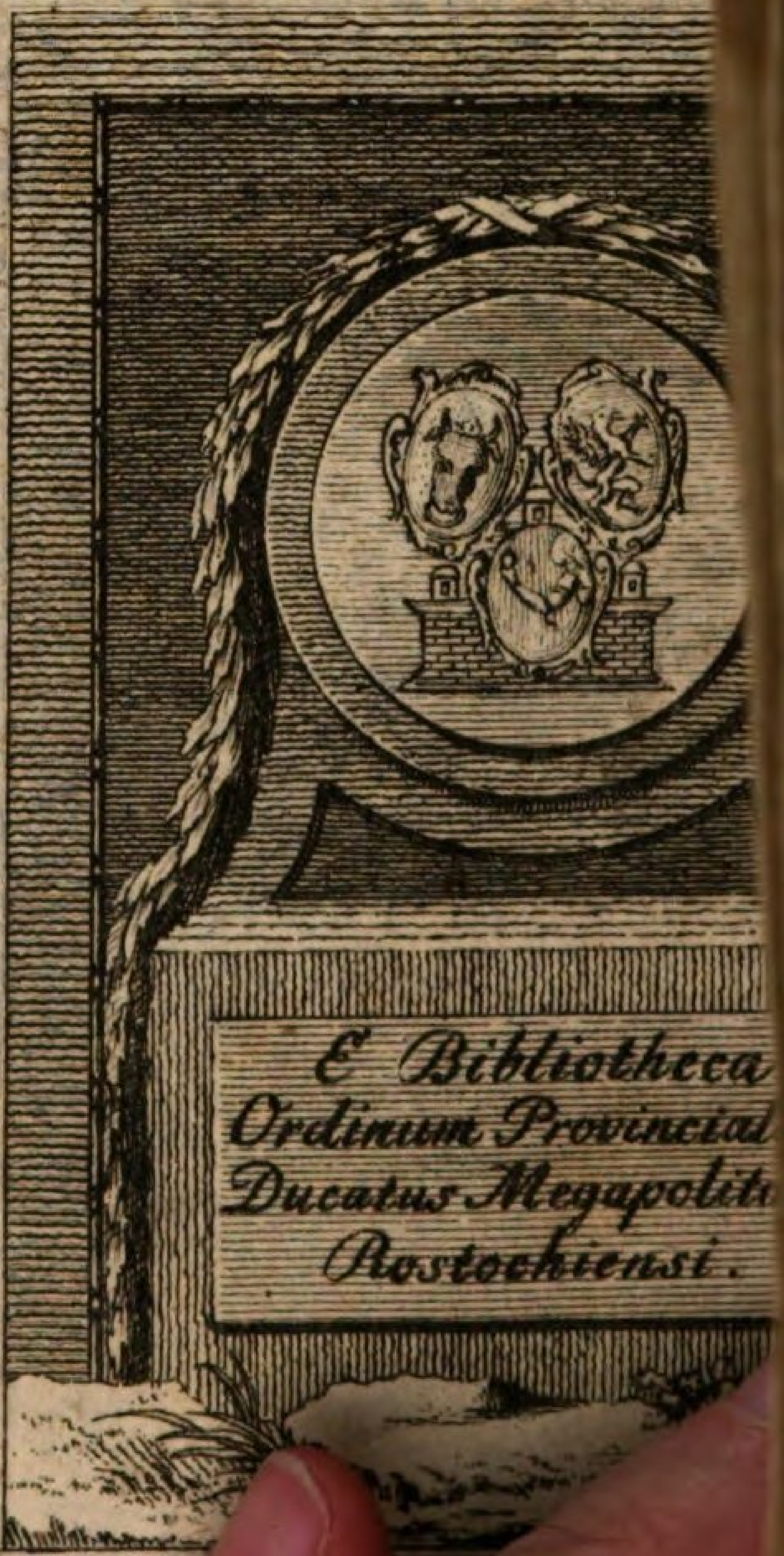
Am. B.
~~# 31~~


E Bibliotheca
Ordinum Provincial
Ducatus Megapolit
Rostochiensi.

03431020012
431020012
bibliothek

Am. B. 85

~~II 313~~

II. Y. 59.

<36603431020012

<36603431020012

Bayer. Staatsbibliothek

Amerikanische Anekdoten

aus den neuesten Zeiten.

Ein Auszug aus dem Französischen.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung.
1789.

Wb 691796

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHEK D. MECKLENB. RITTER U. LANDSCHAFT.

Amerikanische Anekdoten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Beyspiele des amerikanischen Patriotismus.

I.

In Europa, sagt man, dürsten die Krieger nach Schlachten und Feldzügen; in Amerika ist ihnen der Friede nicht weniger erwünscht als allen andern Bürgern des Staats. Niemals begehrten sie es, sich selbst in Lebensgefahr zu stürzen, aber niemals wichen sie auch der Gefahr aus, wenn das Vaterland ihrer Dienste bedurfte. Fiel der Feind ins Land ein, so beklagten alle Einwohner die Greuel des Kriegs, zugleich aber waffneten sie sich ungefodert, und selbst diejenigen, die noch keinen Befehl erhalten hatten, zu marschiren, drängten sich herbey um ihren Kameraden als Freywillige zu folgen.

Es gab eine Zeit, wo der Feind nur darauf dachte, die Amerikaner zu schrecken, und alle mögliche Mittel anwendete, die Vorstellung von seiner Macht und von der Schwäche der amerikanischen Staaten zu vergrössern. Was war die Folge davon? Ueberall eilten Freywillige zum Heere, um

ihr Vaterland zu vertheidigen. Zu Anfang des Jahrs 1777. mußte sogar in allen Staaten von den Regierungen öffentlich bekannt gemacht werden, daß der General Washington wünschte, es möchten keine Freywilligen mehr ins Lager kommen. Die Engländer sahen endlich ein, daß sie einen Fehler gemacht hatten. Nunmehr fingen sie an, übertriebene Vorstellungen von der Stärke ihrer Feinde, und von ihrer eigenen schlimmen Lage zu verbreiten. Unter solchen Umständen fanden die amerikanischen Officiers, welche auf Werbung ausgeschickt waren, große Schwierigkeiten. Niemand wollte sich mehr anwerben lassen, weil es doppelt widersinnig zu seyn schien, Haus und Hof zu verlassen, und die Staatsausgaben zu vermehren, da doch der Heerführer mehr Soldaten hätte, als er brauchte. Die Officiers mußten sich bey den Musterungen und andern Zusammenkünften der Regimenter von den angesehensten Leuten jedes Orts begleiten lassen, um nur zu beweisen, daß der Feind eine neue List gebraucht hätte, und daß die Werbungen in der That nothwendig wären.

Der letzte englische Gouverneur in Virginien ließ zu Anfang der Unruhen das Schießpulver aus dem Magazin auf ein Kriegsschiff bringen. Dieses war kaum bekannt geworden, als sich einige Freywillige auf den Weg machten, um den Gouverneur dieses Verfahrens wegen zur Rede zu stellen. Viele alte Leute begleiteten bey dieser Gelegenheit ihre Kinder einige Meilen weit, unter andern William Wood aus der Grafschaft Albe-Marle. Als im

Jahr 1777 der Admiral und der General Howe durch die Chesapeakbay nach Head=of=Elk gingen und Virginien mit einer Landung bedrohten, ergriff dieser wackre Greis seinen Karabiner, und ging, von seinen drey Söhnen begleitet, von den blauen Bergen her beinahe zweyhundert englische Meilen weit bis an die Küste. Sie waren insgesamt verheyrathet, und hatten, aus Liebe zum Vaterland, Haus und Hof, Weiber und Kinder verlassen.

Der Sommer war dieses Jahr ungewöhnlich heiß, und für die Bergbewohner unerträglich. Zu Ende des Feldzugs, welcher fünf Monate dauerte, wurde der brave Wood von den Blattern befallen. Er verließ in diesem Zustand die Armee, war aber kaum bey den Seinigen wieder eingetroffen, als er an jener Krankheit in seinem achtzigsten Jahre starb.

2.

Bekanntlich fingen die Engländer am 19 April 1775 ungereizt die Feindseligkeiten an. Der letzte englische Gouverneur von Massachusets, General Gage, schickte ein Detaschement von etwa tausend Mann aus Concord nach Boston ab, um einige Kanonen und Kriegsmunition unbrauchbar zu machen, welche die Amerikaner dorthin gebracht hatten, um sich im Nothfall zu vertheidigen. Dieses Detaschement gab, beym Durchmarschiren in Lexington, auf eine daselbst exercirende Kompagnie Landmilitz Feuer, und erlegte sieben oder acht Soldaten. Da

dieses bekannt wurde, so eilten die Einwohner von allen Orten herbey, und die Engländer verloren über zweyhundert Mann, bis endlich Lord Percy ihnen zu Hülfe kam, und ihren Rückzug nach Boston deckte. Alle Handlungen der Amerikaner bewiesen bey dieser Gelegenheit, daß nichts als Freyheitsliebe und Eifer fürs gemeine Beste sie beseelte. Ein gewisser Herr Hasket-Darby befand sich, als das Allarmzeichen gegeben wurde, mitten unter seinen Kindern, von welchen der älteste höchstens dreyzehn Jahr alt war. Sie alle richteten ihre Blicke auf ihn, und er sahe sie wieder mit weinenden Augen an. In dem Augenblicke kam seine Frau, nahm die Muskete von der Wand, hing sie nebst der Patrontasche ihrem Manne über die Schultern und er ging. Diese ganze stumme Scene dauerte kaum eine halbe Minute.

3.

Am zwölften October 1776 landete die englische Armee unter dem General Howe auf der Halbinsel Frogs-Point, bey West-Chester, in dem Staate Neuyork. Ein gewisser John Smith, dessen Güter in der Nähe lagen, war genöthigt, alles im Stiche zu lassen, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen. Er ging nach Neu-Rochelle, nebst seiner Familie, welche aus seiner siebzigjährigen Schwiegermutter, seiner Frau und zehn Kindern, wovon das älteste noch nicht ein und zwanzig Jahr alt war, bestand. Da sie in der Zeit weiter nichts, als die Kleider, die sie trugen, hatten mit sich neh-

men können, so sahen sie sich nun auf einmal aus dem Ueberfluß in den dürftigsten Zustand versetzt. Das war aber noch nicht alles. Das schnelle Vorrücken des Feindes zwang die unglückliche Familie, wenig Tage nachher, sich zu trennen. Der älteste Sohn hatte am sechzehnten September in dem Scharmützel bey Harlem-Hights eine Wunde empfangen, und befand sich deswegen unter den Händen des Wundarztes. Indessen gelang es ihm, sich nebst seinem Vater und zweyen seiner Brüder durch die Flucht zu retten. Der Rest der Familie blieb in der Gewalt des Feindes, den Schmerzen der Trennung und den Schrecknissen einer traurigen Zukunft überlassen. Die Feinde machten große Fortschritte, und die Wiedereroberung von Amerika schien nahe bevorzustehen. Die Familie wurde nach Neuyork gebracht, wo ihr Elend so groß war, daß sie eine Woche lang nichts als Kartoffeln zu essen hatten. Nachdem das Fort Washington übergegangen und der grösseste Theil der amerikanischen Truppen geschlagen war, meldete sich der junge Smith, dessen Wunden indessen geheilt waren, als Parlamentsbeisitzer bey den englischen Vorposten mit einem Briefe von den Generals Lee und Sullivan, worinn der General Howe ersucht wurde, die Familie Smith frey zu geben. Diese Bitte schien bey der gegenwärtigen Lage ziemlich sonderbar und dreist zu seyn. Einige Freunde stellten den Frauenzimmern vor, sie möchten bleiben, weil Neuyork der einzige sichere Platz auf dem festen Lande zu seyn schien, und man gewiß glaubte, daß sich derselbe in kurzem an die Engländer würde ergeben

müssen. Frau Smith war die Tochter eines englischen Officiers, der in dem vorletzten Kriege zu Carthagena gestorben war. Erziehungsvorurtheile mußten bey ihr die Furcht noch um ein großes erhöhen, welche ihr die siegreichen Unternehmungen des Feindes, und seine scheinbare Stärke verursacht hatte. Dennoch gewann die Liebe zu ihrem Gatten und Kindern die Oberhand. Sie entschloß sich, wenn sie Erlaubniß dazu erhielte, das englische Lager zu verlassen, und ging zum General Howe, bey welchem sie eine weit bessere Aufnahme fand, als das Betragen seiner Truppen hatte erwarten lassen. Sie erfuhr von ihm, er hätte zu Frogspoint in ihrem Hause sein Abtrittsquartier genommen, und wäre also von ihrer vorigen und gegenwärtigen Lage vollkommen unterrichtet. Er setzte hinzu, er wüßte, daß sie sich entschlossen hätte, zu der amerikanischen Armee zurückzukehren, und daß ihr ältester Sohn bey derselben als Major stünde. Vermuthlich hätte sich dieser durch jugendliche Neigung zum Soldatenstande hinreissen lassen; sie möchte ihm also melden, daß er, im Fall diese Neigung so entschieden wäre, eine Officiersstelle bey der königlichen Armee erhalten könnte. Er versprach ihr auch auf sein Wort, als Kavalier, es sollten alle ihre Güter wieder herausgegeben, und der erlittene Schade ersetzt werden, wenn sie nebst allen den ihrigen ins englische Lager zurückkäme. Frau Smith dankte dem General und antwortete, sie würde sich nach dem Gutachten ihrer Familie richten. Mittlerweile wartete der junge Smith auf die Antwort des Generals. Er befand sich zu Kingsbridge, wo der Oberste Campbell, ein

junger Schottländer von vortreflichem Charakter, commandirte. Er wurde daselbst sehr gut behandelt; was ihn aber vorzüglich rührte, war der Besuch eines seiner ehemaligen Mitschüler, welcher als Officier bey der feindlichen Armee stand. Dieser wünschte unter vier Augen mit dem jungen Smith zu reden, welcher aber eine solche Unterredung, als seiner Ehre zuwider, ausschlug. Indessen gingen die übrigen Officiers, einer nach dem andern, fort, und Smiths Bekannter redete so mit ihm, daß dieser endlich antwortete: „Ich erinnere mich, nie etwas gethan zu haben, was sie zu der Muthmassung veranlassen könnte, daß ich jemals fähig seyn würde, eine Partey deswegen zu verlassen, weil ihr das Glück nicht günstig ist. Eher hätten sie begreifen sollen, daß gerade unter den gegenwärtigen Umständen ihr Antrag am aller unschicklichsten seyn muß. Diese Unterredung beleidigt mich aufs empfindlichste, und hat schon allzu lange gedauert. Um sie ganz abzubrechen, sehe ich mich genöthigt, sie zu bitten, daß sie mich lieber verlassen.“ Zwey Tage nachher erhielt der junge Smith um Mitternacht die Antwort des englischen Generals, und sogleich liessen verschiedne von seinen Bekannten sich zum Frühstück mit ihm und seiner Mutter melden. Er überlegte sich alle Umstände, und da er befürchtete, daß die Unglücksfälle der Familie einen allzu tiefen Eindruck auf seine Mutter gemacht haben möchten, so beschloß er, der Zusammenkunft mit ihr lieber auszuweichen. Er bat um Führer, und reiste noch in derselben Nacht ab. Die Mutter kam nebst der übrigen Familie im amerikanischen Lager an. Sie

fand ihren Mann in Connecticut und meldete ihm die Vorschläge des General Howe, und beschwur ihn zugleich dieselben ja nicht abzuweisen. Er antwortete, er wollte erst die Meinung seines Sohns hören, welcher den folgenden Tag ankommen sollte. Nach seiner Ankunft schilderte ihm die Mutter die englåndische Macht mit den stärksten Ausdrücken, und sagte ihm, was für Vorschläge ihre Freunde und General Howe gethan hätten. „Es hängt nunmehr, schloß sie, von dir ab, mein Sohn, was geschehen soll; dein Vater hat nichts entscheiden wollen, bis er deine Meinung gehört hat. Auf diese kommt es an, ob wir zu unserm vorigen Wohlstand zurück kehren, oder in unserm jetzigen Elend bleiben sollen.“ Mittlerweil ging der Vater im Zimmer auf und ab, ohne etwas zu sagen. Der junge Mensch antwortete im Ausbruch des bittersten Schmerzes: „liebe Mutter, ich könnte sie fragen, ob sie mich zu einer Handlung bereden wollen, die mich auf immer entehren würde. Um indessen mit möglichster Mäßigung zu antworten, muß ich Ihnen sagen, daß dieses eine Sache ist, worüber ich nicht entscheiden kann. Morgen will ich zum General Washington reisen um ihn um seine Meinung zu fragen. Ich weiß seine Antwort schon im voraus; indeß hoffe ich, er wird mir einen Paß und die Erlaubniß geben, Sie und unsre übrige Familie ins englische Lager zu begleiten. Habe ich diese letzte Pflicht erfüllt, so werde ich Abschied nehmen und mich auf immer von Ihnen trennen.“ Hier konnte der Vater nicht länger an sich halten, er umarmte den Jüngling und drückte ihn fest an seinen Bu-

sen. „Du hast Recht, mein Sohn, rief er, du hast gesprochen, wie ichs von dir erwartete. Gehe auf dem Wege fort, den du betreten hast; Gott wird mit dir seyn, und deines Vaters Segen dich überall begleiten.“ Dieser junge Smith ist jetzt Legationssecretair zu London, wo er die Tochter des Herrn Adams, bevollmächtigten Ministers der vereinigten amerikanischen Staaten am englischen Hofe geheyrathet hat.

4.

Nach dem bekannten Rückzug des Generals Washington durch Neu-Jersey im December 1776 fand sich eine Menge Freywilliger von allen Orten im Lager ein, sobald sich das Gerücht verbreitet hatte, daß der General nicht mehr als 2500 Mann bey sich habe. In der Nacht vom 26sten auf den 27sten December ging Washington, ungeachtet es außerordentlich kalt war und sehr schneiete, über den Delaware zurück, um den Feind bey Trentown zu überrumpeln, und an weiterem Vordringen zu hindern. Er schickte den General Sullivan nebst einem Theil der Truppen längst dem Flusse hin, und ging mit der übrigen Mannschaft, welche General Green kommandirte, auf dem längsten Wege fort. Zwey oder drey englische Meilen von Trentown machte General Sullivan Halt, um den General Green zu erwarten, und untersuchte mittlerweile die Gewehre seiner Leute, wo sichs denn fand, daß der Nässe wegen unter fünf Musketen kaum eine im Stande war Feuer zu geben. Sullivan

schickte deswegen sogleich seinen Adjutanten, den Major Smith, (eben den, von welchem wir gleich vorher geredet haben) zum Feldherrn, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Washington sahe den Adjutanten mit festem Blick an, und ließ sich den Auftrag des Generals Sullivan wiederholen. „Eilen sie, sprach er endlich, mit entschloßnem Ton, eilen sie eben so geschwind, als sie gekommen sind, zu ihrem General zurück, und sagen ihm, daß er seine Leute, wenn sie nicht feuern können, die Bajonets aufpflanzen lassen, und mit ihnen in Trentown eindringen soll; denn die Stadt muß schlechterdings dem Feinde weggenommen werden, und ich will es." Kaum kam der Adjutant zu Greens Detachement zurück, als die Soldaten, welche die ganze Nacht durch Schnee und Eis gewatet hatten, aufhorchten, um die Antwort des Kommandanten zu hören. Smith hatte noch nicht ausgeredet, als alle die Bajonette aufsteckten, ohne das Commando zu erwarten, da indessen der General Sullivan zu Pferde stieg. Das ganze Korps marschirte, wie von einem Geist getrieben, schleunigst fort, und drang in Trentown an einem Ende der Hauptstraße ein: zugleich kam General Green am andern Ende der Stadt an. Die feindlichen Truppen wurden herausgetrieben, noch einmal hinter der Stadt angegriffen, und so in die Enge getrieben, daß sie sich auf Gnade ergeben mußten.

5.

Zu Anfang des Winters 1778 nahm der Oberste Clark aus Virginien, jetzt General, das illinesische Gebiet ein, und errichtete ein kleines Fort daselbst. Nachdem dieses geschehen war, unternahm er eine wichtige Expedition gegen den Missisippi, in der Erwartung, daß die rauhe Jahrszeit diese Gegend dem entfernten und auf der Nordseite stehenden Feinde unzugänglich gemacht haben würde. Als er zurück kam, fand er, daß Hamilton, Gouverneur der Landenge, des Schnees und Eises ungeachtet, über die ungeheure Fläche marschirt war, und sich in dem Fort mit hundert und zwanzig Mann regulirter Truppen verschanzt, zugleich aber dreyhundert Indianer, die bey ihm waren, in die Nachbarschaft auf Fouragirung ausgeschickt hatte. Clarks Truppen waren nur hundert und funfzig Mann stark, und hatten weiter kein Geschütz als Musketen. Ihr Anführer verheelte ihnen die Gefahr nicht, in welche sie sich begäben, wenn sie einen so vortheilhaft postirten Feind ohne Artillerie angreifen wollten, zumal da es ihnen nicht möglich war, sich dem Fort zu nähern, ohne bis an den Hals ins Wasser zu gehen. „Aber, brave Kameraden, setzte er hinzu, alles ist verloren, wenn wir dieses Fort in des Feindes Händen lassen." Wir hören, Herr Oberst, riefen alle Soldaten, wie mit einer Stimme, „wir wollen unser Leben theuer genug verkaufen, und sie sollen uns nicht weichen sehen." Die Regierung hatte beinahe schon ein Jahr lang keine Nachrichten aus den dasigen Gegenden erhalten. Clark schickte also vor dem Angriff einen

Courier nach Williamsburg, um den Kongreß von dem, was vorgegangen war, zu benachrichtigen. Er meldete, daß alle seine Soldaten einstimmig beschlossen hätten, den Feind troz aller Gefahr anzugreifen, und schloß seinen Brief mit der Bitte, diese Verwegenheit in Rücksicht auf die Wichtigkeit der Sache zu verzeihen. Sobald als der Courier abgefertigt ward, ließ Clark Sturm laufen, nahm das Fort ein, und bekam den Gouverneur Hamilton gefangen, welchen er neunhundert englische Meilen weit zum Kongreß schickte. Dieser Vorfall ereignete sich im Frühjahr 1779.

6.

Im März 1779 nahm General Scott Urlaub, um seine Familie in der Grafschaft Powhatan in Virginien zu besuchen. Ein alter Mann aus der Nachbarschaft besuchte ihn gleich nach seiner Ankunft, um sich nach seinen beyden Söhnen zu erkundigen, welche seit einiger Zeit bey der Armee des Generals Washington dienten. Scott antwortete mit der innigsten Rührung, daß beyde geblieben wären. „O, Herr General, rief der Alte aus, meine Söhne sind den Tod fürs Vaterland gestorben, sie haben ihr Leben für die gute Sache aufgeopfert. Ich habe noch einen Sohn, der eben im Begriff war zu seinen Brüdern zu gehen. Der wackre Junge ist voll guten Willens, wollen Sie ihn, wenn Sie wieder zur Armee gehen, mitnehmen, so steht er zu Ihren Diensten.“

7.

Ehe noch der General Scott wieder zur Armee gekommen war, that der Feind im Frühling 1779 einen plötzlichen Einfall in Virginien. Er war 2500 Mann stark, und wurde von einem Linienschiff, einigen Fregatten, und vielen kleinen Kriegsschiffen unterstützt. Da keine regulirten Truppen in der Gegend standen, so hatte Thomas Nelson, General der Militz, ein allgemein beliebter und geschätzter Mann, das Commando. Da indessen die Generalversammlung der Staaten die Erfahrung, welche der General Scott seit dem Anfang des Kriegs sich erworben hatte, bedachte, so beschloß man, ihn zu ersuchen, daß er bey dieser Gelegenheit das Commando der Landmilitz übernehmen möchte. Dieser Schluß verursachte einiges Mißvergnügen, weil man glaubte, es geschähe hiedurch dem General Nelson unrecht: zumal da Scott niemals eine öffentliche Bedienung bekleidet hatte, und um vieles jünger war, als Nelson. Da dieser letztere sahe, daß man mit dem Schlusse der Generalassembly unzufrieden war, so machte er bekannt, er würde sichs zur Ehre schätzen, unter dem General Scott zu dienen, dessen Befehle er auch wirklich alle Morgen, so lange als dieser Feldzug währte, mit dem grössesten Eifer einholte und vollzog.

Im Frühling 1781 wurde Nelson zum Gouverneur von Virginien erwählt, und diente dabey immer noch bis zur Einnahme von York-Town, als General der Militz, unter dem Marquis de la Fayette. Da sich der Feind in seinem Hause, einem

der schönsten und geräumigsten in der ganzen Gegend, sehr vortheilhaft verschanzt hatte, so setzte er einen Preis von zehn Guineen für den französischen Bombardier aus, der die erste Bombe auf das Haus werfen würde, ungeachtet alle Officiers der Meinung waren, daß man es schonen sollte.

Da er in der Folge im J. 1784 in einem viel kleinern Hause, als das vorige gewesen war, eine zahlreiche Gesellschaft zur Tafel bey sich hatte, so sagte er in Scherz zu dem Marquis de la Fayette und dem Chevalier de Caraman; wenn sie nicht Platz genug hätten, so müßten sie sich erinnern, daß Geschicklichkeit der französischen Bombardiers daran schuld wäre.

8.

Vier Tage nachdem die Engländer in Virginien eingefallen waren, befanden sich im Hauptquartier zu Williamsburg nur achthundert Mann von der Landmilitz und vierhundert Recruten. Es kam ein Brief an, in welchem der Untergouverneur von Südcarolina aufs dringendste um Succurs bat. Man deliberirte hierüber im Staatsrath; einige Mitglieder desselben wären der Meinung, man sollte die Recruten, welche eigentlich für Südcarolina bestimmt waren, zurückbehalten bis der Feind vertrieben wäre; allein die gegenseitige Meynung wurde mit Mehrheit der Stimmen beliebt. „Denn, sagte einer in der Versammlung, wenn die Landmilitz

miliz nicht im Stande ist, das Land gegen eine Handvoll Feinde zu vertheidigen, so sind wir nicht werth es zu besitzen.“

9.

Die Standhaftigkeit, welche eine Mutter bey dieser Gelegenheit zu erkennen gab, verdient billig dem so oft gerühmten Heldenmuth der Alten an die Seite gesetzt zu werden. Sie und ihre Tochter waren beschäftigt die Pickelhauben und andre Montirungsstücke für zwey ihrer Söhne in Ordnung zu bringen. Indem sie dieses that, sagte sie zu einer Dame, welche bey ihr war: „wie traurig ist es doch, seine Zeit mit solchen Beschäftigungen hinbringen zu müssen, aber wie tröstend ist es auch für eine Mutter, Kinder zu haben, denen es nicht an Muth fehlt, für ihr Vaterland zu fechten.“ Hierauf blickte sie ihren dritten, etwa dreyzehnjährigen Sohn an, und sagte: „schade, daß der Bursche da noch nicht erwachsen ist!“ Diese Frau heißt Anne Randolph de Curles, und ist eine Schwester der Obersten Richard und Evrard Meade. Ihre Mutter, eine sehr alte Frau, bezeigte, als sie ihre Enkel sich voller Muth rüsten und zu Pferde steigen sahe, rief ihnen nach: „geht, brave Kinder, und jagt die Mordbrenner aus dem Lande.“

10.

Richard und Evrard Meade standen zu Anfang des Kriegs als Capitains bey einem Regimente. Die Generalassembly ernannte den erstern zum Oberstlieutenant, aber das vereinigte Zureden aller seiner Freunde war nicht vermögend, ihn zu Annehmung dieses Posten zu bewegen, weil er aus Mißtrauen gegen sich selbst nicht glaubte, ein Regiment kommandiren zu können. Die Assembly wollte hierauf die Stelle dem Evrard Meade geben; allein dieser betheuerte, er würde nie eine Stelle annehmen, wo sein ältester Bruder unter seinen Befehlen stünde. Man mußte daher einen andern Oberstlieutenant ernennen, und Richard Meade gieng als Adjutant zum General Washington.

11.

In der Schlacht bey Monmouth am 28 Jun. 1778, feuerten zwey von den vordersten Batterien sehr lebhaft auf einander. Da die Hitze sehr groß war, so lief die Frau eines amerikanischen Kanoniers immer hin und her, um Wasser aus einer nahen Quelle zu holen und ihrem Manne zu bringen. Indem sie eben zu ihm gehen wollte, sah sie ihn fallen. Sie eilte ihm beyzustehen, fand aber, daß ihre Hülfe vergeblich war. In dem nämlichen Augenblicke hörte sie, daß der kommandirende Officier Befehl gab, die Kanone wegzuschaffen, und sich zugleich beklagte, daß er niemand hätte, den er an den Platz des gebliebenen braven Artilleristen stellen

könnte. „Nein! schrie die beherzte Molly, die Kanone soll nicht müßig stehen! Weil mein lieber braver Mann nicht mehr lebt, so will ich wenigstens, so lange als ich lebe, mein Möglichstes thun, ihn zu rächen.“ Hiemit stellte sie sich hinter die Kanone, und bediente dieselbe, so lange als die Schlacht währte, mit so vielem Eifer und Geschicklichkeit, daß aller Augen auf sie gerichtet waren. General Washington gab ihr den Rang als Capitain Lieutenant, und wirkte ihr halbe Besoldung auf Lebenszeit aus. Sie trägt jetzt Uniform und heißt überall Capitain Molly.

12.

Im März 1783 kam die Alliance, eine amerikanische Fregatte auf dem Wege von der Havannah nach Boston zum Gefecht mit einer englischen Fregatte. Ein junger siebzehnjähriger Amerikaner wurde von einer Kugel getroffen, welche ihm den einen Fuß zerschmetterte. Man wollte ihn wegbringen. „Laßt es nur seyn, sagte er, ich habe noch Kraft genug mich zu halten, und kann hier noch etwas nützen.“ Jedermann bewunderte die Thätigkeit, womit er seinem Posten vorstand. Eine zweite Kugel zerschmetterte ihm auch den andern Fuß, und nun mußte man ihn dem Wundarzt übergeben. Dieser lößte den einen Fuß ab, äußerte aber nachher, daß es wohl besser gewesen wäre,

wenn er den Fuß weiter oben am Knie abgenommen hätte. Nun so schneiden sie noch einmal, sagte der junge Mensch: da er aber hörte, daß diese zweite Operation nur der Verunstaltung vorbeugen sollte, so sagte er, das würde der Mühe nicht verlohnen. Vier Tage nachher lößte man ihm den andern Fuß ab, und kurz darauf starb er zu Rhodeisland, wo die Fregatte vor Anker gegangen war.

13.

Geraume Zeit vor dem tragischen Ende des Major Andre', ergriffen die Engländer den Kapitain Nathan Hale aus Connecticut, einen jungen Mann von der glücklichsten Bildung und dem liebenswürdigsten Charakter, welcher verkleidet ausgegangen war, um die feindlichen Operationen auszukundschaften. Er wurde als Spion zum Tode verurtheilt. — Andre' war wenigstens Zeuge von dem Mitleid und der Menschlichkeit seiner Richter, oder vielmehr der ganzen amerikanischen Armee. Der junge Amerikaner hingegen wurde bis auf den letzten Augenblick verhöhnt. „Ein schöner Tod für einen Soldaten," sagte ein Englischer Officier spöttisch, da Hale schon unterm Galgen stand. „Mein Herr, erwiederte dieser ganz gelassen, es giebt keine Todesart, die nicht durch eine so gute Sache geadelt würde." Dieses waren seine letzten Worte, welche der englische Gardelieutenant Taylor,

ein sehr wackerer Officier, dem amerikanischen Obersten Blackdon mit vieler Rührung erzählt hat.

Der Oberste David Humphreys, amerikanischer Legationssecretair in Frankreich, war ein Mitschüler des Kapitain Hale gewesen. Er hat mich versichert, nie einen fähigern, unverzagtern und allgemeiner beliebten jungen Mann gekannt zu haben. Damals als Hale sich aufmachte, um die Stellung und die Absichten des Feindes auszukundschaften, hatte sich General Washington noch keine Korrespondenz verschaffen können. Die Anschläge und Bewegungen der feindlichen Armee waren ihm ganz unbekannt, da diese hingegen von den seinigen aufs genaueste unterrichtet war. Um die nöthigen Nachrichten einzuziehen, brauchte er einen eben so klugen als beherzten Mann. Hale hatte schon alles untersucht, und war schon auf dem Rückwege bis zu dem äußersten feindlichen Posten gekommen als er erkannt wurde. Ihn verrieth ein leiblicher Vetter, der in seines Vaters Hause mit ihm erzogen worden, und den Tag vorher zur englischen Armee übergegangen war.

Ein amerikanischer Officier erwähnte von ohngefähr den Kapitain Hale in Gegenwart des Major Andre. Dieser wurde dadurch tief erschüttert, und sagte, er könne diesen Mann nie ohne den innigsten Schmerz nennen hören. Der Amerikaner bat ihn hierauf in den bescheidensten Ausdrücken seiner Unbehutsamkeit wegen um Verzeihung.

Kapitain Hale wurde mit Verachtung und ohne die geringsten Formalitäten, die doch ein solcher Fall erforderte, zur Richtstätte gebracht. Major Andre hatte zu Richtern acht Generals, unter welchen der General Green, der Marquis de la Fayette, und der Baron von Steuben war. Ein Theil der Truppen stand unterm Gewehr, und von allen diesen tapfern Leuten, die ihr Leben so oft unverzagt gewagt hatten, war keiner, den diese Trauerscene nicht innigst gerührt hätte. Bedenkt man, daß Andres Hinrichtung nach Hales Tode vorfiel, so muß der Unterschied zwischen dem Betragen der Amerikaner und der Engländer um desto mehr auffallen.

14.

Nach der Schlacht bey Newtown am Fluß Susquehannah, am 29sten August, wo der General Sullivan die Indianer und ihre Anführer Brant und Butler aus dem Felde schlug, war nur noch auf zwey und zwanzig Tage Mundvorrath bey der Armee. Da der General von den Führern erfuhr daß er eben so viel Tage brauchte, um zu dem äußersten Posten seiner Bestimmung ins Land der Genesee Indianer zu kommen, so ließ er die Obersten der Regimenter zusammen berufen, und stellte ihnen vor, daß es unmöglich seyn würde, die Befehle des Kongresses auszuführen, wenn sich die Armee nicht sechs Wochen lang mit halben Por-

tionen begnügen wollte. Darunter war nämlich ein halbes Pfund Rindfleisch und eben so viel Mehl für jeden Mann täglich zu verstehen: denn man hatte sonst weiter nichts zu essen, und zum Trinken war nichts da, als Wasser. Jeder Oberste trug die Sache an der Fronte seines Regiments vor, und machte bekannt, daß diejenigen, welche sich den Vorschlag gefallen liessen, nur dreymal Ja rufen dürften. Die ganze Armee schien, wie mit einer Stimme, Ja zu rufen; indessen mußte man sich doch genauer von den Gesinnungen aller belehren. Die Obersten kündigten an, es würde nothwendig seyn die Bleßirten ins Hauptquartier zu schaffen, man würde ihnen eine Escorte geben müssen, und dazu sollten diejenigen genommen werden, die keine Lust hätten, weiter zu marschieren; diese möchten also nur aus den Gliedern heraustreten. Allein es trat auch nicht einer heraus, und man mußte die Leute zu Begleitung der Verwundeten durchs Loos zusammenbringen.

15.

Nach der Einnahme von Charles-Town im Jahre 1780, (wo sich nicht, wie die englischen Blätter meldeten, 6000, sondern 1700 Amerikaner, an eine feindliche Armee von 14000 Mann ergeben mußte), blieb daselbst bis zum Frieden eine beträchtliche Anzahl englischer Truppen in Garnison. In dieser ganzen Zeit bewiesen die Bürger der

Stadt eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Viele blieben lieber im Gefängniß, liessen lieber ihre Güter und Häuser verwüsten und plündern, als daß sie sich dazu hätten verstehen sollen, wieder Unterthanen des Königs von England zu werden. Die amerikanischen Damen insonderheit betrugen sich auf eine sehr edle Art. Sobald als die Feinde sich der Stadt bemächtigt hatten, fingen sie an, schwarz und weisse Bänder, die Farben der amerikanisch-französischen Allianz zu tragen. Sie liessen sich durch die Bälle und Festins, welche die englischen Officiers gaben, nicht blenden, gestatteten auch diesen keinen Zutritt in ihren Gesellschaften. Lieber gingen sie vor die Stadt hinaus zu den amerikanischen und französischen Officiers, welche der Feind dorthin verwiesen hatte, um mit denselben eine frugale Mahlzeit und ländliche Vergnügungen zu theilen. Ließ sich einer von diesen auf den Straßen von Charlestown sehen, so beeiferten sich die Damen der Stadt in die Wette, ihn zu bewirthen. Dieses Betragen beleidigte den Stolz und die Eigenliebe der englischen Officiers, um desto mehr, da sie fühlten, daß sie es verdient hatten. Gegen die ausdrücklichen Bedingungen der Kapitulation hatten sie die amerikanischen Soldaten, englische Dienste zu nehmen, gezwungen, und in die westindischen Inseln geschickt. Man vergalt nachher dem Feinde alles reichlich zu York Town, wo die Amerikaner der englischen Besatzung dieser Stadt eben solche harte Bedingungen machten, als die von Charles-Town gewesen waren.

16.

Da die pensylvanischen Soldaten keine Löhnung erhielten, und viele von ihnen über die bedungne Dienstzeit zurückgehalten wurden, so erregten sie zu Ausgang des Jahres 1780 einen Aufstand, trennten sich von der Armee, und marschirten nach Philadelphia zu. Es waren ihrer ungefehr 2000 Mann, aber kein einziger Officier gieng mit ihnen. Um gute Ordnung unter sich zu erhalten, liessen sie ihre Sergeanten einen Stab formiren, welchem sie alle Vollmacht ertheilten. Der General Clinton schickte Leute aus, welche diese pensylvanischen Soldaten auf die Seite der Engländer zu ziehen suchen, und ihnen Geld, Kleidungsstücke, und Dienstfreyheit versprechen sollten. Die Emissarien thaten ihr möglichstes ihren Auftrag auszurichten. Man brachte sie aber vor die Sergeanten, und diese sagten: „Clinton hält uns also für Verräther? — Es ist wahr, wir haben Ursache uns über den Kongreß zu beschweren; allein wenn die englischen Truppen aus New-York herauskommen, so sollen sie es mit uns zu thun haben, und wir wollen nachher schon zusehen, wie wir uns mit unsern Landsleuten vergleichen. Clinton wird finden, daß es in Amerika nur einen einzigen solchen Verräther, wie Arnold ist, giebt."

Die Officiers der pensylvanischen Soldaten, selbst der General Wayne, hatten auch das amerikanische Lager verlassen, und blieben in der Nähe der Abtrünnigen, ohne sie aus den Augen zu verlieren. — Die Sergeanten hielten mit Recht Clintons

Emissairs für Spions, da sie sich aber nicht getrauten in dieser Sache zu entscheiden, so schickten sie diese Leute zu den Officiers, um über sie Standrecht zu halten. Sie wurden sämmtlich zum Tode verurtheilt und als Spions gehangen.

Der Präsident von Pensylvanien begab sich ins Lager der abtrünnigen Truppen. Diese empfingen ihn mit allen militairischen Ehrenbezeugungen, ob sie gleich entschlossen waren, nicht mit ihm sondern gerade zu mit dem Kongreß in Unterhandlung zu treten. Mit vieler Mühe liessen sie sich endlich bereden, dem Präsidenten ihre Beschwerden vorzutragen, und vielleicht würden sie das nicht einmal gethan haben, wenn nicht General Wayne, und die Obersten Steward und Butler, auf welche sie viel Vertrauen hatten, und die deswegen auch in ihr Lager kommen durften, ihnen zugeredet hätten. Nach vielen Hin- und Herreden wurde der Zwist endlich beygelegt, und die Soldaten drangen nicht weiter auf Foderungen, welche jetzt zu befriedigen unmöglich war.

17.

Kurze Zeit nachdem der General Arnold zu den Engländern übergegangen war, hielt der Baron Steuben, als Generalinspector eine Musterung der Truppen von Connecticut. Er erblickte unter diesen einen Burschen von sehr glücklicher Bildung, welcher auf Befragen, wie er hiesse, den Namen

Arnold angab. „Schade, sagte der Baron, daß ein so wackrer Bursche einen so infamen Namen hat.“ Der Soldat antwortete bescheiden, er schätzte sich selbst sehr unglücklich, daß er keinen andern Namen hätte. Willst du Steuben heissen, erwiederte der Baron, so will ich dirs gern erlauben. Der Soldat schwieg. Als aber die Revüe zu Ende war, bat er um Urlaub. So bald als er zu Hause angekommen war, gab er bey der Regierung von Connecticut eine Bittschrift ein, worinn er um die Erlaubniß, nicht mehr Arnold, sondern Steuben heissen zu dürfen, ansuchte. Seine Bitte wurde ihm gewährt, und nunmehr kehrte er zur Armee zurück. Der Baron Steuben schenkte ihm seine Zuneigung, und gab ihm, so lange als der Krieg währte, alle Jahre eine neue Montur.

18.

Bey der ganzen Armee hatte man einen unbeschreiblichen Abscheu gegen den Namen Arnold. In einem Briefe des Generals Washington an den Marquis de la Fayette, welcher aufgefangen, und mit dem Briefwechsel der englischen Generals Clinton und Cornwallis gedruckt wurde, lobt der amerikanische Feldherr seinen Freund, daß er alle Unterhandlungen mit dem Verräther Arnold abgelehnt habe. — Ungefehr um eben diese Zeit hatte Arnold, nach dem Tode des Generals Philips, das Commando der englischen Armee in Virginien erhal-

ten, welches er bis zur Ankunft des Lord Cornwallis führte. Während dieser Zeit schickte ein Officier von der amerikanischen Militz einen Sergeanten gewisser Angelegenheiten wegen ins englische Lager. Man muß wissen, daß Arnold wegen einer Blessur, die er noch im Dienste der amerikanischen Staaten erhalten hat, mit dem einen Fusse hinkte. Er fragte den Sergeanten, was die Amerikaner wohl mit ihm anfangen würden, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekämen. „Herr General, war die Antwort, ihr Fuß, der im Kriege fürs Vaterland verwundet worden ist, würde mit allen Ehrenbezeigungen beerdigt, ihr übriger Körper aber gehangen werden.“

19.

Zu Ausgang Februars 1781 zogen die vereinigten amerikanischen und französischen Truppen zu einer Unternehmung gegen Portsmouth in Virginien aus. Die Franzosen giengen zu Rhodeisland mit einer Escadre und einem Detaschement Landtruppen unter Segel: der Marquis de la Fayette aber schickte aus dem amerikanischen Lager bey Westpoint zwölfhundert Mann leichtes Fusvolk ab, welche er zu Head of Elk auf Schiffe bringen ließ, um zu Annapolis eine Landung zu thun. Jedermann ist von dem Seegefecht unterrichtet, welches Herr de la Touche gegen die überlegene Flotte der Engländer mit so großem Ruhm aushielt. — Da sich die

englische Escadre in den Meerbusen zurückzog, so gingen die Franzosen nach New=York zurück, und die Militz wurde verabschiedet. Das Detachement des Marquis de la Fayette wurde zu Annapolis von einigen kleinen englischen Fregatten blockirt. Diese vertrieb den Marquis durch einige Stücke grobes Geschütz, welche er auf flache Fahrzeuge hatte setzen lassen, und benutzte hierauf einen günstigen Wind, um nach Head of Elk zurückzukehren. Da die Unternehmung, welche er im Sinne hatte, Verschwiegenheit erfordert, so waren die mit ihm aus dem Lager gezognen Truppen mit keinem Vorrath versehen, weil er höchstens nur drey bis vier Tage abwesend zu seyn gehofft hatte. Da sie nach sechs Wochen endlich wieder im Lager eintrafen, so erhielt der Marquis vom General Washington Befehl, wieder nach Virginien zu gehen, um das Land so viel als möglich, mit der dort gesammelten Militz zu vertheidigen. Washington hatte nämlich entdeckt, daß der Feind einen Anschlag auf Virginien machte. Er selbst mußte mit seinen eignen und den französischen Truppen unter dem Grafen de Rochambeau die Armee von Neu=York beobachten, und der General Green stand in Südkarolina hundert und sechzig Stunden von Virginien. Der Marquis de la Fayette hatte weder Geld noch Lebensmittel, noch Kleidungsstücke für seine Truppen. Die nächste Stadt auf seinem Wege war Baltimore. Daselbst streckten ihm die Kaufleute funfzigtausend Livres vor, um dafür Leinwand zu Hemden für seine Leute zu kaufen. Am Abend nach seiner Ankunft zu Balti=

more wurde er zu einem Ball eingeladen. Da er in der Gesellschaft von seiner gegenwärtigen Lage sprach, so erboten sich die Damen freywillig, die Hemden selbst zu machen, und auch Leinwand für die Bedürfnisse des Feldlazareths zu liefern. Die meiste Sorge machte dem Marquis das Desertiren seiner Soldaten, welches seit drey Nächten sehr überhand genommen hatte, weil die Leute unzufrieden waren, daß man sie immer weiter von ihren Regimentern entfernte, und gegen den Sommer hin südwärts marschiren ließ. Selbst die Androhung der Todesstrafe war nicht vermögend sie zurückzuhalten. Der Marquis, welcher den Charakter der Nation kannte, machte endlich bekannt; „er wäre im Begriff, gegen einen mächtigen Feind zu marschiren, und hoffte, die Soldaten würden ihn bey diesem langen und beschwerlichen Feldzuge nicht verlassen; diejenigen aber, welche sich grober Vergehungen schuldig machen würden, sollten unverzüglich nach Hause geschickt werden.“ Er gab sogleich hievon ein Beyspiel, indem er einen Soldaten, der zum Tode verurtheilt war, fortjagte. Er machte hierauf einen forcirten Marsch von beynahe zweyhundert englischen Meilen, und kam auf diese Art wenig Stunden vor der Ankunft des Generals Philips nach Richmond. Er rettete diese Stadt und die dasigen öffentlichen Magazine nebst dem Archiv der virginischen Regierung vor dem Feinde. Der Feldzug dauerte sieben Monate, und obgleich die Soldaten in dieser Zeit keine Löhnung erhielten, und keine Schuhe hatten, so daß sie auf ihrem

langen Marsch, fast bey jedem Tritt blutige Fußstapfen zurückliessen, so desertirte doch während der ganzen Campagne auch nicht ein einziger.

20.

Die Engländer hatten den Kern ihrer Truppen unter Anführung des Lord Cornwallis zur Eroberung Virginiens bestimmt. Sie schienen von dem glücklichen Erfolg ihrer Unternehmung im Voraus so gewiß überzeugt zu seyn, daß der General Clinton in einem Briefe vom neunten Junius an den Lord Germaine schrieb, la Fayette könnte ihnen gar nicht entwischen. Diesem zufolge, nahm es der englische Minister als ausgemacht an, daß Virginien schon erobert, und das amerikanische Heer in Karolina, dessen Schicksal mit Virginiens Schicksal genau zusammenhing, gänzlich zerstreut seyn müßte. Er setzte daher in seinen nächsten Depeschen voraus, daß die siegende englische Armee, nachdem sie den Marquis de la Fayette geschlagen, in Maryland und Pensylvanien eingedrungen seyn würde. Es ist wahr, daß die Hoffnung des General Clinton nicht ganz grundlos war, weil die Amerikaner bey Eröffnung des Feldzugs der englischen Armee nur dreytausend Mann, wovon Zweydrittel Landmiliz waren, und auch in der Folge höchstens nur sechstausend Mann entgegenstellen konnten. Mit dieser kleinen Armee nahm der Marquis den Engländern fast ganz Virginien wieder ab,

ehe er noch die Verstärkung von dreytausend Franzosen erhielt, welche ihm der Marquis de Saint-Simon aus den französisch westindischen Inseln zuführte. Der Marquis de la Fayette hatte um diese Zeit sein Hauptquartier zu Williamsburg, wo er einige Korps Landmiliz an sich zog und alle Zugänge besetzte, um den Lord Cornwallis zu Lande einzuschliessen, indessen ihn die französische Flotte an der Küste in York-Town blockirte, wo dieser General nachher nebst mehr als siebentausend Mann regulirter Truppen, und ungefähr tausend Matrosen zu Kriegsgefangenen gemacht wurde.

Nach der Ankunft der französischen Flotte, war dem Marquis alles daran gelegen, falsche Nachrichten unter der feindlichen Armee auszustreuen. Man empfehl ihm, um dieses Vorhaben auszuführen, einen gemeinen Soldaten, Namens Morgan. Dieser wollte sich unter keiner andern Bedingung zu einer verstellten Desertion aus dem amerikanischen Lager verstehen, als wenn der Marquis ihm verspräche, daß in dem Fall, wenn er bey dieser gefährlichen Unternehmung entdeckt würde, und umkäme, in der Zeitung von Neu-Jersey, wo er her war, bekannt gemacht werden sollte, daß er auf ausdrücklichen Befehl, und um des gemeinen Besten willen desertirt wäre. Morgan ging hierauf ins feindliche Lager, sprengte falsche Gerüchte aus, und zog die Erkundigungen ein, die man ihm aufgetragen hatte. Da die französische Flotte angekommen war, desertirte Morgan wieder zu den

Ame-

Amerikanern, begleitet von sechs Engländern, die er mit ihm fortzugehen beredet, und einem Deutschen, den er auf einem entfernten Aussenposten zum Gefangenen gemacht hatte. Der Marquis bot ihm ansehnliche Belohnungen und eine Sergeantenstelle an, konnte ihn aber nicht bereden es anzunehmen. „Nein, Herr General, sagte Morgan, nicht Ehrgeiz sondern Liebe zu meinem Vaterland hat mich getrieben, Kriegsdienste zu nehmen. Ich glaube als gemeiner Soldat mehr nützen zu können, als wenn ich Sergeant wäre, und jeder gute Bürger muß dem Vaterlande in der Stelle dienen, wo er ihm am meisten nützen kann.“ Auch nachher wollte Morgan niemals etwas von weiterer Beförderung hören, so sehr ihm auch der Marquis zuredete.

21.

Die damalige Lage der Angelegenheiten in Virginien machte es nothwendig, dem Heerführer außerordentliche Vollmacht zu ertheilen. Die Gewalt, welche der Kongreß dem Marquis de la Fayette einräumte, war so weit umfassend, als es die Umstände foderten. Das Ansehen und die Liebe, welche er sich bey den Amerikanern erwarb, zeigen hinlänglich, was für einen Gebrauch er von jener Vollmacht gemacht hat. Klugheit war bey allen Vorfällen im Kriege seine einzige Führerinn, unge-

achtet er damals erst vier und zwanzig Jahr alt war. Die Zuneigung und Hochachtung eines ganzen Volks, wie er sie besaß, können nur die Frucht eines seltnen Verdienstes seyn. Schon vorher kannte man seine Klugheit, welche ihm vorzüglich allgemeine Bewunderung erwarb. Es giebt keine Art von Kriegsoperationen, die ihm der General Washington nicht aufgetragen, keine Art von politischen Geschäften, worinn sich nicht der Kongreß und die Regierungen der einzelnen Staaten seiner Mitwirkung bedient hätten. Ein Jahr vorher, ehe der Marquis jenen Feldzug in Virginien machte, legte die Regierung von Massachusets einen ausgezeichneten Beweis von der guten Meynung ab, die sie von dem jungen Helden hatte. Er war so eben von einer Reise zurückgekommen, die er nach Europa gethan hatte, um den Amerikanern Geld, Soldaten und Schiffe, mit einem Worte, die wesentlichsten Bedürfnisse aller Art zu verschaffen. Zugleich brachte er die Nachricht mit, daß die Escadre des Chevalier de Ternay nebst den Landtruppen, unter den Befehlen des Grafen von Rochambeau, kurze Zeit nach ihm aus Frankreich hätte abgehen sollen. General Washington schickte den Marquis de la Fayette hierauf an den Kongreß, welcher den Regierungen der einzelnen Staaten jedem besonders, schrieb, sie möchten alle ihre Kräfte für den nächsten Feldzug aufbieten. Da bey dieser Gelegenheit ein gewisser Antrag des Kongresses in der Generalversammlung von Massachusets großen Widerstand fand, so stand einer von den Mitgliedern derselben Samuel Adams auf, und las einige Worte aus

einem Privatbriefe des Marquis vor, worinn eben diese bestrittne Sache sehr empfohlen wurde. Sogleich gieng der Vorschlag mit einer großen Stimmenmehrheit durch.

Als der Marquis mit seinem Corps Philadelphia verließ, um nach Virginien zu gehen, ertheilte man ihm Erlaubniß alle an den Kongreß gehende Schreiben zu eröffnen, die Deputirten der südlichen Staaten erlaubten ihm auch ihre besondern Depeschen zu lesen, ja sie und die Bürger der übrigen Staaten, die sich damals in Philadelphia befanden, gaben ihm so gar die Vollmacht, Briefe von Privatpersonen zu eröffnen, wenn er glauben würde, nützliche Nachrichten daraus ziehen zu können.

Der erste Gebrauch, welchen der Marquis von der übertragnen Gewalt machte, bestand darinn, daß er überall Wagen und Pferde, wo er sie nur finden konnte, in Beschlag nehmen ließ. Er fing hiemit bey den Gütern des Generals Washington und der wohlhabendsten Bürger an. Sehr oft ließ er Landleute vor sich, welche Beschwerden vorzubringen hatten, daß man ihnen ihre Pferde und Wagen über die gesetzte Zeit vorenthielt. Einige hatten dieselben nur auf etliche Wochen hergegeben, und beschwerten sich, daß man sie nun schon ein oder zwey Jahr, zum größten Nachtheil ihrer häuslichen Geschäfte zurückgehalten hätte. Der Marquis gestand, daß ihre Klagen gerecht wären, machte ihnen begreiflich, in welcher Verlegenheit er sich befände,

und schloß endlich damit, daß er sich erbot, ihnen ihre Pferde und Fuhrwerke wieder zu geben. Alle giengen zufrieden von ihm, und überliessen ihm gutwillig, was sie gekommen waren, abzufodern.

22.

Ein Detachement von der Landmiliz war lange über die Zeit, die es bey der Armee bleiben sollte, zurückgehalten worden, weil diejenigen, die es ablösen sollten, zu lange ausblieben. Die Klagen hierüber wurden immer lauter. Der Marquis gestand, daß sie gerecht wären, und daß er wohl einsähe, wie vielen Schaden sie davon hätten, wenn sie so lange vom Hause entfernt bleiben müßten. Er entschuldigte sich deswegen, äußerte, daß er nicht das Herz habe, sie länger aufzuhalten, und gab endlich ihnen allen die Erlaubniß, fortzugehen. Er für seine Person, setzte er hinzu, könne den ihm angewiesenen Posten nicht verlassen, und werde also nebst seinen wenigen regulirten Truppen zurückbleiben. Nach dieser Anrede würde es dem Marquis viel Mühe gekostet haben, nur einen einzigen zum Fortgehen zu bewegen, wenn er ihm nicht ein Zeugniß ausgestellt hätte, daß er gezwungner weise die Armee verlassen habe.

23.

Da der General Washington im Winter 1782 sein Hauptquartier zu Philadelphia hatte, kam eines Morgens ein artiger Knabe von etwa sieben Jahren in der Uniform von Südcarolina, und fragte die Schildwacht, ob er nicht den General Washington sprechen könnte. Man ließ ihn in das Zimmer der Adjutanten, welche ihn fragten, wer er wäre, und was er anzubringen hätte. Die Antwort war: „ich heisse Ezechiel .... Mein Vater war Kanonier beym Regimente des Obersten Roberts, und blieb beim Argriff von Stono. Meine Mutter diente im Feldlazareth und starb zu Gardeus=Wharf. Ich komme jetzt den General Washington zu bitten, daß er mich einschreiben und mir Soldatenlöhnung und Kost reichen lasse, bis ich groß genug seyn werde, um gegen die Engländer zu dienen, und den Tod meines Vaters zu rächen.“ Die Adjutanten stellten das Kind hierauf dem General Washington und seiner Gemalin vor, welche es mit sich frühstücken liessen, ihm liebkosten und Geld schenkten. Der Knabe nahm das Geld mit gleichgültiger Miene, steckte es endlich in die Tasche und sagte; „ich will es der Wärterin im Lazareth, die jetzt meine Mutter ist, geben, damit sie mir dafür Soldatenkost kaufe.“ Washington zog durch den General Moultrie Erkundigungen wegen des kleinen Ezechiels ein, und da sichs befand, daß dieses Kind in allen Stücken die Wahrheit gesagt hatte, so schrieb der Feldherr an den Staatssecretair vom Kriegsdepartement, und bat, man möchte für die Erziehung und

den Unterhalt dieses so viel versprechenden Kindes auf öffentliche Kosten sorgen, welches auch geschah.

24.

Nachstehende Anekdoten sind aus der Feder des Chevalier Dupleix de Mauduit.

In der Schlacht bey Monmouth verloren bey der englischen sowohl, als bey der vereinigten französischen und amerikanischen Armee, besonders aber doch bey der englischen sehr viele Menschen, blos der großen Hitze wegen, das Leben. Ich eilte mit acht Kanonen über einen kleinen Bach, um dem Feind in die linke Flanke zu fallen. Auf diesem forcirten Marsch verlor ich sehr viele Leute, welche vor Hitze umfielen. Einem meiner Kanoniers, der die Pferde vor seiner Kanone führte, riefen einige seiner Kameraden zu: „Dein Bruder fällt, er stirbt, er ist todt.“ Er sollte hin zu seinem Bruder gehen, aber er antwortete: „Ich werde meinen Bruder lebenslang beweinen, jetzt aber kann ich nicht zu ihm hingehen, wir sind eben vor dem Feinde.“ Wenig Minuten nachher trafen wir wirklich auf den Feind. Der junge Kanonier bezeigte sich während der ganzen Schlacht wie ein Held. Bald nachher aber wurde er still und traurig, und nach vier Tagen starb er.

25.

In der Schlacht bey Red-Bank stand ein Kapitain von den Truppen von Rhode-Island, mit seiner Kompagnie auf dem gefährlichsten Posten. Er war ein Halbgott im Treffen, und munterte seine Leute immerfort auf, welche an dieser Stelle des Angrifs ein großes Blutbad anrichteten. Eine feindliche Kugel traf ihn am Halse, ich sah ihn sinken, eilte hin zu ihm, und sagte auf Englisch: „lieber Kapitain Clark, geben sie mir ihre Hand, ich will befehlen, daß man sie verbinde.“ „Guter braver Franzos, antwortete er, für mich ist keine Hülfe mehr, verlassen sie mich, aber Munition für meine armen Leute — Munition — Munition. — Er starb, indem er das Wort Munition zum vierten oder fünften mal wiederholte. Ich sah in die Patrontaschen seiner Soldaten, und fand, daß sie nur noch einen oder zwey Schüsse hatten; geschwind ließ ich Patronen unter sie austheilen. Hätte dieser Kapitain vor seinem Tode nichts davon gesagt, daß seine Leute sich verschossen hätten, so würde unser Feuer immer schwächer geworden seyn, und da dieses gerade der Punkt des Treffens war, wo der Feind den stärksten Angrif that, und der englische General selbst sich befand, so hatten die Amerikaner den glücklichen Ausgang der Action vielleicht nur dem Heldenmuth des tapfern Clark zu verdanken.

Bey diesem Treffen wurde der englische General Graf Donnop zum Kriegsgefangnen gemacht, und starb drey Tage darauf an seinen Wunden.

Er erzählte, er hätte zwölfhundert Grenadiers und zwölfhundert und funfzig Mann leichte Truppen, lauter auserlesene Mannschaft ins Treffen geführt. Die Amerikaner waren nur dreyhundert zwey und funfzig Mann stark, und von diesen waren zwölf unfähig zu dienen, und neunzig bey der Artillerie angestellt.

26.

Bey dem Rückzug von Brandy-Wine fiel ein amerikanischer Soldat nahe bey mir von einem feindlichen Schusse. Ich gieng hin zu ihm, er aber sagte: „lassen sie mich nur, mein Herr, ich bin ein gemeiner Soldat, nur ein einzelner Mann, und der Verlust hat nichts zu bedeuten; aber retten sie unsern General, retten sie unsre Officiers und unsre Kanonen." Das Dringen des nachsetzenden Feindes nöthigte mich, diesen Soldaten zu verlassen.

27.

Ich visitirte eine Batterie, die ich oberhalb Billings-Porte gegen die feindliche Escadre hatte errichten lassen. Zu meinem grössesten Erstaunen fand ich daselbst zwölf Kanoniers, welche unter dem lebhaftesten Feuer der Feinde beschäftigt waren, die Verschanzung wieder herzustellen. Ich befahl ihnen allen, herabzusteigen; in dem Augenblick aber

schlug eine Kettenkugel dem einen Kanonier beyde Beine weg. Er fiel leblos auf die Plateform herab. Ein junger Mensch stürzte voll Verzweiflung auf den Gefallnen hin, und schrie: „mein Vater ist tod, um mich zu retten fiel er — Ach Mutter! Mutter, was wird aus dir werden!“ Der Anblick des Unglücklichen Jünglings zerriß uns das Herz. Der Vater kam auf einen Augenblick wieder zu sich, erkannte seinen Sohn, drückte ihm die Hand und sagte: „Mein Sohn, ich habe meine Schuldigkeit zu thun, thue du die deinige. Ich nöthigte dich, mir deinen Platz zu überlassen, weil dein Leben für dein Vaterland und für deine Familie wichtiger ist, als das meinige. Du fängst an, ich ende meine Laufbahn. Mäßige dich lieber Sohn; vertritt meine Stelle bey deiner Mutter und bey deinen Geschwistern, vor allen Dingen aber kämpfe für die Freyheit deines Vaterlands. Versprich mir, daß du ein braver Soldat, daß du fürs Vaterland zu sterben bereit, daß du ein guter Sohn, ein guter Bruder seyn willst, so sterbe ich zufrieden.“ Unter meinen Augen empfing der Jüngling, den der Schmerz ganz betäubt hatte, den letzten Seufzer dieses wahrhaftig großen edeln Mannes. Vater und Sohn standen als Artilleristen bey einer Kompagnie: den Sohn hatte die Reihe getroffen auf die Batterie zu steigen, und der Vater, welcher ihn in einer fast gewissen Lebensgefahr gesehen, war herbeygeeilt, hatte ihn genöthigt herunter zu steigen, und seinen Platz eingenommen.

Allerdings war es Unklugheit, oder Unerfahrenheit von Seiten des Kapitains, der die Batterie

kommandirte, daß er die Kanoniers auf diese Art dem feindlichen Feuer am hellen Tage Preis gegeben hate; denn solche Arbeiten müssen in der Nacht vorgenommen werden; man sagte mir indessen, die Arbeit hätte in der Nacht nicht beendigt werden können.

Von den amerikanischen Wilden.

Die eingebohrnen Landeseinwohner von Nordamerika, welche man gemeiniglich Indianer oder Wilde nennt, sind in viele Stämme getheilt, von welchen ein jeder seine Angelegenheiten besonders verwaltete. In der ganzen Geschichte finden wir kein Volk, wo ein jeder Einzelner ohne Ausnahme eine so unbeschränkte Freyheit mitten im gesellschaftlichen Leben behauptete. Unter den Wilden weis man nicht, was Befehlen heißt; die Macht und das Ansehen ihrer Häupter beruht blos auf der Meynung, welche die Nation von ihren Verdiensten hat: erbliche Rechte sind ihnen unbekannt, und nur öffentliche Hochachtung ist der Grund des Vorzugs, welcher einigen Familien bey ihnen zugestanden wird.

Sie leben in Dörfern, wovon ein jedes ein Haus der Berathschlagungen, oder, wenn man will, ein Rathhaus hat, wo die Weisen des Volks über die Angelegenheiten des Dorfs rathschlagen. Wenn Sachen von allgemeiner Wichtigkeit auszumachen sind, so versammeln sie sich beym Haupte ihres Stammes. Weise sind unter den

Wilden diejenigen, welche für weise gehalten werden, eben so wird auch der Titel eines Kriegers, nach der Meynung, die man von einem hat, zuerkannt. Das Gutachten der Weisen im Volke ist hier von größerm Gewicht, als die Gesetze bey gesitteten Nationen, weil es für entehrend angesehen wird, wenn man sich nicht darnach richtet.

Verbrechen sind sehr selten bey den Wilden: die Strafe, welche darauf steht, ist Verachtung. Jedermann flieht den Verbrecher, er ist genöthigt, seinen Aufenthalt zu verlassen, und der trostlosen Einsamkeit, welche ihn drückt, oder der Rache der Beleidigten und ihrer Verwandten zu entgehen. Die Wilden sind beständig und großmüthig in der Freundschaft, sehr gastfrey aber höchst grausam gegen ihre Kriegsgefangne, wenn sie dieselben nicht adoptiren. Ihre adoptirten Kriegsgefangnen sind in der That eben so frey als sie selbst, denn sie haben keinen Begrif von Sklaverey oder Dienstbarkeit.

Die ersten Geschichtschreiber von Amerika haben sich nicht ganz richtig über das Schicksal der Gefangnen bey den Wilden ausgedruckt. Das gilt unter andern von folgender Geschichte, welche Hutchinson erzählt. „Die canadischen Wilden fielen im April 1706 in Massachusets ein. Ein gewisser Samuel Butterfield von Groton erlegte einen ihrer Anführer und wurde nachher von ihnen zum Kriegsgefangnen gemacht. Einige wollten, man sollte ihn lebendig verbrennen, andere, er sollte zu Tode geprügelt werden. Da sie hierüber

nicht einig werden konnten, so beschloß man endlich, es sollte auf die Entscheidung der Wittwe ankommen. Diese sagte „wenn der Tod dieses Gefangnen meinem Manne das Leben wiedergeben könnte, so würde es mir sehr gleichgültig seyn, wie er stürbe, da das aber nicht ist, so verlange ich, daß der Gefangne mein Sklave werde.“ Dieses wurde bewilligt. Die ganze Geschichte kann wahr seyn, nur was vom Sklaven gesagt wird, ist zuverläßig falsch.

Die Wilden tödten entweder ihre Gefangnen, oder sie adoptiren sie, und nehmen sie in ihre Gemeinschaft auf. Ein Vater, der seinen Sohn verlohren hat, wählt sich aus den Gefangnen einen, den er an Kindes statt annimmt, ein Verwaister einen Vater oder eine Mutter, eine Wittwe einen Mann u. s. w. Deswegen ist es auch so schwer, die Wilden zu Auslieferung der Gefangnen zu bewegen, weil sie sich von ihrem eignen Fleisch und Blut zu trennen glauben, wenn sie adoptirte Europäer wieder herausgeben sollen. Man hat auch Fälle gesehen, wo die Gefangenen ihre neuen Mitbürger nicht verlassen wollten, zumal, wenn sie sehr jung gefangen genommen worden waren, und lange unter den Wilden gelebt hatten. In dem Frieden von 1763 mußten die Indianer alle Gefangne herausgeben. Die Traurigkeit der Wilden und vieler Gefangnen, im Augenblick der Trennung, rührte alle, die Augenzeugen davon waren. Viele von den ausgelieferten entflohen nachher, und kehrten zu den Wilden zurück. Aehnliche Beyspiele liest man in vielen andern Schriften.

Zur Schliessung einer Ehe wird bey den Wilden weiter nichts erfordert, als freye Einwilligung beyder Parteyen. Untreue unter Eheleuten ist etwas sehr seltnes und darüber darf man sich nicht wundern, da beyde Gatten sich, wenn sie wollen, von einander scheiden können. Oft wählt sich ein Mädchen einen jungen Mann, lebt einige Tage bey ihm, und sucht sich alsdann einen andern. Eine wirkliche Ehe aber wird nicht eher geschlossen, als wenn beyde Theile einander vollkommen anstehen.

Ein Wilder, der sich einen vertraulichen Umgang mit einer Gefangnen erlauben wollte, würde dadurch in den Augen seiner Landsleute entehrt werden, und hätte er Gewalt gebraucht, so wäre die Schande unauslöschlich. Ein Wilder, den man befragte, was die Folge eines solchen Verbrechens seyn würde; antwortete ganz kurz: das geschieht niemals.

Krieg und Jagd sind die vornehmsten Beschäftigungen der Männer, Tapferkeit und Beredsamkeit ihr grössestes Verdienst: sie beschäftigen sich auch mit der Fischerey, aber doch nicht so viel, als mit der Jagd. Die Weiber allein versehen die häuslichen Geschäfte und die Feldarbeit. Ihr Ackerbau ist aber von geringer Erheblichkeit, und die Männer würden sichs zur Schande rechnen, wenn sie sich damit abgeben sollten.

Da die Wilden keine Begriffe von Künsten und Wissenschaften haben, und weder schreiben noch lesen können, so sind ihre Ideen sehr eingeschränkt,

und ihre Sprache sehr arm. Sie sprechen die letzten Sylben der Worte mit einem starken Hauchen aus; zugleich machen sie viele Geberden im Reden und erheben die Stimme, je nachdem es die Wichtigkeit ihres Vortrags erfodert. Sie sind sehr nachdenkend, und ihre Fragen und Antworten sind immer passend. Ihre Sprache ist sehr reich in Figuren und Vergleichungen. Oft fangen sie einen Redesatz eben so an, wie sie den vorhergehenden beschlossen hatten.

Da die Jagd das vornehmste Mittel ihrer Subsistenz ist, so bedürfen sie eines weitläuftigen Landes. Die meisten ihrer Stämme und Völkerschaften sind durch Gebirgsketten oder Flüsse von einander getrennt, und diese Grenzen sind allezeit und genau bestimmt, ausgenommen an den Quellen der Flüsse, wo sich zuweilen Streitigkeiten deswegen ereignen. Sie führen sehr häufig unter einander Kriege, denn eine Beleidigung, die Einem unter ihnen widerfahren ist, wird meistens zur Nationalsache gemacht. Der Mangel an Cultur schadet der Bevölkerung ihres Landes, und ihre immerwährenden Kriege müssen sie endlich ganz aufreiben.

Tapferkeit ist bey den Wilden der grösseste Ehrentitel, und zugleich der sicherste Weg, den Weibern zu gefallen. Deswegen sind die jungen Leute immer für den Krieg, weil sie sich da einen Namen zu machen hoffen; und sehr oft triumphirt ihre ungestüme Hitze über die weise Mäßigung der Alten.

Die Weiber haben bey den gemeinschaftlichen Berathschlagungen keine Stimme, außer, wenn sie bey den Verhandlungen mit intereßirt sind, z. B. wenn ein Stück Land an andre abgetreten oder veräußert werden soll. Man weis jedoch Fälle, wo die Thränen der Mütter und Weiber verbunden mit dem Gutachten der Weisen, den Sieg über die raschen Entschlüsse der jungen Leute davon getragen, und einen beynahe schon beschlossenen Krieg verhütet haben.

Obgleich die Wohnungen der Wilden schlechte, und mit wenig Bequemlichkeit versehne Hütten sind, so macht doch der Anblick großer Palläste keinen Eindruck auf sie. Für moralische Eigenschaften haben sie ein sehr feines Gefühl, achten aber auf äußerliches Gepränge gar nicht. Sie begnügen sich ordentlicher weise mit wilden Baumfrüchten und Wasser, indessen weigern sie sich auch nicht an den köstlichsten Mahlzeiten Theil zu nehmen. Beyderley Lebensarten scheinen ihnen ganz gleichgültig zu seyn.

Die Leute, welche der Stamm Shawanaac, als Geisseln ausgestellt hatte, konnten während ihres Aufenthalts zu Williamsburg in den Jahren 1774 und 1775 alle Tage an den vornehmsten Tafeln der Stadt essen. Indessen brachten sie doch ganze Tage im Gebüsch zu, und assen Maulbeeren. Diese Gleichgültigkeit ist nicht sowohl dem Mangel an Verstand oder Geschmack, als der Gewohnheit und Erziehung zuzuschreiben.

Diese Leute speißten eines Tages an der Tafel des Gouverneurs. Der Jüngste legte sich fast

die Hälfte eines Gerichts auf seinen Teller; da er aber sahe, daß der älteste ihn mit einem finstern Blick ansahe, so wurde er roth, und schien eine Zeitlang in großer Verlegenheit zu seyn. Nach der Mahlzeit fragte ich den Wolf, (dies war der Name des ältesten *) um die Ursache seines Betragens, und erhielt zur Antwort, sein Landsmann hätte herumzählen sollen, wie viel Gäste bey der Tafel wären.

Der letzte englische Gouverneur in Virginien, Graf Dunmore, ließ in der Nacht, da er die Provinz verließ, um sich an Bord einer Fregatte zu begeben, die Geisseln der Wilden kommen, und sagte ihnen, man gehe damit um, ihn und seine ganze Familie noch in dieser Nacht zu ermorden; sie, die Geisseln würden das nämliche Schicksal zu befürchten haben, wenn sie nicht, nach seinem Beyspiel, Williamsburg vor Tages Anbruch verliessen. Einer von den vier Wilden war einige Wochen vorher, mit Erlaubniß des Gouverneurs, nach seiner Heimath abgereist. Die drey zurückgebliebnen beschlos-

*) Die Indianer sind gewohnt, ihren eignen Namen mit dem Namen ihrer Freunde zu vertauschen. Deswegen haben viele von ihnen europäische Namen. Die beyden Söhne des Sachem Massasoit, von welchen die Stifter der kleinen Kolonie Plymouth ihre Ländereyen kauften, hielten beym englischen Hofe an, daß man ihnen englische Namen geben möchte. Diesem gemäß wurde Metacomet, der eine von ihnen, Philipp, und der andre Alexander zugenannt.

schlossen durch den Wald zu entfliehen, nur in der Nacht ihren Weg fortzusetzen und sich am Tage weit von der Heerstraße und bewohnten Oertern zu verbergen. Wolf und der jüngste seiner Gefährten giengen mit einander, der dritte, Judge genannt, verlor sich in der dunkeln Nacht von ihnen.

Da der Tag angebrochen war, fieng Wolf an, ein Mißtrauen in die Aufrichtigkeit des Gouverneurs zu setzen, und beredete seinen Gefährten, nach Williamsburg zurückzukehren. Die Ankunft dieser beyden verursachte viel Freude, nur war man wegen des Judge besorgt, welcher vielleicht auf der Flucht sich verdächtig machen, und von unsern Leuten auf der Gränze getödet werden, oder auch, da er nicht einmal ein Jagdgewehr bey sich hatte, unterwegs Hungers sterben konnte. Sein Tod, oder wenn er in seine Heimath gelangte, die falschen Nachrichten, die er seinen Landsleuten hinterbringen mußte, konnten uns einen Krieg mit den Wilden zuziehen. Wolf aber versicherte, er könnte nicht Hungers sterben, weil er in dieser Jahrszeit überall Maulbeeren finden würde; unstreitig würde er sich auch so verstecken, daß man ihn nicht finden könnte. Die Nachrichten aber, die er seinen Landsleuten hinterbrächte, würden keinen Eindruck machen, da man ihn schon als einen furchtsamen Menschen kennte, und blos seiner Rechtschaffenheit wegen schätzte.

Während der Zeit, da sich Lord Dunmore noch in der Fregatte auf dem Yorkflusse befand,

drang Wolf eines Tages ganz bestürzt in das Zimmer der Versammlung, unterbrach die Berathschlagungen, und gab zu verstehen, daß er etwas vorzutragen hätte. Der Dollmetscher, welchen Lord Dunmore den Wilden gegeben hatte, fing an verdächtig zu werden. Man ließ also einen andern kommen, in dessen Redlichkeit man keinen Zweifel zu setzen Ursach hatte, und durch diesen gab Wolf der Versammlung zu erkennen, daß der vorige Dollmetscher ihm und seinen Gefährten immerfort noch bisher von der Zuneigung des Gouverneurs zu ihnen, und von seinem Wunsch, sie vor seiner Abreise zu sehen, vorgeredet hätte, daß endlich die Zudringlichkeit des Dollmetschers und sein Verlangen, sie auf die Fregatte zum Gouverneur zu bringen, ihm, dem Wolf verdächtig geworden, und er also jetzt gekommen wäre sein Besorgniß wegen der Treulosigkeit des Lord Dunmore der Versammlung anzuzeigen. — In der That wäre ein Krieg mit den Wilden unvermeidlich gewesen, wenn die Geisseln entweder die falschen Nachrichten, welche ihnen der Gouverneur gegeben hatte, den Ihrigen hinterbracht hätten, oder wenn er sie mit sich fortgeführt hätte.

Was den Judge anbelangt, so traf alles ein, was Wolf von ihm gesagt hatte. Er kam wohlbehalten in seinem Lande an, fest überzeugt von der Wahrheit dessen, was ihm Lord Dunmore von den Anschlägen der Virginier gesagt hatte. Seine Landsleute wollten ihm aber keinen Glauben beymessen. Das Haupt seiner Nation, der Sohn des

berühmten Cornstock, kam mit zwey andern Wilden nach Virginien, und erzehlte, daß Judge von seinen Landsleuten, seiner Furchtsamkeit wegen, wacker ausgelacht worden wäre. Die Geisseln erhielten Erlaubniß in ihr Land zu ziehen. Auf ihrem Wege dahin sprachen Wolf, Cornstocks Sohn und dessen beide Gefährten bey mir ein, und blieben zwey Tage in meinem Hause. Ich unterhielt mich durch einen Dollmetscher mit ihnen so viel als es die Höflichkeit erlaubte; denn ob diese Leute gleich gern sprechen und auf alle Fragen mit Gefälligkeit antworten, so sind sie doch gewohnt, alle Tage einige Stunden in der Einsamkeit zuzubringen. Um mit Nachdruck und Gründlichkeit reden zu lernen, gewöhnen sie sich von ihrer Kindheit an dergestalt ans Nachdenken, daß es endlich ein wahres Bedürfniß für sie wird. — In der Zeit, da diese Indianer bey mir waren, kamen viele meiner Nachbarn, um sie zu sehen. Wenn eine Gesellschaft von zwölfen, oder mehrern beysammen war, so stand immer einer von den Wilden auf, um eine Rede zu halten. Dieses ist eine Art von Höflichkeitsbezeigung gegen Fremde, und sie gewöhnen sich zugleich dadurch ihre Worte gut zu setzen. In diesen Reden bezeigten sie allemal ihre Zufriedenheit mit der günstigen Aufnahme, welche sie gefunden hatten, versprachen ihren Landsleuten davon zu erzählen, und äußerten die Hoffnung und den Wunsch zwischen sich und uns ewige Freundschaft bestehen zu sehen.

Die Wilden haben große Geistesfähigkeiten. Sie lernen alles mit der grösseſten Leichtigkeit. Die Mütter suchen das Gedächtniß ihrer Kinder immerfort zu üben, sie sind zum Nachdenken geübt, und sammeln sich durch eigne Erfahrung nur einen kleinen Ideenvorrath; dieses alles trägt nicht wenig dazu bey, daß sie so leicht neue Ideen fassen und begreifen. Viele von ihnen haben auf den amerikanischen Schulen und Universitäten studirt, und sich viele brauchbare Kenntnisse erworben, aber man weiß kein Beyspiel, daß einer bey uns geblieben wäre.

Sie haben einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle Arbeit, und dieser Umstand wird aller Wahrscheinlichkeit nach sie auf immer hindern, unsre Sitten und Lebensart anzunehmen. Da sie von Kindheit an überzeugt sind, daß Jagd und Krieg die einzigen eines Menschen würdigen Beschäftigungen seyn, so bleiben sie der Gewohnheit getreu, welche sie von allen andern Beschäftigungen entfernt. Alle indianische Stämme, die seit anderthalbhundert Jahren Europäer zu Nachbarn bekommen haben, sind nach und nach im Verfall gerathen, und zum Theil ganz ausgestorben. Sie blieben immerfort unabhängig, und trugen nie etwas zu den öffentlichen Abgaben bey, da aber das Land zu eingeschränkt war, als daß sie von der Jagd hätten leben können, so war es ihnen nicht möglich, sich zu einer andern Art ihren Unterhalt zu suchen, zu entschliessen.

Man sieht unter den Wilden außerordentliche Beyspiele von der Macht der Erziehung. Man

belehrt sie von ihrer ersten Kindheit an, daß sie niemals einige Furcht äußern sollen, daß ein Kriegsgefangner unter den empfindlichsten Martern standhaft bleiben, und dadurch der Unfähigkeit seines Feindes, ihn jemals muthlos zu machen, spotten müsse. Man darf sich weder über die unerschütterliche Standhaftigkeit der Ueberwundnen, noch über die Unerbittlichkeit der Sieger wundern, denn Rache ist für sie eine eben so heilige Pflicht, als Unempfindlichkeit unter Martern. In allen andern Fällen sind die Wilden, was auch einige Schriftsteller davon sagen mögen, sehr menschlich und gefühlvoll. Man hat bemerkt, daß bey ihnen die Zärtlichkeit der Aeltern gegen ihre Kinder größer, als die Liebe der Kinder zu ihren Aeltern ist; und dieses scheint zu beweisen, daß dieser Unterscheid zwischen älterlicher und kindlicher Liebe, den man auch bey civilisirten Nationen antrift, nicht dem Verlangen der Kinder, ihre völlige Freyheit und den Genuß ihres Vermögens zu haben, zuzuschreiben sey: denn die Kinder der Wilden sind fast von ihrer Geburt an unabhängig, und haben von ihren Aeltern nichts zu erwarten.

Die Wilden begegnen den Kindern ihrer Gefangnen mit der größten Zärtlichkeit; indessen tödten sie dieselben, wenn sie sie nicht behalten können, oder wenn sie auf der Flucht vor dem Feinde fürchten, daß die Kinder ihnen hinderlich werden, oder den Feind auf die Spur bringen möchten. Unter ähnlichen Umständen und aus gleichen Ursachen verfahren sie eben so mit Weibern und jungen Leuten: denn Sor-

ge für eigne Sicherheit ist bey ihnen eben so sehr Pflicht als Rache und Unverzagtheit. List ist in ihren Augen das vorzüglichste Talent eines Kriegers und wer diesen Namen bey ihnen verdienen soll, der muß den Feind eben so geschickt zu überlisten, als ihm standhaft die Spitze zu bieten wissen. Die Erziehung, welche sie erhalten, ist die vornehmste Triebfeder ihres Verhaltens und aller ihrer Handlungen; wenige sind unter ihnen, die sich nicht durch Ausübung der Grundsätze, die man ihnen von Kindheit an beygebracht hat, auszeichneten.

Ich überlasse es dem Leser, den Charakter der Wilden und der bekannten civilisirten Nationen gegen einander zu vergleichen, und glaube, daß erstere bey dieser Vergleichung nicht verlieren werden, wenn man nämlich blos vom Charakter redet, und alles Gute und Böse abrechnet, was für die Menschen aus der Kultur entsprungen ist.

Folgende Anekdote von Logan, einem der Oberhäupter der Mingos, entlehne ich aus Jeffersons Bemerkungen über Virginien, weil sie uns einen sehr richtigen Begrif von dem Charakter der Wilden machen kann.

Im Frühling 1774 hatten zwey Indianer von dem Stamme Shawanee oder Sawanahaac einen Virginier erschlagen. Die benachbarten Weissen beschlossen, sich auf ihre gewöhnliche Art, nämlich nach Kriegsmanier, zu rächen. Der Oberste Cresap, welcher sich schon vieler Mordthaten an Indianern schuldig gemacht hat, brachte einen Haufen

Bewaffnete zusammen und fuhr mit ihnen den Kanhawayfluß hinab. Unglücklicher weise stieß eben ein Kanot mit Weibern und Kindern, welches von einem einzigen Mann geführt wurde, gegenüber vom Ufer ab, um über den Fluß zu fahren. Cresap und seine Leute verbargen sich, und in dem Augenblicke, da das Kanot ans Land kam, wählte sich jeder sein Ziel, und in einem Feuern wurden alle Leute auf dem Schiffe getödtet. Auf dem Fahrzeuge befand sich die Familie des vorhingedachten Logan, der als ein eifriger Freund der Weißen bekannt war. Ihre Undankbarkeit reizte ihn zur Rache, auch that er sich in dem bald darauf ausbrechenden Kriege unter allen seinen Landsleuten ganz besonders hervor. Ein entscheidendes Treffen, welches im Herbste des nämlichen Jahrs an dem Ausfluß des großen Kanhaway zwischen den Mingos, den Shawaneesen und den Delawaren auf einer Seite, und einem Detachement virginischer Miliz auf der andern Seite vorfiel, nöthigte endlich die Wilden, um Frieden zu bitten. Nur Logan weigerte sich unter den Abgeordneten mit zu erscheinen. Damit man aber nicht seiner Abwesenheit wegen einen Argwohn auf die redlichen Absichten der Indianer werfen möchte, schickte er durch einen Boten folgende Rede, welche in Gegenwart des Lord Dunmore gehalten wurde.

„Kann einer von den Weißen auftreten und sagen, daß er hungrig zu Logans Hütte gekommen sey, und Logan ihn nicht gesättigt habe, oder daß er von Kälte erstarrt und nackend zu Logan gekommen sey, und dieser ihn nicht bekleidet habe. Wäh-

rend des letzten langwierigen und blutigen Krieges blieb Logan ruhig in seiner Hütte, und vermahnte seine Landsleute zum Frieden. Seine Freundschaft gegen die Weißen war so groß, daß seine Brüder mit Fingern auf ihn wiesen, und sagten: Logan ist der Weißen Freund! Er war sogar entschlossen zu euch zu kommen, und bey euch zu leben, als im letzten Frühling einer von euch, der Oberste Cresap, mit kaltem Blute, und ohne alle gegebene Ursache, Logans Verwandte ermordete, ohne selbst der Weiber und Kinder zu schonen. Kein Trofpen meines Bluts fließt nun noch in einer lebendigen Kreatur. Ich habe mich rächen wollen, ich habe gekämpft, ich habe viele Weiße erschlagen. Meine Rache ist gesättigt. Meines Volks wegen freue ich mich der Annäherung des Friedens, aber hütet euch zu glauben, daß diese Freude aus Furcht entspringe; Logan wußte nie, was Furcht ist, nie wird er fliehen um sein Leben zu retten. Wer ist nun noch übrig, um Logan, wenn er stirbt, zu beweinen? — Niemand!"

Die Rede, welche Shegenaba im Herbst 1778 an die virginischen Deputirten hielt, kündigt einen der größesten Charaktere an, welche die Welt je gesehen hat. Sein Vater, der berühmte Pontiack, Oberhaupt des Stammes Octawa, war zu verschiednen Malen von den amerikanischen Deputirten zu freundschaftlichen Konferenzen eingeladen worden, hatte sich auch vorgesetzt, zu kommen, war aber von dem englischen Gouverneur Hamilton (den Kapitain Clark im J. 1779 gefangen nahm) immer davon abgehalten worden. In einem Kriege

zwischen den Octawas und den Jawas, wurde Pontiack nebst vielen andern Häuptern seines Stammes erschlagen. Sein Sohn Shegenaba wurde, seiner großen Jugend ungeachtet, wider alle sonstige Gewohnheit, seiner außerordentlichen Verdienste wegen, an die Stelle seines Vaters erwählt. Er schlug die Jawas und rottete sie fast ganz aus. Hamilton wußte ihn durch eben die Mittel, wie seinen Vater, einige Zeit lang von allen Konferenzen mit den Amerikanern abzuhalten. Endlich aber fand sich Shegenaba doch ein, obgleich nicht ohne einige Furcht. Er hatte vor geraumer Zeit einmal einen jungen Virginier, aus der Familie Field, der sich verirrt hatte, bey sich aufgenommen, ihm Beystand geleistet, und ihn wieder auf den rechten Weg gebracht. Diese gute Handlung des jungen Indianers war bekannt, und die amerikanischen Deputirten ergriffen die Gelegenheit ihm dafür zu danken. Sie schenkten ihm eine Flinte, bezeugten ihm ihr Beyleid wegen des Todtes seines Vaters und andrer Oberhäupter seiner Nation, und wünschten ihm Glück, daß er Gelegenheit gefunden hätte, sich zu rächen. Hier ist seine Antwort, so wörtlich als möglich übersetzt.

„Väter *),

Die Vorspiegelungen des Gouverneurs von der Landenge machten, daß ich eure Einladung mit Mißtrauen annahm, und mit zitterndem Fuße zu

*) Die gewöhnliche Anrede ist: **Brüder**. Seiner Jugend wegen sagt Shegenaba: **Väter**.

diesem Rath beym Feuer *) herbey kam. Die Aufnahme, welche ich bey euch finde, überzeugt mich, daß meine Furcht grundlos war, und Hamilton mich hintergangen hat. Die Wahrheit und er sind seit langer Zeit Feinde. Mein Vater und viele unsrer Oberhäupter haben die Bitterkeit des Todes gekostet. Das Andenken an dieses Unglück macht, daß ich kaum noch fühle, daß ich ein Mensch bin, und preßt meinen Augen Thränen aus. Euer gefühlvolles Mitleid hat mein Herz seiner drückenden Last entladen, und das Andenken davon soll auf meine entfernteste Nachkommenschaft überliefert werden.

Väter.

Ich freue mich dessen, was ich gehört habe, und versichere, daß ich es meinem Volke getreulich hinterbringen werde. Findet ihr es künftig nothwendig, mit mir zu reden, so werde ich gern kommen, und für eure diesmalige Einladung danke ich. Die besondre Freundschaft, die ihr mir erweist und das Geschenk, welches ihr mir macht, weil ich für euren jungen Bruder Field gesorgt habe, fordert meine lebhafteste Erkenntlichkeit. Ich weiß, daß ich blos gethan habe, was meine Pflicht war, und wer blos seine Pflicht thut, der verdient kein Lob.

*) Bey den Berathschlagungen der Wilden, und mit ihnen, wird allezeit, selbst im Sommer, Feuer angemacht, um die Pfeiffen anzuzünden, und mit einander zum Zeichen der Freundschaft zu rauchen. Der Rath beym Feuer bedeutet also eine Zusammenkunft verschiedner Nationen.

Kömmt jemand von eurer Nation zur meinigen, sey es aus Neugier, oder wegen Geschäften, oder auf der Flucht vorm Feinde, so soll er eben die Aufnahme finden, die euer junger Bruder fand. Ihr habt mich versichert, daß meine Landsleute, wenn sie zu euch kämen, willkommen seyn sollten. Meine Furcht ist verschwunden, ich hege keinen Zweifel mehr. Ich werde meinen jungen Leuten rathen, die euri-gen zu besuchen, und Bekanntschaft mit ihnen zu machen.

Väter,

Was heute vorgegangen ist, hat sich allzutief in mein Herz gegraben, als daß es die Zeit wieder herausreissen könnte. Ich ahnde, daß die Sonnen-stralen dieses Tages des Friedens die Kinder unsrer Kinder erwärmen und sie vor des Unglücks Stürmen sichern werden. Zu dessen Gewährleistung biete ich euch meine rechte Hand, diese Hand, welche ich nie reichte, ohne daß mein Herz einwilligte, die nie-mals im Frieden Blut vergoß und im Kriege nie des Feindes schonte. Ich betheure euch meine Freundschaft in einer Sprache, die nie mit der Wahrheit ein Spiel getrieben hat, seitdem ich weiß, daß Lügen ein Laster ist.“

Bey den Zusammenkünften machen sich die Nationen gegenseitig Geschenke. Diejenigen, wel-che die Indianer sonst gaben, waren Fäden, an welchen runde Knöpfe, aus Muscheln verfertigt, angereiht waren, oder Gürtel, welche aus mehre-ren solchen zusammengenähten Fäden bestanden. Diese

Geschenke hatten in ihren Augen einen großen Werth, weil ihnen diese kleinen Arbeiten aus Mangel an Werkzeugen sehr viel Mühe und Zeit kosteten. Die Wilden, welche mit den amerikanischen Staaten und mit den Europäern in Handelsverbindung stehen, pflegen heut zu Tage Korallenschnuren oder eine Art von Rosenkränzen zu schenken, die in ihren Augen einen größern Werth haben, und von welchen sie für einiges Pelzwerk eine große Menge eintauschen können. Bey jeder Zusammenkunft müssen die Deputirten der Nationen die ehemals empfangnen Geschenke mitbringen, um zu beweisen, daß ihnen das Andenken ihrer Freunde werth sey. Einmal bemerkten die Indianer, daß unsre Deputirten ein gewisses, vielleicht schon vor funfzig Jahren erhaltnes Geschenk nicht bey sich hatten. Sie fragten darnach, und es kostete Mühe, sie darüber zufrieden zu stellen. Sie geben ihre Geschenke, indem sie ihre Rede halten, zuweilen am Ende derselben, je nachdem es der Sinn der Worte mit sich bringt. Shegenaba überreichte am Ende des ersten Absatzes seiner Rede eine Schnur, und da er aufgehört hatte zu reden, einen Gürtel.

Zuweilen schicken die Indianer auch Gürtel, deren Farben nach ihrer verschiednen Art und Verbindung die Gesinnungen der Uebersender ausdrücken. Vor dem ungerechten Kriege, welchen Lord Dunmore mit den Shawaneesen anfing, hatten diese ihm einen Gürtel überschickt, welcher Krieg drohte, wenn sie nicht alle ihnen gebührende Genugthuung erhielten.

Die amerikanischen Wilden wußten vor der Zeit, da sie mit unsern Vorfahren in Handelsverbindungen traten, nichts vom Gebrauch des Eisens. Sie hatten steinerne Werkzeuge, die fast wie Aexte und Meisel gestaltet waren, welche sie zum Umhauen der Bäume und zum Aushölen derselben, um Kähne daraus zu machen, brauchten. Da diese Werkzeuge ziemlich stumpf waren und keine Stiele hatten, so mußte es sehr langweilig und beschwerlich seyn, damit zu arbeiten. Um das Holz zuzurichten und glatt zu machen, bedienten sie sich gewisser Fischschuppen. Sie machten aus wildem Hanf und andern Materien Taue, die sehr dick, und oft 30 = 40 Fuß lang waren. Auch machten sie Netze zum Fischfangen; häufiger bedienen sie sich jedoch der Angel, besonders zum Störfang. Die Angeln waren aus Knochen gemacht. Vögel und vierfüssige Thiere fingen sie in Fallen von verschiedner Art. Bey der Jagd der Dannenhirsche machten sie, wie einige Schriftsteller erzählen, ein doppeltes Gehege von Hecken, das ohngefehr zweytausend Schritt lang war. Der Eingang des Geheges war etwa tausend Schritt breit, weiter hin aber wurde es immer enger, und war nur etwa sechs oder sieben Schuh breit an dem Ausgange, wo die Wilden eine Falle von Gesträuchen aufstellten, und dann lauerten, bis ein Thier hineinging, um es zu erlegen.

Da Ruhmbegier die herrschende Leidenschaft dieser Indianer ist, und da ihnen Eifer in Verfolgung des Wilds, und Standhaftigkeit gegen Hun=

ger und Frost das Ansehn erwirbt, daß sie sich auch im Kriege tapfer verhalten werden, so gewöhnen sie sich von Kindheit auf an diese Lebensart. Zuweilen halten sie den Hunger zwey bis drey Tage aus, und behelfen sich eine ganze Woche lang mit einer ganz kleinen Portion Mays. Sie haben eine Sorte von diesem Getraide, welche bey sehr mäßiger Hitze aufspringt, mehlig wird, und dann fast wie Brod schmeckt. Sie zerreiben diese Körner auch wohl, und bereiten eine Art von Kuchen daraus. Sie haben zwey Arten das Fleisch zuzubereiten, entweder kochen sie es in irdnen Geschirren, oder sie rösten es in einem ausgehöhlten Holze. Wollen sie es aufheben, so rösten sie es und lassen es hernach trocknen. Hölzerne und schlechtgebrannte irdne Gefäße sind bey ihnen schon seit langer Zeit eingeführt.

Unsre Vorfahren fanden bey den Wilden eine Art von Ballspiel, wo der Ball mit den Füßen fortgeschoben wird. Die Einwohner verschiedner Dörfer pflegten sich auf dieses Spiel herauszufodern. Sie hatten auch ein Ringespiel, und pflegten um die Wette zu laufen und zu schwimmen. Ueberhaupt ist ihre Lebensart so beschaffen, daß sie ihre Körper behend und geschmeidig, aber eben nicht stark macht.

Ehedem kannten die Wilden kein anders Getränk als Wasser, jetzt trinken sie sehr gern Brantwein, besonders Rum und Aquavit, und zwar oft in solcher Menge, daß sie den Verstand und die Gesundheit darüber verlieren, woraus mancherley

Unordnungen entstehen. Sie machen nicht selten den Weißen Vorwürfe darüber, und geben ihnen Schuld, diese gefährlichen Getränke in der Absicht, sie aufzureiben, unter ihnen eingeführt zu haben. Manchmal hat diese Beschuldigung sogar einen Vorwand zum Kriege mit den Weißen hergeben müssen.

Durch Einschnitte und allerley ätzende Säfte machen sie sich auf die Haut Zeichnungen von allerley Thieren und andern Figuren. Jetzt bedienen sie sich dazu der europäischen Farbestoffe. Selbst das Gesicht wird auf diese Art gemahlt, und wenn sie in Krieg ziehen, so geben sie sich alle Mühe, diese Malerey so gräßlich als möglich zu machen. Man darf sich nicht wundern, daß sie hoffen, sich ihren Feinden dadurch schrecklich und furchtbar zu machen, da in Europa aus eben dem Grunde die Grenadiers hohe Bärmützen und Knebelbärte tragen müssen. — Sie durchbohren sich die Nase und die Ohren, und stecken in die Löcher Federn, oder andre Kleinigkeiten, die sie für Zierrathen halten. Was recht glänzend ist, das halten sie für den schönsten Putz. Unsre Vorfahren fanden sie beynahe ganz nackend. Thierhäute dienen ihnen mehr zum Lager und zur Kleidung. Sie lieben Kleider und Putz, aber die Arbeit, die dazu gehört, um diese Dinge zu verfertigen, ist ihnen zuwider.

Die Gewohnheit, sich die Haare, selbst die kleinen Härchen im Gesicht auszuraufen, ist bey den Wilden allgemein eingeführt: daher haben eini-

ge unaufmerksame Reisebeschreiber vorgegeben, sie wären unbärtig.

Sie haben eine große Ehrerbietung gegen die Gebeine ihrer Toden. Müssen sie einen von ihrem Stamme in einem entfernten Lande begraben, wie das bey ihren Kriegszügen nicht selten geschieht, so bemühen sie sich doch immer, seine Gebeine, sollte es auch nach vielen Jahren erst geschehen, zu sammeln, und bey den Ihrigen zu beerdigen.

Bey allen ihren Festen unt Spielen tritt ein Redner auf, der über die Vorfälle, die sich bey diesen Gelegenheiten ereignet haben, redet. — Ehedem waren ihre Waffen vorzüglich Pfeile, die sie aus Marmor oder andern Steinen machten. Solche Pfeile findet man noch hier und da in der Erde. Diejenigen Wilden, die mit den Europäern Handel treiben, bedienen sich jetzt des Feuergewehrs.

In allen Reisebeschreibungen und andern Schriften findet man den Ausdruck Sachem oder Sagamore, als einen Titel der Oberhäupter, unter den Wilden angeführt. Indessen haben mich viele Indianer versichert, daß Loyaneth das eigentliche Wort sey, dessen sie sich bedienen, wenn sie von einem Oberhaupte eines Dorfs, eines Stammes, oder einer Nation reden. Da sie vielerley Mundarten haben, so ist es möglich, daß unsre Vorfahren die Namen Sachem und Sagamore bey einem jetzt ausgestorbnen indianischen Stamme kennen gelernt, oder auch die eigentliche Bedeutung derselben nicht recht verstanden

haben.

haben. Die Indianer haben uns vielleicht aus Höflichkeit nachgeahmt, und geglaubt, daß diese Wörter europäisch wären. Deswegen nennen sie ihre Oberhäupter, wenn sie mit Weißen reden, Sachem oder Sagamore, unter sich aber Lovaneth, das letzte h in Lovaneth soll den Hauch ausdrücken, womit sie die Endsylbe aussprechen.

Die Sitten der Wilden, selbst diejenigen, welche mit den europäischen Staaten grenzen, haben sich sehr wenig geändert. Unsre Vorfahren machten mehrmals Versuche, sie zur christlichen Religion zu bekehren, aber ihre Bemühungen hatten keinen sonderlichen Erfolg. Die Wilden widersprechen wenig; sie leugnen zwar nicht, was ihnen unbegreiflich ist, aber sie glauben es auch nie; man verschwendet daher unnütze Mühe, wenn man ihnen von Wundern, Geheimnissen und Glaubensartikeln vorredet. Sie nehmen niemals etwas an, was der Vernunft widerstreitet. Die offenherzigsten und aufgeklärtesten europäischen Missionnairs gestehen, daß die Wilden nie auf den Gedanken gekommen sind, Gott zu verehren. Einige von ihnen haben blos einen verworrenen Begrif von zwey unsichtbaren Wesen, einem guten und einem bösen; diese rufen sie aber nur selten an, und das böse öfter noch als das gute, weil sie unstreitig mehr sich vor dem Uebel fürchten, als etwas gutes hoffen. Ihr Aberglauben ist sehr mannichfaltig und närrisch, aber doch nicht ganz so widersinnig, als man ihn bey einigen gesitteten Nationen findet. Niemals aber zanken sie sich darüber,

und überhaupt beschäftigen sie sich nicht sehr mit solchen Dingen, und jeder kann denken und thun, was er will.

Einige von ihnen, die verschlagner und weniger ehrlich als die übrigen sind, wissen sich das Ansehn zu geben, als ob sie ganz besondere Künste verstünden. Man nennt sie Powowers. Einige Schriftsteller haben diese Leute für Priester gehalten, welches aber ein Irrthum ist; denn die Indianer wissen nichts von Priestern. Das Ansehen der Powowers beruht blos auf ihren medicinischen Kenntnissen, welche darinn bestehen, daß sie einige Kräuter brauchen, dann schwitzen und gleich darauf kalt baden lassen. Wollen die Indianer schwitzen, so verschliessen sie sich in ihre Hütten, und heitzen dieselben mit einer großen Menge glühend gemachter Steine. Zum Purgieren brauchen sie einige Kräuter, zum Aezmittel ein gewisses Holz, welches die Engländer touch-wood nennen. Wollen sie sich Blut weglassen, so machen sie kleine Einschnitte in die Haut, wie wir beym Schröpfen thun: hiezu brauchen sie die Kiefern des Nadelfisches (im Englischen Gar) dessen Zähne so spitzig wie Nadeln sind.

Ehedem, da sie noch nichts vom Christenthum gehört hatten, war ihnen die Idee von einem Leben nach dem Tode ganz fremd. Diejenigen, die man dahin gebracht hat, diese Lehre anzunehmen, glauben, daß sie in jenem Leben in aller Bequemlichkeit und Ueberfluß, und ohne alle Mühe das haben und geniessen werden, was ihnen hier lieb war. Sei-

stige Glückseligkeit können sie sich nicht vorstellen, und doch wollen sie auch keine Auferstehung der Leiber glauben. R. Williams, einer von den ersten englischen Missionnarien schrieb an die londner Gesellschaft der Propaganda, die Wilden hätten alles, was er ihnen von der Religion gesagt, recht wohl aufgenommen, als er aber auf die Auferstehung der Leiber gekommen wäre, so hätten alle gesagt, das würden sie nimmermehr glauben.

Die Einwohner von Neu = England fingen erst im J. 1650 an, mit den Wilden von der Religion zu reden, weil sie bisher durch ihre eignen Angelegenheiten gehindert worden waren, an das Seelenheil der Wilden zu denken. Da sie ihnen von der ewigen Verdammniß und von der Unmöglichkeit ohne Taufe selig zu werden, vorredeten, so fragten die Wilden, wie denn ihre Bekehrer sechs und zwanzig Jahre hätten können vorbeystreichen lassen, ohne mit ihnen davon zu reden, wenn die Sache wirklich von so großer Wichtigkeit wäre. Die Entschuldigung, welche man deswegen machte, war sehr unbedeutend, und trug nicht wenig dazu bey, den Indianern einen ungünstigen Begriff von den Missionnairs und ihrer Sendung beyzubringen.

In dem Tagebuch des Obersten Goffe, welcher unter der Regierung Karls des ersten Kolonierichter war, und dreyzehn oder vierzehn Jahr damit zubrachte, den Wilden die christliche Religion zu predigen, liest man, daß sie ihm folgende Zweifel aufwarfen: „In deinem Texte stehen die Worte,

gehet aus von diesem unverbesserlichen Geschlecht." An einem andern Orte heißt es aber doch: Wir können nichts durch uns selbst thun. Wie läßt sich das zusammenräumen. 2) Du sagst: Das Wort ist das Schwert des Geistes, von welchem unsre Herzen getroffen werden. Wie soll ich es anfangen, das Schwert des Geistes zu ergreifen, und mein Herz damit zu schlagen? 3) Was hat Judas gesündigt, und wie kann er gesündigt haben, da er Christum verrieth, wenn Gott es so beschlossen hatte?" Andern Missionnairs legten die Wilden diese Fragen vor: „Kann Christus der Mittler, Gebete in indianischer Sprache verstehen? — Wie kann und darf man das Bild Gottes seyn, da doch im zweiten Gebote alle Abbildungen Gottes verboten sind? — Wenn der Vater böse und der Sohn gut ist, warum zürnet Gott über den leztern? — Woher kömmt es, daß die Engländer von den Indianern in ihren Begriffen von Gott so sehr abweichen, wenn alle Menschen ursprünglich einen Vater gehabt haben?"

Die Stämme der Wilden, bey welchen die Missionnairs den meisten Eingang gefunden haben, sind die Oneidas und die Delawaren. Diese haben sich taufen lassen, und heissen Christen, haben aber von der christlichen Religion nur seichte und verworrene Begriffe.

Im J. 1710 wurde zu Conestoger in Pensylvanien ein Traktat mit verschiednen indianischen Stämmen geschlossen. Nach Beendigung dieses Geschäfts trat ein schwedischer Missionnair auf, und

hielt mit vielem Eifer und Nachdruck eine lange Predigt an die Wilden, um sie zu bekehren. Er fing mit der Schöpfungsgeschichte, und dem Fall der Engel und Adams an, und schloß damit, daß er allen; die sich nicht taufen liessen, ewige Verdammniß ankündigte. Noch an dem nämlichen Tage widerlegte einer von den Oberhäuptern der Wilden diese Predigt mit solcher Stärke und Bündigkeit, daß der Missionnair nicht wußte, was er darauf antworten sollte. Der vornehmste Grund, worauf sich der Indianer stützte, war, daß die in der Bibel enthaltne Offenbarung nur diejenigen angehn könnte, welche dieses Buch kennten, und daß das höste Wesen unmöglich dasselbe so vielen Menschen könnte vorenthalten haben, wenn es zu kennen so nothwendig wäre, wie der Missionnair vorgäbe. Wollte man behaupten, Gott hätte jene Offenbarung nur durch dieses Buch, nur durch dieses einzige Mittel den Menschen bekannt machen können, so stritte das gegen die Lehre des Missionnairs, daß Gott allmächtig sey. Hätte aber Gott, ungeachtet er es konnte, die Offenbarung so unzählichen Menschen nicht bekannt werden lassen, so wäre dieses unbegreifliche Barbarei und Ungerechtigkeit. Es sey höchst ungerecht, das ganze menschliche Geschlecht für die Vergehungen eines Einzigen büssen zu lassen. Endlich sagte der Wilde, die Christen wären um nichts besser, als die Indianer, und diese müsten die Lehre der erstern nach ihrem Betragen beurtheilen.

Man hat keine Ursache die amerikanischen Wilden für Menschenfresser zu halten. Keiner von

unsern Schriftstellern sagt etwas hievon, vielmehr ist man in Amerika durchgängig vom Gegentheil überzeugt. Und wie hätte auch ein so wichtiger Umstand in den Sitten der Wilden zweyhundert Jahr lang den Europäern verborgen bleiben können, da so viele von diesen als Missionnairs, als Kriegsgefangne oder in Handlungsgeschäften bey den Wilden gewesen sind? Vertrügen sich ihre Sitten mit der Anthropophagie, so würden sie uns daraus eben so wenig ein Geheimniß machen, als aus den Martern, die sie ihren Gefangnen anthun, welche ohne Vergleichung grausamer aber weniger empörend als das Menschenfressen sind. Alle uns bekannte wilde Nationen leugnen diese Sitte ab. Einige von unsern Nachbaren haben zwar gehört, daß die Flachköpfe (Flat-heads) eine sehr entfernte Völkerschaft *) ihre Gefangnen äßen; sie selbst glauben es aber nicht. Ein Wilder, den ich hierüber befragte, antwortete: „es wäre viel wahrscheinlicher, daß die Weißen Menschenfleisch äßen, denn wir, setzte er hinzu, finden, ohne ein solches Nahrungsmittel zu suchen in den Wäldern alles, was wir brauchen, um unsren Hunger zu stillen.“ Aehnliche Antworten erhielt ich auch von andern Wilden, wenn ich sie hierüber befragte.

*) Einige Personen, welche Leute von dieser Nation gesehen hatten, haben mich versichert, daß sie wirklich flache Stirnen hätten. Sie sollen ihren Kindern den Kopf mit einem Brode platt drücken. Eben so sollen die Rundköpfe (Round-heads), welche auf der Ostseite des obern Sees wohnen, ihren Kindern gleich nach der Geburt den Kopf rund drücken.

Ich zweifle gar sehr an der Wahrheit alles dessen, was man uns von der Menschenfresserei erzählt. Es kann sehr wohl seyn, daß die Europäer, um ihre eignen Grausamkeiten zu beschönigen, die rohen Sitten der Wilden übertrieben geschildert haben. Alles was neu und sonderbar ist, findet leicht Glauben, und wird gern wiederholt, wäre es auch nur um sich das Ansehn zu geben, daß man mehr als andre wisse. Viele Unwahrheiten haben auf diese Art Glauben gefunden, und es hat alsdenn oft schwer gehalten, sie zu widerlegen. Oft sind Reisende, besonders wenn sie noch jung sind, sehr geneigt vorzugeben, sie hätten in entfernten Ländern, aus welchen sie zurückkommen, Dinge gesehen, welche man, wie sie wissen, zu erzählen pflegt; und dann können sie es selbst in der Folge, wenn sie es bereuen, etwas unwahres erzählt zu haben, nicht über sich erhalten, ihre Jugendfehler zu gestehen. Es geschieht auch wohl, daß man Mährchen, die man oft und viel erzählt hat, am Ende selbst glaubt.

Hat man Wilde gesehen, die etwa Knochen von ihren Feinden in der Hand hatten, und dazu drohende Gebehrden machten und mit den Zähnen knirschten, so war das noch kein Beweis, daß sie Menschenfresser seyn mußten. Selbst das würde noch kein überzeugender Beweiß seyn, wenn man ein zuverläßiges Beyspiel wüßte, daß die Wilden durch Noth oder äußerste Wuth zu dieser Barbarey getrieben worden wären. Man weis, daß manchmal die Leute auf europäischen Schiffen durch äusserste Hungersnoth so weit gebracht worden sind, un-

ter einander das Los zu ziehen und denjenigen, welchen das Loos traf, zu schlachten und zu verzehren. Wie wenn nun das ein amerikanischer Wilder gesehen, und denn seinen Landsleuten erzählt hätte, die Europäer wären Menschenfresser?

Ich will übrigens nicht durchaus behaupten, daß Menschenfresserei ein Unding sey; ich glaube nur, daß man, um hier zu entscheiden, zuverläßigerer Beweise bedürfe, als diejenigen sind, die wir bisjetzt erhalten haben.

Was ich hier von den Wilden erzählt habe, das gilt von allen auf gleiche Art, einige minder wichtige Umstände ausgenommen, welche einzelnen Stämmen unter ihnen eigen sind. Was in meiner Erzählung fehlt, das mag folgende Nachricht von den Wilden ersetzen, welche D. Franklin einem Europäer zugeschickt hat.

Bemerkungen über die Wilden in Nordamerika.

Man nennt diese Völker Wilde, weil ihre Sitten von den unsrigen, die wir für untadelhaft halten, unterschieden sind. Sie haben eben die Meynung von ihren Sitten und Gewohnheiten. Wollte man unparteiisch die Sitten aller Nationen auf der Erde untersuchen, so würde man vielleicht finden, daß kein Volk so roh ist, daß sich nicht einige Spuren von Kultur bey ihm finden sollten, und daß kein Volk so

gesittet ist, bey dem nicht einige Ueberbleibsel von Barbarei bemerklich seyn sollten.

Bey den Wilden beschäftigen sich die jungen Leute blos mit Jagd und Krieg; die Alten sind Rathgeber, denn alles wird nach dem Rath und Gutachten der Weisen im Volke veranstaltet. Hierinn besteht alle Regierung bey ihnen; sie wissen nichts von Zwangsgewalt, von Gefängnissen, von bürgerlicher Strafgerechtigkeit. Daher kommt es, daß sie sich vornehmlich auf Beredsamkeit legen, weil bey ihnen immer derjenige, der am besten spricht, den meisten Einfluß hat.

Die Weiber bauen das Feld, bereiten die Speisen zu, säugen und erziehen ihre Kinder, prägen ihrem Gedächtniß die Erinnerung merkwürdiger Begebenheiten ein, und überliefern sie der Nachwelt. Diese verschiednen Beschäftigungen beyder Geschlechter werden für ehrenvoll und der Natur gemäß angesehen. Da sie wenig künstliche Bedürfnisse haben, so fehlt es ihnen nicht an Zeit, sich im Umgang zu unterrichten. Unsre geschäftvolle Lebensart dünkt ihnen knechtisch und erniedrigend, und die Kenntnisse, auf welche wir so stolz sind, unnütz und unerheblich zu seyn. Eine Probe von ihren Gesinnungen in diesem Stücke gaben sie bey dem Freundschaftstractat von Lancaster in Pensylvanien, welcher im Jahr 1744 zwischen der virginischen Regierung und den sechs Nationen geschlossen wurde. Nachdem man über die vornehmsten Artikel dieses Tractats einig geworden war, machten die virginischen Abgeordneten den Wilden bekannt, daß bey

dem Collegium zu Williamsburg ein Fonds wäre, von dessen Interessen junge Indianer daselbst studiren könnten; wollten also die Häupter der sechs Nationen etwa sechs von ihren Kindern hinschicken, so würde die Regierung bald Sorge tragen, daß dieselben gut gehalten und in allen Wissenschaften der Weißen unterrichtet würden. Es ist eine politische und Höflichkeitsregel bey den Wilden, die sie bey allen öffentlichen Geschäften beobachten, daß sie einen Antrag, der ihnen gemacht wird, niemals auf der Stelle und an dem nämlichen Tag beantworten: „Denn, sagen sie, das würde heissen leichtsinnig zu Werke gehen, und die Achtung, die wir dem andern schuldig sind, aus den Augen setzen. Nehmen wir uns aber Zeit das zu überlegen, was in Vortrag gebracht worden ist, so geben wir dadurch zu erkennen, daß wir die Sache für wichtig halten. Sie verschoben also auch dasmal ihre Antwort auf den andern Tag. Da stand ihr Redner auf, und gab zuerst zu erkennen, daß sie den Virginiern für ihre großmüthige Anerbietung sehr verbunden wären. Denn, sagte er, wir wissen wohl, daß ihr auf die Dinge, welche man in euren Kollegien lehrt, einen großen Werth setzt, und daß auch die Unterhaltung unsrer sechs jungen Leute viel kosten würde. Wir sind also vollkommen überzeugt, daß ihr bey dem uns gemachten Antrag keine andre Absicht habt, als uns eine Wohlthat zu erzeigen, und dafür danken wir euch von ganzem Herzen. Aber ihr seyd kluge Leute; ihr müßt also auch wissen, daß nicht alle Nationen über jeden Gegenstand einerley Sinnes sind; und also werdet ihr es uns

auch nicht verargen, wenn unsre Meynung von dieser Erziehungsart mit der eurigen nicht übereinstimmt. Wir haben in diesem Stücke einige Erfahrungen gemacht. Verschiedne von unsern jungen Leuten sind ehedem in den Kollegien der nördlichen Kolonien erzogen worden, und haben da alle eure Wissenschaften erlernt; da sie aber wieder zu uns kamen, so waren sie träge Läufer, wußten nicht, wie man im Walde leben muß, konnten weder Frost noch Hunger ertragen, weder eine Hütte bauen, noch einen Hirsch fangen, noch einen Feind erlegen. Sie sprachen unsre Sprache sehr schlecht und wir konnten sie weder als Krieger, noch als Rathgeber, mit einem Worte, zu gar nichts brauchen. Dem ohngeachtet erkennen wir euer gütiges Anerbieten mit vielem Dank, ob wir gleich keinen Gebrauch davon machen, und um euch unsre Erkenntlichkeit zu beweisen, machen wir uns anheischig, wenn etwa einige von den Virginiern ein Dutzend von ihren Kindern zu uns schicken wollten, dieselben alles Fleisses zu erziehen, sie alles, was wir wissen, zu lehren, und Menschen aus ihnen zu machen."

Da die Wilden oft Gelegenheit finden, öffentliche Berathschlagungen zu veranstalten, so haben sie sich gewöhnt, bey denselben die beste Ordnung und Anständigkeit zu beobachten. Auf den vordersten Plätzen sitzen die Alten, dann die Krieger, und zu hinterst die Weiber und Kinder. Die Weiber haben das Geschäft, alles was vorgeht zu merken, und in ihr Gedächtniß einzutragen, um ihre Kinder

davon zu unterrichten. Sie sind gleichsam lebendige Archive bey den Rathsversammlungen der Wilden, sie wissen jeden Artikel eines Tractats, wäre er auch vor hundert Jahren geschlossen, auswendig, und wenn wir in unsern Staatsschriften, welche die Wilden angehen, nachschlagen, so findet sichs immer, daß die Aussage der Weiber damit übereintrift.

Derjenige, der in der Versammlung reden will, steht auf. Alle übrigen beobachten ein tiefes Stillschweigen. Hat der Redner seinen Vortrag geendigt, so läßt man ihm noch etwa fünf oder sechs Minuten Zeit, um sich zu besinnen, ob er noch etwas vergessen hat, was er hinzusetzen müßte. Jemand, selbst in alltäglichen Gesprächen, unterbrechen ist in den Augen der Wilden die größte Unanständigkeit. Man vergleiche hiemit das Betragen der Parlamentsglieder im englischen Unterhause, wo fast keine Sitzung vorbeygeht, ohne daß ein Lärm entstünde, welcher den Sprecher nöthigt, aus allen Kräften Ruhe zu gebieten. Man vergleiche mit der Höflichkeit der Wilden, was in den artigsten europäischen Gesellschaften geschieht, wo man, ohne die grösseste Geläufigkeit und Schnelligkeit der Zunge zu besitzen, keinen Augenblick sicher ist, mitten im Sprechen von dem Geschwätz seiner Gesellschafter so unterbrochen wird, daß man seine Gedanken kaum halb heraussagen kann.

Es ist wahr, daß die Wilden diese Zurückhaltung und Langsamkeit im Sprechen oft allzuweit treiben. Sie erlauben sich nicht dem zu widerspre-

chen was man ihnen sagt, und auf diese Art vermeiden sie zwar alles Gezänke, machen aber auch, daß man ihre Gedanken, und den Eindruck, den ein Vortrag auf sie gemacht hat, beynahe gar nicht errathen kann. Die Missionairs, welche versucht haben, sie zur christlichen Religion zu bringen, beklagen sich alle über die übertriebene Nachgiebigkeit der Wilden, welche eins der grössesten Hindernisse ihrer Bekehrung sey. Sie hören eine Predigt mit der grössesten Geduld an, äußern auch sogar nach ihrer Art Beyfall. Glaubt man aber, daß sie überzeugt sind? nicht im geringsten sind sie es. Was sie thun, ist blosse Höflichkeit.

Ein schwedischer Missionair ließ eines Tages die Oberhäupter vom Stamme Susquehannah zusammen kommen, und hielt ihnen eine Predigt, worinn er die vornehmsten Begebenheiten, auf welche sich die christliche Religion gründet, z. B. den Sündenfall unsrer ersten Aeltern, die Ankunft Christi zur Erlösung der Welt, seine Wunder, seine Leiden, u. s. w. vortrug. Da er fertig war, stand ein indianischer Redner auf, um ihm zu danken. „Alles, sprach er, was du uns da gesagt hast, ist sehr gut. In der That ist es ein großer Fehler, Aepfel essen: man thut allemal besser, wenn man Cider daraus macht. Wir sind dir sehr verbunden, daß du so weit hergekommen bist, um uns zu lehren, was deine Mutter dir erzählt hat. Zur Dankbarkeit will ich dir auch etwas erzählen, was unsre Mütter uns gelehrt haben. Unsre Väter lebten ehedem blos von Fleisch, und wenn die Jagd nicht

gut war, so mußten sie Hungers sterben. Eines Tages hatten zwey von unsern jungen Jägern ein Reh erlegt, und machten im Walde Feuer an, um ein Stück von dem Wildpret zu braten. Da sie eben ihre Mahlzeit anfangen wollten, sahen sie eine schöne junge Frau aus den Wolken herabkommen, welche sich auf jener Anhöhe, die du da zwischen den blauen Bergen siehst, niederließ. Die Jäger sagten zu einander: das ist gewiß ein Geist, den der Geruch des gebratenen Wildprets herbeygelockt hat, wir müssen ihm etwas davon anbieten. Sie setzten der Unbekannten die Zunge des Rehes vor. Sie fand dieses Gericht sehr wohlschmeckend, und sagte: eure Gefälligkeit soll nicht unbelohnt bleiben. Wenn der Mond wieder dreyzehnmal wird voll geworden seyn, so kommt hierher, und da werdet ihr Speisen finden, wovon ihr und eure Kinder bis ans Ende der Tage euch nähren könnt. Die Jäger ermangelten nicht, zu der bestimmten Zeit wieder zu kommen, und wunderten sich nicht wenig, als sie Gewächse fanden, die ihnen vorher ganz unbekannt gewesen waren. Die Fortpflanzung und der Anbau derselben ist uns seit jener Zeit ungemein nützlich gewesen. Auf der Stelle, wo die rechte Hand jener himmlischen Gestalt geruht hatte, fanden sie Mays, da wo ihre linke Hand sich ausgestreckt hatte, Bohnen, und auf der Stelle, wo sie gesessen, Tabak."

Der Missionnair fand dieses Mährchen sehr abgeschmackt. „Ich, sprach er im Amtseifer, ich habe euch heilige Wahrheiten verkündigt, und ihr erzählt mir da lauter Mährchen und Lügen." Der

Wilde fand sich hierdurch beleidigt, und sagte: „Mein Bruder, deine Aeltern scheinen dir keine gute Erziehung gegeben zu haben; sie hätten dir sagen sollen, daß man höflich seyn muß. Sieh, wir wissen besser zu leben, wir haben alles geglaubt, was du uns sagtest: warum willst du nun nicht auch unsre Erzählung glauben?“

Kömmt ein Wilder in eine von unsern Städten, so drängt sich das Volk um ihn herum, sieht ihn starr an, und beunruhigt ihn alle Augenblicke, wenn er gern still sitzen möchte. Die Wilden finden dieses sehr unbescheiden, und schliessen daraus, daß wir in der guten Lebensart sehr unerfahren seyn. „Wir, sagen sie, sind eben so neugierig als ihr und wenn ihr in unsre Dörfer kommt, so suchen wir alle eine Gelegenheit, euch zu sehen; aber wir verstecken uns hinter den Hecken, wo ihr vorbeygehen müßt, und sind nicht so unbescheiden, daß wir euch mit unsrer Gegenwart belästigen sollten.“

Wenn sie in ein fremdes Dorf kommen, so beobachten sie ebenfalls gewisse Regeln. Sie halten es für unbescheiden, wenn ein Fremder grade zu in ein Dorf geht, ohne sich angemeldet zu haben. Kommt also einer von ihnen in ein Dorf, so bleibt er stehen, ruft und wartet alsdann, bis man ihn hineinführt. Insgemein kommen ihm zwey von den Aeltesten entgegen, und führen ihn in seine Herberge. In jedem Dorfe ist ein Haus, welches sonst nicht bewohnt wird, und das Fremdenhaus heißt. Dahin wird der Gast geführt, und dann gehen die beyden Alten, seine Begleiter, von Haus

zu Haus, um anzukündigen, daß ein Fremder gekommen sey, der vermuthlich Hunger und Frost leide. Jeder Einwohner schickt, was er sich abbrechen kann, Nahrungsmittel und Felle zum Lager. Hat sich der Gast erholt, so werden Pfeifen und Tabak gebracht, die Einwohner des Dorfs setzen sich um ihn herum, und nun erst wird gefragt: „wer bist du; wohin gehst du; was giebts Neues?“ Die Unterredung schließt damit, daß man dem Fremden alles anbietet, was er zur Fortsetzung seiner Reise braucht, Wegweiser, Lebensmittel u. s. w. und niemand läßt sichs nur einfallen, ihm für die Bewirthung etwas abzufodern. Ein jeder übt diese Gastfreundschaft aus, welche sie für die vornehmste aller Tugenden halten. Unser Dollmetscher, Conrad Weiser, hat mir eine merkwürdige Anekdote erzählt, welche hieher gehört. Er war unter den sechs Nationen gleichsam naturalisirt, und redete die Mohawksprache mit vieler Fertigkeit. Er wurde einmal von dem Gouverneur mit einem Auftrag an die Versammlung der indianischen Oberhäupter zu Onondaga abgeschickt. Auf dieser Reise kam er an die Wohnung eines seiner alten Freunde des Wilden Cananetego und rufte ihn heraus. Dieser empfing ihn mit Freuden, breitete ihm Felle hin, um sich darauf zu setzen, trug ihm gekochte Bohnen und Wildpret, und Rum mit Wasser auf, um ihn zu erquicken. Nachdem Konrad sich gesättigt und seine Pfeife angesteckt hatte, fing der Wilde an, mit ihm zu schwatzen, fragte, wie er sich in den letzten Jahren befunden hätte, wo er herkäme,

und

und was die Absicht seiner Reise wäre, Konrad beantwortete alle diese Fragen. Endlich fing der Wilde an: „höre Konrad, du hast so lange unter den Weißen gelebt, und bist mit ihren Gebräuchen so gut bekannt, ich muß dich doch um etwas fragen. Ich bin manchmal zu Albany gewesen, und habe bemerkt, daß sie da einmal in der Woche ihre Kramläden und Gewölber zuschliessen, und alle in ein grosses Haus gehen. Sage mir doch, warum thun sie das, was machen sie da? „Je nun, antwortete Konrad, sie versammeln sich, um gute Sachen zu hören und zu lernen.“ Ja, erwiederte der Wilde, das werden sie dir freilich wohl gesagt haben, mir haben sies auch gesagt, aber ich zweifle gar sehr, daß dieses wahr sey, und ich will dir meine Ursachen gleich sagen. Ich gieng neulich nach Albany, um da meine Pelze zu verkaufen, und mir für das Geld Tücher, Messer, Schießpulver, Rum, u. s. w. anzuschaffen. Du weißt, daß ich insgemein mit Hanß Hansen meine kleinen Geschäfte machte, ich wollte aber auch einmal mit andern handeln. Indessen gieng ich doch auch diesmal zu Hansen, und fragte ihn, wie viel er mir für meine Biberhäute geben wollte. Er sprach: „ich kann dir nicht mehr als vier Schilling fürs Pfund geben; jetzt aber habe ich nicht Zeit, mich darauf einzulassen, denn heute kommen wir zusammen, um gute Sachen zu lernen, und ich gehe in die Versammlung. Da ich doch jetzt mit ihm nichts ausmachen konnte, so glaubte ich, es würde eben so gut seyn, wenn ich ihn in die Versammlung begleitete. Ich ging also

mit. Da stand ein schwarzer Mann auf, und fing an mit großem Ernst und Eifer zum Volke zu reden. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte, nur bemerkte ich, daß er Hansen und mich sehr oft starr ansahe. Daraus schloß ich, daß ihn meine Gegenwart verdrüßlich seyn müßte; ich ging also heraus, setzte mich auf der Straße hin, zündete mir eine Pfeife an, und rauchte, bis die Versammlung auseinander gieng. Es fiel mir auch ein, daß der schwarze Mann etwas von Biberhäuten gesagt zu haben schien, und ich fing an zu muthmassen, daß sich die Weißen wohl gar der Biberhäute wegen versammeln möchten. Wie ich also Hansen kommen sah, so redete ich ihn an, und sprach: „nunmehr wirst du doch wohl eins geworden seyn, mir mehr als vier Schilling für meine Biberhäute zu geben.“ Nein nein, erwiederte Hans, ich kann dir nicht einmal so viel geben: mehr nicht als drey Schilling und sechs Pence. Ich wendete mich an einige andre Kaufleute; aber es war, als wenn sie es verabredet hätten, mir nur drey Schilling und sechs Pence zu bieten. Das bestätigte mich in meiner Muthmaßung; ich sahe nun wohl, daß die Versammlungen, wo sie ihrem Vorgeben nach, gute Sachen lernen wollen, nur dazu dienen, zu lernen, wie sie die Indianer um ihre Biberhäute betrügen wollen. Denke nur nach, Konrad, und du wirst mir recht geben müssen. Versammeln sie sich um gute Sachen zu lernen, so müßten sie doch wohl nunmehr endlich einmal etwas gelernt haben, aber sie sind in diesem Stücke noch immer so unwissend als jemals. Erinnre dich, wie wir es machen; reist

ein Weißer durch unser Land, so nehmen wir ihn eben so auf, wie ich dich jetzt aufnehme. Ist er naß geworden, so trocknen wir ihn, friert ihn, so wärmen wir ihn, wir geben ihm zu essen und zu trinken, lassen ihn auf unsern wärmsten, weichsten Fellen schlafen, und für das alles fodern wir niemals etwas. Komme ich aber nach Albany, und will zu essen und zu trinken haben, so fragt man gleich; wo ist dein Geld? und habe ich keins, so heißts: fort aus dem Hause mit dir, du indianischer Hund! So behandeln sie uns, und du siehst also, daß sie nichts von den guten Sachen gelernt haben, die wir wissen und lernen, ohne deswegen eine Versammlung besuchen zu dürfen, weil wir das alles schon als Kinder von unsern Müttern lernen. Die Absicht ihrer Versammlungen kann also unmöglich die seyn, welche sie vorgeben, und die Wahrheit mag wohl seyn, daß sie da weiter nichts lernen, als wie sie die Indianer um ihre Biberhäute betrügen sollen."

In dem englisch amerikanischen Kriege wurde der indianische Stamm der Onedias, von den vier neuengländischen Provinzen ersucht, ihnen gegen die Engländer beyzustehen. Diese Wilden liessen durch Deputirte antworten, welche folgende Rede an den Gouverneur von Connecticut, Trumbull hielten:

„Da unsre jungen Brüder, die Indianer von Neu-England, welche sich in unsrer Nachbarschaft niedergelassen haben, ihre Freunde besuchen, und die Ihrigen, welche zurückgeblieben sind, abholen wollen, so überschicken wir durch sie diesen Gürtel, als Freundschaftszeichen, um ihnen den Weg zu bahnen, und sie aller Hindernisse zu überheben, damit sie ihre Freunde besuchen, und in Frieden zu ihren Wohnungen zurückkehren mögen.

Wir, die Oneidas, sehen uns genöthigt, dieses Mittel zu ergreifen, da sich jetzt die Sachen in Neu-England in einer sehr traurigen Lage befinden. Wir hoffen, daß unsre jungen Freunde, mit der Hülfe Gottes, in Ruhe und Frieden reisen und zurückkommen werden.

Wir empfehlen sie während ihrer Reise eurem Wohlwollen aufs nachdrücklichste.

Nunmehr wenden wir uns ins besondre an euch, Brüder, Gouverneur und Oberhäupter von Neu-England.

Brüder, wir haben von dem unglücklichen Zwist und Kampf zwischen euch und Alt-England gehört. Wir sind darüber erstaunt, und unsre Herzen sind betrübt.

Brüder, lasset den Frieden fernerhin zwischen euch und uns bestehen. Wir können uns nicht in den Streit zweyer Brüder mischen, der uns unnatürlich zu seyn scheint. Ihr seyd zwey Brüder von einem Stamm entsprossen. Wir wollen uns

mit keiner von beyden Partheyen verbinden, denn wir haben gleiche Freundschaft für Alt-England und für Neu-England. Verlangt der große König von England unsern Beystand, so werden wir ihn verweigern; fordern die Kolonien unsre Hülfe, so werden wir es ebenfalls abschlagen. Das gegenwärtige Verhältniß zwischen euch, die ihr Brüder seyd, ist uns ganz fremd und neu. Denn in den Erzählungen unsrer Vorfahren finden wir keinen einzigen Fall, kein einziges Beyspiel dieser Art.

Brüder, um dieser Ursachen willen bleibt bey euren friedlichen Gesinnungen gegen uns, und schöpft keinen Verdacht daraus, daß wir Indianer uns in diesen Streit nicht mischen wollen. Wir sind für den Frieden.

Brüder, griffe ein Fremder euch feindlich an, so wüßten wir, was wir zu thun hätten. Wir hoffen, daß die Weisheit der Regierung mit Gottes Hülfe eure Beschwerden erleichtern und die düstre Wolke zerstreut werden wird.

Brüder, da wir uns für den Frieden erklärt haben, so bitten wir euch, unsre Brüder, die Indianer von Neu-England, nicht um Kriegshülfe zu ersuchen. Erlaubet, daß wir Indianer insgesammt, von einerley Gesinnungen belebt, in Frieden unter einander leben; und ihr, ihr Weißen, sucht, wenn wir euch rathen dürfen, euren Zwist beyzulegen.

Brüder, wir haben euch nun unsre Meynung zu wissen gethan. Erzeigt uns die Freund-

schaft uns zu schreiben, damit wir auch eure Meynung erfahren.

Wir die Sachems, Krieger und Aeltesten des Stammes der Oneidas schicken euch, unsern Brüdern, dem Gouverneur und andern Häuptern von Neu-England unsern Gruß und Freundschaftsversicherung.

Thomas Yoghtanawa,
Adam Ohonoovaro
und zehn andre Oberhäupter vom Stamm der Oneidas.

unterzeichnet zu Kananoorohara am 19. Jun. 1775.

Ins Englische übersetzt und geschrieben von dem Missionair Samuel Kistland."

Bis auf diesen Zeitpunkt hatten weder die Engländer noch die Amerikaner den Stamm der Oneidas um Beystand ersucht. Das Oberhaupt des Stammes Shawanahac erklärte den virginischen Deputirten, er könne seine jungen Leute unter den gegenwärtigen Umständen nicht im Zaume halten, und er gäbe ihnen also den Rath, drey bis vierhundert derselben zu ihrer Armee kommen zu lassen, weil dieses das einzige Mittel seyn würde, zu verhindern, daß sie sich nicht mit den Engländern vereinigten. Die Deputirten schlugen diesen Antrag aus, und baten die Indianer blos, neutral zu bleiben.

Die Amerikaner riethen den Wilden in der That immer zur Neutralität; wahrscheinlicher

weise that dieses auch der englische General Carleton. Die übrigen englischen Heerführer sparten keine Mühe, den Amerikanern die Wilden von allen Seiten her auf den Hals zu hetzen, und hierinn waren sie nur allzu glücklich. Wir aber, was hätten wir, wenn man auch die Pflichten der Menschlichkeit nicht einmal in Anschlag bringen will, für Beystand von den Wilden, bey der Art Krieg zu führen, an welche sie gewöhnt sind, erwarten sollen. Wir konnten sie nur gegen Soldaten gebrauchen, hingegen bedienten sich die Engländer ihrer, um unsre Häuser zu verwüsten, unsre Weiber und Kinder zu ermorden. Die wenigen Wilden, die sich gegen das Ende des Krieges zu uns gesellten, wurden bey unsrer Armee nicht so wohl in der Absicht aufgenommen, daß sie dadurch abgehalten werden sollten, sich mit unsern Feinden zu vereinigen, als vielmehr, weil wir sie zu Wegweisern auf den langen Märschen brauchten, welche die Armee thun mußte, um die wilden Horden, die unsre Gränzen verheerten, zu vertreiben. In dem ganzen Kriege haben unsre Wilden vielleicht nicht sechs Engländer erschlagen.

Vermischte Anekdoten.

1.

Der Abbe' Raynal sagt von den Quäkern: „Giebt man einem von diesen Leuten eine Ohrfeige, so reicht er auch den andern Backen hin; fordert man ihm seinen Rock ab, so zieht er auch die Weste aus.“ Wäre das wahr, so dürfte in London kein Quäker im Winter aus dem Hause gehen, ohne zu befürchten, daß er erfrieren müßte, denn bey jedem Schritte auf der Straße, würde er gute Freunde finden, die ihm seine Kleider bis aufs Hemde abschwatzten. Was die Ohrfeige anbelangt, so würde ich weder in England noch in Amerika jemand rathen, eine Probe damit zu machen; denn man weiß Beyspiele genung von Leuten, welche die Freyheiten, die sie sich gegen die Quäker herausnahmen, theuer bezahlen müssen.

Von der Revolution in Amerika geschahe es einmal, daß ein englischer Matrose in ein Wirthshaus kam, wo unter andern Personen auch ein Quäker beym Feuer saß. Der Matrose mochte vielleicht glauben, daß die amerikanischen Quäker geduldiger wären als die englischen, und wollte einen Versuch machen, ob das wahr wäre. Er gab also dem Quäker einen derben Schlag auf die Schulter, und sagte, er wollte ihm Gelegenheit geben, die Pflicht der Gedult, welche ihm seine Religion vorschriebe, auszuüben. Der Quäker war ein Mann

von ungeheurer Stärke. Er streckte nur die beyden Vorderfinger jeder Hand, packte den Matrosen damit, und trug ihn so an eine Wand hin, wo er ihn so kräftig andrückte, daß der Engländer sich genöthigt sahe, um Gnade zu bitten, indem er zugleich ihm seine Religion zu Gemüthe führte. „Meine Religion, antwortete der Quäker, verbietet mir, dich zu schlagen, aber sie verwehrt mir nicht, dich zu drücken.“ Nachdem er den Matrosen genug gedrückt hatte, um ihm seine Lektion einzuprägen, legte er ihn auf die Erde hin, und setzte sich wieder ans Feuer.

2.

Die Quäker nehmen, wie man weiß, den Hut vor niemand ab, und dutzen jedermann. Wenn aber andre, die nicht Quäker sind, ihnen so begegnen, so nehmen sie es übel und geben ihr Mißvergnügen durch Gebärden, auch wohl mit ausdrücklichen Worten zu erkennen. Eine von den Besonderheiten, welche Fremden am lächerlichsten vorkommen, ist die Art, wie die Quäker Gesundheiten trinken. Sie sprechen: ich sehe dich an, anstatt zu sagen: auf deine Gesundheit! Ich speißte eines Tages in einem Gasthof, wo sich ein junger Mensch einfallen ließ, einem Quäker, der mit am Tische war, mit den Worten zuzutrinken: „Tom, ich sehe dich an!“ „Das sehe ich, Will, antwortete der Quäker, und du thust es noch dazu mit vieler Unverschämtheit.“ Die Quäker sagen, andre

Secten wären nicht durch ihre Religion verpflichtet sich von den gewöhnlichen Sitten im Umgang zu entfernen, und folglich müßten sie ihnen auch eben so, wie andern begegnen.

3.

Die Quäker haben, so wie andre Secten, ihre Besonderheiten. Diese geben ihnen in gewissen Stücken Vorzüge vor andern, in mancher Rücksicht aber setzen sie sich auch dadurch herab. Sie haben eben sowohl menschliche Leidenschaften als andre, und kann eine von diesen aus Religionsgrundsätzen, oder wegen andern Ursachen sich nicht, so wie sie ist, äußern, so verbirgt sie sich hinter andre Leidenschaften.

Das vornehmste Verdienst der Quäker ist ihre Haushältigkeit und Betriebsamkeit; in diesem Stücke ist ihr Betragen wirklich lobenswerth, und exemplarisch. Was Wohlthätigkeit und Gastfreyheit anbelangt, so sind sie hierin wie andre, und in der Scheinheiligkeit thut es ihnen niemand gleich. In Handelsgeschäften können sie sich eben keiner grossen Gewissenhaftigkeit und Billigkeit rühmen. Im Kauf und Verkauf sind sie Meister. Man kann sehr leicht von ihrem Aeußerlichen getäuscht werden; die Versprechungen, welche sie leisten, geschehen, vermöge ihrer Religionsgrundsätze, immer mit mancherley Bedingungen und Vorbehalt, und dadurch

finden sie oft Gelegenheit, ihr Wort nicht zu halten. Man hat sie oft ihres Betragens wegen protestantische Jesuiten genannt, wie wohl diese Vergleichung nur mit gewisser Einschränkung richtig ist.

Dieses ist ihr allgemeiner Charakter. Indessen findet man unter ihnen auch, so wie bey andern Secten, Leute von vorzüglichen Verdiensten, die den höchsten Grad menschlicher Vollkommenheit erreicht zu haben scheinen. Ich kenne selbst viele solche Männer unter ihnen, die ich nicht blos aus ihren Worten, sondern durch eigne Erfahrung zu beurtheilen und zu schätzen Gelegenheit gefunden habe. Einer von ihnen, mit dem ich in genauer Verbindung stand, unterhielt sich eines Tages mit mir über die Eigenschaften seiner Secte, von welchen er einige billigte, andre tadelte. „Glaube mir, Freund, sagte er, unsre Geringschätzung des Aeußerlichen und der Pracht, dient nur dazu, unsern Stolz zu vermehren. Oft verbergen sich einerley Leidenschaften nur unter verschiednen Hüllen.“ Diese Bemerkung erinnerte mich an die Antwort, die Plato dem Diogenes gab.

Wollte man alle gute und schlechte Eigenschaften der Quäker gegen einander halten und mit den Tugenden und Lastern andrer Menschen vergleichen, so würde man, wie ich glaube, finden, daß diese Secte weder die schlimmste noch die beste unter allen ist. Dieses gilt wenigstens von ihrem Betragen überhaupt, ohne Rücksicht auf das, was sie bey besondern Gelegenheiten gethan haben. — Ihre Aufführung bey Gelegenheit der amerikanischen Re-

volution, können sie auf keine Weise rechtfertigen. Sie handelten gegen ihre eignen Grundsätze, und folgten einer hinterlistigen Politik, die sie unter dem Deckmantel der Religion zu verbergen suchten. Eine Erklärung, welche sie an das amerikanische Volk unter dem Titel: Erneurung des alten Zeugnisses und der alten Grundsätze des Volks, welches man Quäker nennt, ergehen liessen, veranlaßte den Herrn Payne, Verfasser der kleinen Schrift On Common-Sense, ein Sendschreiben an die Quäker herauszugeben, woraus ich hier folgende Stelle aushebe:

„Diesen Brief sende ich euch nicht als einer Religionsgesellschaft, sondern als einem politischen Körper, weil ihr euch in Angelegenheiten mengt, mit welchen euch zu befassen, die Lehre des Friedens, die ihr mit dem Munde bekennt, verbietet.“

„Aber hütet euch vor aller Selbsttäuschung in Ansehung der Ursachen und des Grundes eures abgelegten Zeugnisses; hütet euch Kaltsinn und Gefühllosigkeit Religion zu nennen, und Bigotterie mit dem eigenthümlichen Charakter des Christen zu verwechseln.“

Wie partheiisch zeigt ihr euch nicht in Ausübung der Grundsätze, deren Wahrheit ihr vertheidigt? Wenn derjenige sündigt, der Waffen trägt, sündigt derjenige nicht am meisten, der sie zuerst ergreift, da man doch einen Unterschied zwischen vorsetzlichen Angriff und abgedrungner unvermeidlicher Vertheidigung machen muß? Wenn ihr es also aufrichtig

meynet, wenn ihr nicht ein blosses Gaukelspiel mit eurer Religion treibt, so überzeugt die Welt hievon dadurch, daß ihr eure Lehre unsern Feinden predigt, denn auch sie tragen Waffen. Macht zum Beweis eurer Redlichkeit Vorstellungen bey dem Hofe zu St. James, bey den englischen Befehlshabern zu Boston, bey den Admirals und Kapitains, welche unsere Küsten verheeren, und bey alle den ungläubigen Mördern, welche nach den Befehlen dessen, dem ihr dienen wollt, handeln. Wärt ihr so rechtschaffen, wie euer ehemaliger Glaubensgenoß Barklay, (der K. Karl dem IIten nachdrückliche und die edelsten Gesinnungen verrathende Vorstellungen that) ihr würdet eurem König Busse predigen, ihm seine Sünden aufdecken, und mit ewiger Verdammniß drohen. Ihr würdet nicht so weit in eurer Partheilichkeit gehen, daß ihr euch nur gegen bedrückte und gekränkte, Anzüglichkeiten erlaubtet, sondern ihr würdet als treue Diener des Wortes einem jeden ohne Ansehn der Person die Wahrheit laut und ohne Schonung sagen. Saget nicht, daß man euch verfolgt, unterfangt euch nicht, uns Vorwürfe zu machen, die wir euch zurückgeben müssen. Denn vor aller Welt bezeugen wir, daß wir uns nicht deswegen über euch beschweren, weil ihr Quäker seyd, sondern, weil ihr es seyn wollt, und doch nicht seyd."

Sind das würklich eure Grundsätze, die ihr bekennt, warum befolgt ihr sie nicht? Warum mengt ihr euch in eine Sache, die ihr Gottes nennt. Ihr sprecht, man muß den Ausgang aller öffentlichen Angelegenheiten mit Ge-

dult und Demuth abwarten, und was geschieht, als eine Wirkung des göttlichen Rathschlusses aufnehmen. Was bedarf es also eurer öffentlichen Erklärung, wenn ihr alles, was sie enthält, festiglich glaubt? durch Bekanntmachung derselben, gebt ihr zu erkennen, daß ihr entweder an die Lehre, welche ihr bekennet, nicht glaubt, oder daß ihr nicht Rechtschaffenheit genug besitzt, um das auszuüben, was ihr glaubt."

„Wie könnt ihr es, nach euren Grundsätzen rechtfertigen, daß ihr das Volk ermahnt und auffordert, eine genaue Verbindung, wie ihr euch ausdrückt, zu schliessen, um mit Abscheu alle Schriften und Maaßregeln zurückzuweisen, welche den Endzweck haben, die glückliche Verbindung zu trennen, in welcher wir bisher mit Großbritannien gestanden haben, und unsere gerechten, nothwendigen Unterthanenpflichten gegen den König und dessen gesetzmäßige Bevollmächtigte aufzuheben?"

„Was für eine Rolle spielt ihr hier? Eben die Leute, die gleich vorher ganz ruhig auf jedes Recht zu befehlen, Könige und Regierungen abzuändern, Verzicht gethan haben, widerrufen unmittelbar darauf ihre Grundsätze und mengen sich in Staatsangelegenheiten. Wie kann eine solche Lehre auf solche Folgerungen führen? Der Widerspruch ist zu sichtbar, als daß man ihn nicht wahrnehmen, das Widersinnige darinn zu auffallend, als

daß man nicht darüber lächeln sollte, und eure Erklärung kann blos ein Geschöpf solcher Personen seyn, deren Verstand eingeschränkt, und durch Mismuth einer bis zur Verzweiflung getriebenen politischen Partey verdunkelt ist."

Herr Payne sagt mit Recht; eine politische Partey: denn nicht alle Quäker handelten auf die nämliche Art. Viele von ihnen betrugen sich so, daß das Vaterland Ursache hatte, mit ihnen sehr zufrieden zu seyn; so wie die Jesuiten drey Klassen unter sich hatten, Politiker, welche regierten, Philosophen, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten und gute fromme Leute, die sich blos leidend verhielten; so konnte man auch die amerikanischen Quäker zur Zeit der Revolution in drey Klassen theilen; diese waren, die Politiker, die Patrioten, und die Frommen. Die Patrioten ergriffen die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes, die Frommen beteten, und übten ohne Unterschied gegen jedermann Werke der Wohlthätigkeit aus, ohne sich um Staatssachen zu bekümmern; die Politiker endlich, weit zahlreicher, als die beyden andern Klassen zusammen, besorgten die Angelegenheiten ihrer Secte, und suchten auf alle mögliche Art der amerikanischen Freyheit zu schaden. Unter jeder andern Regierung würde ein solches Betragen streng geahndet worden seyn.

4.

Seit dem Anfang des Krieges bis zum August 1779, wurden die amerikanischen Kriegsgefangnen von den Engländern sehr barbarisch behandelt. Die Amerikaner konnten sich nicht entschliessen das Wiedervergeltungsrecht an Unschuldigen auszuüben. Im Sommer 1779 war ich als Gefangner zu Neu-York. Eines Tages, da ich mit dem englischen Kapitain Cammel an dem Ufer des Hudsonflusses durch den abgebrannten Theil der Stadt gieng, sagte mir mein Begleiter mit sichtbarer Rührung, daß wir eben über die Gräber von etwa viertausend Franzosen und Amerikaner giengen, welche ihr Leben blos dadurch eingebüßt hätten, daß man sie bey der grössesten Sommerhitze in so großer Anzahl in die Kirchen eingesperrt hätte, daß sie aus Mangel an Luft hätten ersticken müssen. Ueberdies hätte man ihnen lauter verdorbne Speisen, in sehr geringer Quantität, und wenig gesalznes Wasser gereicht, so daß der Durst ihre grössesste Qual gewesen wäre *).

Da

*) Die Familie des Kapitain Cammel, welcher mir dieses erzählte, stammt aus Schottland, und hatte sich einige Jahre vor der Revolution in Nordcarolina niedergelassen. Beym Ausbruch des Krieges verließ Herr Cammel seine Familie und seine Güter, und ging zu den Engländern über. Mehr als einmal hat er mir gesagt, sein Gewissen habe ihn genöthigt, sich zur königlichen Partey zu schlagen, ob er gleich das Betragen der englischen

Da ich mich eines Tages am Bord des englischen Viceadmiralschiffs befand, sahe ich ein kleines Fahrzeug, welches so gedrängt voll Menschen war, daß es schlechterdings nicht mehrere hätte fassen können. Ich erkundigte mich, was das wäre? „Es sind, antwortete mir ein Seelieutenant, ungefehr hundert und funfzig ausgewechselte amerikanische Kriegsgefangne, von welchen vielleicht nicht zwanzig zu Boston ankommen werden?“ Und warum? „Weil schon der Tod in ihren Adern wühlt.“ Der Ausdruck, mit welchem der Officier dieses sprach, verrieth Mitleid und menschliches Gefühl. Er erzählte mir, diese Gefangnen wären aus zwey englischen Gefängnißschiffen geholt worden, wo die eingesperrten Amerikaner insgemein schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft von einem Faulfieber befallen wurden, welches die meisten tödtete, und bey den übrig gebliebnen Zeitlebens die traurigsten Folgen zurückließ.

Die innige Empfindung, womit dieser Officier alles dieses erzählte, erinnerte mich an das ganz entgegengesetzte Betragen einiger Schottländer, die ich eine halbe Stunde vorher gesehen hatte. Diese sahen alle sehr heiter aus, und einer von ihnen sagte, indem er mit dem Fernrohr nach den Fahrzeugen hin sah: „wir haben Soldaten von den Amerikanern

schen Minister und Officiers in vielen Stücken mißbilligte, und seine Familie, ungeachtet der Verschiedenheit in ihren politischen Meynungen, nach wie vor, zärtlich liebte.

Bayerische Staatsbibliothek München

herausbekommen, und dafür geben wir ihnen Leichen zurück."

Die Amerikaner erfuhren bald zu Anfang des Krieges, wie unmenschlich die Engländer ihre Kriegesgefangnen behandelten. Viele thaten daher den Vorschlag, es sollte künftig bey Treffen und Scharmützeln mit dem Feinde kein Quartier gegeben noch genommen werden. Oft habe ich gehört, daß sich Leute unter keiner andern Bedingung anwerben lassen wollten. „Denn, sagten sie, das ist noch das einzige Mittel unsre Feinde menschlich zu machen, weil wir uns nicht entschliessen können, so wie sie zu handeln. Denn wozu nützt das Leben, wenn man Leiden zu erdulten hat, die ärger als der Tod sind?"

Man glaube indessen ja nicht, daß ich allen Engländern den Vorwurf der Grausamkeit und Barbarey machen will. Die Menschen sind nicht so durchaus böse, als sie uns von einigen gallsüchtigen Menschenfeinden geschildert werden. Die lobenswürdigen Handlungen unsrer Feinde waren immer viel gemeiner, als die tadelnswürdigen der Alliirten. Von jenen handelten viele nach ganz andern Grundsätzen, als die der englischen Minister. Hiervon will ich hier nur einen gemeinen Matrosen als Beyspiel anführen.

Zu Ende des Jahrs 1777, wurde ein französischer Schiffskapitain von dem englischen Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, weil er sich noch gewehrt, und einen Feind erlegt hatte, nachdem sein

Schiff schon geentert worden war, und er, wie seine Richter meynten, die Unmöglichkeit, sich länger zu vertheidigen, vor Augen sehen mußte. Wahr ist es, daß die Flagge gestrichen war. — In der Nacht vor dem Tage, welcher zur Vollstreckung des Todesurtheils an dem Kapitain bestimmt worden war, gelang es einem englischen Matrosen, ihn, nicht ohne große Gefahr, aus seinem Gefängniß herauszulassen und in Freyheit zu setzen. Beyde, der Kapitain und der Matrose kamen glücklich zu Williamsburg an. Es befanden sich daselbst viele Franzosen, und unter diesen viele Freunde des geretteten Kapitains. Man kann leicht denken, daß diese sich um die Wette beeiferten, den englischen Matrosen zu bewundern, und ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Sie führten ihn, wie im Triumpf herum, und thaten ihm die großmüthigsten Anerbietungen. Der Matrose aber schlug alles aus, und sagte zu dem Kapitain: „Sie sind ein wackrer Mann: das Urtheil, welches man über sie gesprochen hatte, war in meinen Augen ungerecht, und ich konnte es unmöglich dulten, daß ein so rechtschaffner Mann auf diese Art umkommen sollte. Was ich gethan habe, würde ich noch jetzt mit Freuden für sie thun. Schon vorhin hatte michs gekränkt, wenn ich sah, wie sich meine Landsleute zu Neu-York betrugen, und ich war entschlossen, davon zu gehen. Alles, was ich jetzt wünsche, ist, daß man mir Gelegenheit verschaffe, nach England zurückzukehren, denn ich wünschte nicht, daß man mich in dem Verdacht ha-

ben möchte als ob ich treulos an meinem Vaterlande geworden wäre.“ Man that, wie er verlangte, und schickte ihn nach England zurück.

Vom Zustande der Sklaven in den nordamerikanischen Kolonien.

Es ist sehr natürlich, daß alle Freunde der Menschheit und der Gerechtigkeit sich wundern, wenn sie sehen, daß nach der amerikanischen Revolution, in einem Lande, wo Freyheit und Gleichheit die Grundpfeiler der Verfassung sind, gleichwohl immer noch Sklaverey und Sklavenhandel besteht. Es verdient wohl eine genauere Prüfung, um zu bestimmen, ob nicht vielleicht die Umstände eine Rechtfertigung zulassen. — Schon in den vorigen Zeiten waren einige der damaligen englischen Kolonien sehr geneigt, die Sklaverey ganz aufzuheben, oder doch einzuschränken: aber die Regierung setzte sich dagegen. Die Anzahl der Sklaven beträgt überhaupt in den nördlichen Staaten noch nicht 50000 und in den fünf südlichen Staaten über 650000.

Kleinern Uebeln kann man leicht und bald abhelfen; aber große Uebel aus dem Wege zu räumen, dazu gehört Zeit und Klugheit: und durch Uebereilung wird das Mittel, welches man anwendet, oft schädlicher, als das Uebel selbst war. Un-

leugbar ist die Sklaverey in den fünf südlichen Staaten ein sehr großes, sehr demüthigendes, aber auch sehr schwer zu verbesserndes Uebel. Wer billig ist, wird gestehen müssen, daß man je eher je lieber darauf denken müsse, diesen bösen Schaden zu heilen; aber leider sind die Mittel, die man bis jetzt noch vorgeschlagen hat, sehr unsicher. Man mag, um den Negern ihre Freyheit zu geben, einen Weg einschlagen, welchen man nur immer wolle, so wird man immer doch vor allen Dingen suchen müssen, diese Leute von dem rechten Werth und Gebrauch der Freyheit zu unterrichten. Sie sind in der äussersten Unwissenheit erzogen, überzeugt, daß sie nichts zu gewinnen, noch zu verlieren haben, und daher hat man schon öfters gesehen, daß Negern, die ihre Freyheit erhalten hatten, sich dem Müßiggang ergaben, dadurch dem gemeinen Wesen lästig wurden und endlich in Elend und Schande umkommen mußten.

Einige vernünftige Personen haben vorgeschlagen, man sollte überall öffentliche Schulen errichten, wohin die Herren alle Kinder ihrer Sklaven von beyderley Geschlecht schicken müßten: zugleich sollte eine Zeit bestimmt werden, nach deren Verlauf alle Sklaverey ganz aufhören sollte. Noch andre verlangten, man sollte alle diejenigen Negerkinder für frey erklären, die nach Bekanntmachung des Gesetzes geboren werden würden. Diesen Vorschlag hat man neuerlich in Pensylvanien zu befolgen angefangen. In Massachusets brauchte man keine neuen Gesetze zu geben: in diesem Staate

waren zwar sonst und sind noch jetzt Sklaven, allein man kann ihre Dienste als willkürlich ansehen, weil die Landesgesetze niemals die Sklaverey genehmigt haben. So oft als ein Sklave daselbst seine Zuflucht zu den Gesetzen nahm um seine Freyheit zu erhalten, wurde er freygesprochen, und so war es in dem vorigen Jahrhundert, so wie jetzt noch in dem gegenwärtigen.

Die Einbringung neuer Sklaven wird jetzt nur noch in den beyden Karolinas und in Georgien gestattet, und man darf hoffen, daß diese Staaten auch bald dem Beyspiel der übrigen zehn folgen werden. Man hat sehr gute Ursachen die vorhandnen Sklaven, da wo ihre Anzahl groß ist, für jetzt noch nicht frey zu sprechen, aber die Einbringung neuer Sklaven läßt sich nicht rechtfertigen.

Unter denjenigen, welche den Vorwurf, den man ihrem Vaterland über die Dultung der Sklaverey macht, gern abwelzen möchten, denken nicht alle ganz gleich in Ansehung der Maasregeln, die man deshalb vorkehren mußte. Einige sind der Meynung gewesen, man müßte die Sklaven, um ihre Herren wenigstens zum Theil zu entschädigen, nach den Westindischen Inseln abführen, und da verkaufen. Allein das ist ein Vorschlag, vor welchem die Menschlichkeit zurückbebt. Ueber dies glaube ich, daß in Virginien unter hundert Herren sich kaum fünf finden würden, die nicht lieber alles verlieren, als in diesen Vorschlag willigen möchten. In die Inseln sollten nur Verbrecher, die zum Tode verdammt sind, geschickt werden. Die Strafe würde minder grausam, aber in der Meynung

der Verbrecher schrecklicher als der Tod seyn, denn die Sklaven wissen gar wohl, wie man mit ihren Landsleuten in den Inseln umgeht, und daher würde die Androhung einer solchen Strafe für sie fürchterlicher seyn, und sie gewisser von Verbrechen abschrecken als selbst der Tod.

Noch andre haben vorgeschlagen, man sollte die Negern nach Afrika zurückschicken: allein Amerika ist ihr Vaterland geworden, ihnen gefällt die Landesart und die Sitten der Einwohner, und kämen sie wieder nach Afrika, so würden sie nicht wissen, wovon sie da leben sollten, ihre Freyheit würde für sie in diesem Lande drückender seyn, als es die Sklaverey für ihre Vorfahren in Amerika war.

Der Verfasser der Bemerkungen über Virginien meynt, man sollte den Negern ein Stück Land einräumen, wo sie eine besondre Kolonie ausmachen könnten. Die Kinder sollten auf öffentliche Kosten erzogen, und dann, die jungen Mannspersonen in ihrem ein und zwanzigsten, die Mädchen aber im achtzehnten Jahre hingeschickt, und mit allen zu ihrer Einrichtung nöthigen Bedürfnissen versorgt werden. Hätte dann diese neue Kolonie eine gewisse Stärke gewonnen, so sollte sie als ein Mitglied des amerikanischen Staatenbundes aufgenommen werden.

Dieser menschenfreundliche Vorschlag macht seinem Urheber Ehre; der Gerechtigkeit oder doch der Billigkeit würde Genüge geleistet werden, wenn man sich entschlösse diesen Unglücklichen etwas auf-

opfern, und das wäre gleichsam ein Sühnopfer für die Grausamkeit, welche ihre Vorfahren von den unsrigen haben erdulten müssen. Gesetzt aber, daß auch die Herren der Negern sich ihres Privatvortheils begeben wollten, so würde doch immer jener Plan nicht eher ausgeführt werden können, als wenn sich die Finanzen der amerikanischen Staaten in dem besten Zustande befänden, und die Anzahl der Weissen beträchtlich zugenommen hätte.

Der oben gedachte Schriftsteller schlägt vor, man sollte Schiffe in fremde Länder schicken, und daselbst neue Ansiedler für die amerikanischen Staaten anwerben lassen, um auf diese Art von Zeit zu Zeit den Verlust zu ersetzen, welchen die Bevölkerung durch Versetzung der Sklaven in die neue Kolonie erleiden würde. Allein außer dem, daß es schwer halten würde, eine hinlänglich große Anzahl von neuen Bewohnern, aller Begünstigungen ungeachtet, zusammen zu bringen, so würde hierzu doch immer nöthig seyn, daß die Finanzen viel besser als jetzt stünden. Hiezu aber wird ein größerer Zeitraum erfodert, als man nach den Grundsätzen der Menschlichkeit und Billigkeit abwarten darf.

Da die neue Kolonie, auf welche jener Schriftsteller anträgt, nicht statt finden kann, so fordert die Gerechtigkeit, daß man den Sklaven, sobald als möglich, nicht sowohl als Geschenk, sondern nach dem Grundsatz der Gleichheit aller Menschen, als Wiedererstattung, ihre Freyheit und das Bürgerrecht gebe. Wenn dann nun auch die frey=

gewordnen Negern sich mit den Weißen vermischen, und künftig Geschlechter aufstehen, die nicht mehr die weisse Farbe der Europäer haben, sollte das wohl ein Schade seyn, welcher der allgemeinen Gleichheit und Freyheit aller Einwohner die Wage hielte? Ich weiß wohl, daß mir hierinn nicht jedermann beypflichten wird; indessen wird sich auch niemand beklagen können, so lange die Gesetze niemand zwingen, sich mit Negern oder Mulatten zu verheurathen. Nur nicht verbieten sollen sie dergleichen Heurathen, denn ein solches Verbot würde ungerecht seyn, und gegen die gesunde Politik streiten.

Das Bürgerrecht kann keiner Klasse von Menschen versagt werden, ohne dieselben gewissermassen zu Gegnern derjenigen zu machen, die des Bürgerrechts geniessen: und ist nur die Anzahl der erstern stark genug geworden, um Rechenschaft wegen dieser Verweigerung zu fodern, so kann man sicher erwarten, daß sie eine solche Ungerechtigkeit nicht ungeahndet lassen werden, wofern nicht Tyrannei sie niederdrückt.

Diejenigen, welche glauben, die Negern würden niemals alle die Eigenschaften überkommen, welche zum Charakter eines freyen Bürgers gehören, urtheilen nur nach dem, was sie jetzt an den Negern sehen, anstatt, daß sie sich denken sollten, was diese Leute seyn würden, wenn sie von Jugend an frey gewesen wären. Käme die Reihe an die Weissen, Sklaven zu werden, so würden ihre Nachkommen nach einigen Generationen eben das seyn, was

jetzt die Negern sind. Dieses ist eine Wahrheit, von der man jetzt schon das Vorspiel sieht. Seit der Revolution hat sich das Betragen und die Reden der Negern sehr geändert, weil sie immer davon hören, daß sie wohl künftig einmal frey werden könnten. Hiezu hat die Menschheit ihrer Herren nicht wenig beygetragen. Ich habe mehr als einen zu ihren Sklaven sagen gehört: „Wenn ihr nicht zufrieden seyd, so geht; ich habe kein Recht, euch zurückzuhalten.“

Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Gesinnungen viel Anhänger fänden. Der Marquis de la Fayette gab dieses bey seinem letzten Aufenthalt in Amerika der Generalassembly von Virginien zu verstehen. Man hatte Deputirte an ihn geschickt, um ihn zu bewillkommen, und ihm die Hochachtung und Erkenntlichkeit zu bezeugen, welche die Nation gegen ihn hätte. In seiner Antwort äußerte er den Wunsch, „daß der Staat von Virginien nach einem so muthigen Kampfe für die gute Sache der Menschheit, jede Gelegenheit, die sich nur fände, ergreifen möchte, um die Ansprüche zu unterstützen, welche alle Menschen, ohne Ausnahme, auf Freyheit haben.“ Diese herrlichen Worte machten den lebhaftesten Eindruck selbst auf diejenigen, bey welchen eine Wiederholung derselben nicht überflüssig gewesen seyn würde. — Zum Nachlesen über diesen Gegenstand, muß ich hier ganz besonders die Betrachtungen über die Sklaverey der Negern von Herrn Schwarz empfehlen, aus welchen ich noch folgende Stelle aushebe, um meine

obige Aeußerung zu bestätigen, daß man nämlich sehr triftige Ursachen haben kann, die schon vorhandnen Sklaven jetzt noch nicht frey zu sprechen, und daß sich hingegen keine Ursache denken läßt, welche wichtig genug wäre, die Einbringung neuer Sklaven zu rechtfertigen.

„Jeder Gesetzgeber, jedes Mitglied der gesetzgebenden Macht ist den Gesetzen der natürlichen Moral unterworfen. Ein ungerechtes Gesetz, welches die Rechte der Menschen, der Einheimischen oder der Fremden beleidigt, ist ein Verbrechen, dessen sich der Gesetzgeber und alle darein willigende Mitglieder der gesetzgebenden Macht schuldig machen. Auch die Duldung eines ungerechten Gesetzes, welches man abschaffen könnte, ist ein Verbrechen gegen die Menschheit; hier aber fordert die Moral nichts mehr von dem Gesetzgeber, als was sie Privatpersonen gebeut, nämlich, Entschädigung für Ungerechtigkeit. Diese Pflicht ist an sich selbst zwar unbedingt, indessen treten zuweilen Fälle ein, wo die Moral blos den Willen, derselben nachzukommen, fordert, und die Mittel zur Ausführung der Klugheit und der Zeit überläßt. Bey der Vergütung einer Ungerechtigkeit kann der Gesetzgeber blos auf den Vortheil des Beleidigten Rücksicht nehmen, und dieser Vortheil erfordert zuweilen in der Art der Entschädigung gewisse Vorkehrungen, welche einen Aufschub nöthig machen. Man muß auch auf die öffentliche Ruhe Rücksicht nehmen, und die zu Erhaltung derselben nöthigen Maaßregeln können zuwei-

len einen Aufschub der nützlichsten Unternehmungen nöthig machen.“

„Man sieht aber leicht ein, daß hier nur vom Aufschub, von Vorbereitungen die Rede seyn kann. In der That ist es unmöglich, daß es einem Menschen, viel weniger einer ganzen Menschenklasse nützlich seyn sollte, der natürlichen Rechte der Menschheit beraubt zu seyn, und eine Gesellschaft vor die öffentliche Ruhe und Sicherheit es nothwendig machte. Die Rechte der Bürger oder der Fremden zu beleidigen, würde nicht mehr eine Gesellschaft von Menschen, sondern eine Räuberbande seyn.“

Politische Verbindungen können keinen andern Endzweck haben, als die Rechte derjenigen, welche sie eingehen, aufrecht zu erhalten. Jedes Gesetz also, welches gegen die Rechte eines Bürgers oder eines Fremden streitet, ist ein ungerechtes Gesetz; es begünstigt eine gewaltthätige Handlung und ist also ein Verbrechen desjenigen, dem die Ausübung der gesellschaftlichen Gewalt übertragen ist. Wenn man indessen mit einiger Gewißheit voraussehen kann, daß ein Mensch unfähig sey, von seinen Rechten Gebrauch zu machen, und daß er sie, wenn man ihm seine völlige Freyheit läßt, zu andrer oder auch zu seinem eignen Schaden mißbrauchen werde, dann kann allerdings die Gesellschaft ihn so ansehen, als ob er seine Rechte verloren, oder nie erworben habe. Daher giebt es gewisse natürliche Rechte, deren Ausübung Minderjährigen, Blödsin-

nigen und Wahnwitzigen nicht verstattet werden kann. Eben so verhält sichs auch mit den Negersklaven in den europäischen Kolonien. Durch Erziehung, durch Verwilderung, die eine Folge der Sklaverey ist, durch Sittenverderbniß, zu welchem die Laster und die Beyspiele ihrer Herren Gelegenheit gegeben haben, sind sie so ausgeartet, daß sie unfähig sind, den Charakter freier Leute zu behaupten, und wie solche zu handeln. Man muß sie, wenigstens so lange, bis der Gebrauch der Freyheit ihnen den Verlust, den sie in der Sklaverey erlitten haben, wieder ersetzt hat, wie Menschen behandeln, welche durch Unglück oder Krankheit einen Theil ihrer Verstandeskräfte eingebüßt haben, und deswegen nicht im vollen Besitz ihrer Rechte bleiben können, wenn man sie nicht der Gefahr aussetzen will, andern oder sich selbst zu schaden. Solche Leute bedürfen nicht nur des Schutzes der Gesetze, sondern auch des Beystandes der Menschheit."

„Wenn ein Mensch dem Verlust seiner Rechte die Gewißheit seines Unterhalts zu verdanken hat, wenn man ihn durch völlige Einräumung aller seiner Rechte der Gefahr aussetzen würde, an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel zu leiden, so fordert die Menschlichkeit, daß der Gesetzgeber die Sicherheit dieses Menschen mit seinen Rechten zu vereinbaren suche. Dieses ist der Fall bey den Negersklaven, so wie bey den eingebornen Leibeignen."

„Die Hütten, das Hausgeräthe, die Mundprovision der Negern, sind das Eigenthum ihrer

Herren. Wollte man ihnen mit einem male ihre Freyheit geben, so würde man sie elend machen."

„Eben so würde der leibeigne Bauer, dessen Feld und Haus dem Gutsherrn gehört, durch eine plözliche Aenderung seines Zustandes frey, aber unglücklich werden."

„Wenn man also unter solchen Umständen den Sklaven oder Leibeignen den Gebrauch ihrer natürlichen Freyheit nicht sogleich und mit einemmale einräumt, so heißt das nicht, diese Rechte verletzen, oder die Beleidiger derselben länger vertheidigen, sondern man verfährt hier nur bey der Abschaffung eines Misbrauchs mit derjenigen Klugheit, welche nothwendig ist, wenn die Gerechtigkeit, die man einem unglücklichen wiederfahren läßt, ein Mittel wahrer Glückseligkeit für ihn werden soll."

Der Anspruch auf öffentlichen Schutz gegen Gewaltthätigkeit gehört zu den Rechten, die der Mensch beym Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft erwirbt; der Gesetzgeber ist es also der Gesellschaft schuldig, daß er an derselben niemand, der ihr fremd ist, und sie beunruhigen könnte, Antheil nehmen lasse: er ist auch schuldig keine Gesetze, wären sie auch sonst noch so gerecht, zu geben, wenn dieselben Unruhen verursachen könnten, wofern er sich nicht zuvor der Mittel, diesen Unruhen vorzubeugen, oder der nöthigen Gewalt, um die Anstifter der Unruhe ohne Nachtheil fürs Ganze zu bestrafen, versichert hat. Daher muß auch, ehe die Sklaven in die

Rechte freier Menschen eingesetzt werden, die gesetzgebende Macht sich völlige Gewißheit verschaffen, daß die freygewordnen Sklaven die Sicherheit andrer Bürger nicht beeinträchtigen werden; es muß alles in Erwägung gezogen werden, was die öffentliche Sicherheit anfänglich von ihren Herren zu befürchten haben könnte, deren Eigennutz und Stolz zu gleicher Zeit beleidigt werden möchte."

„Dieses sind die einzigen Bewegungsgründe, welche den Gesetzgeber rechtfertigen können, wenn er es noch zur Zeit aufschiebt, jedes Gesetz, welches einen Menschen seiner Rechte beraubt, aufzuheben."

„Handelsglück und Nationalreichthum können der Gerechtigkeit nimmermehr das Gleichgewicht halten. Eine Gesellschaft von Menschen hat nie das Recht, etwas zu thun, was als Handlung eines Einzelnen ungerecht seyn würde. Daher muß Nationalmacht und Nation dem Rechte eines einzelnen nachstehen, sonst giebt es keinen Unterschied mehr zwischen einer regelmäßigen Gesellschaft und einer Räuberbande. Wenn zehntausend oder hunderttausend Menschen das Recht haben, einen Menschen zum Sklaven zu machen, warum sollte denn nicht ein starker Mann einen schwachen seiner Herrschaft unterwerfen dürfen?"

Die Schrift, aus welcher ich diese Stelle hier angeführt habe, ist so schön und überzeugend, daß ich sie allen meinen Lesern zur eignen Lectur empfehlen muß.

Von der vorgeblichen Anarchie der vereinigten Staaten von Amerika.

Die öffentliche Ruhe, welche in den amerikanischen Staaten herrscht, ist so groß, als sie nur in einem Lande seyn kann, wo das Volk die Regierung verwaltet, und für die Erhaltung seiner Freyheit selbst wacht.

Die europäischen Zeitungsschreiber behaupten, in Amerika herrsche lauter Verwirrung und Anarchie. Diese Namen haben Neid und Rachsucht der Verschiedenheit der Meynungen, die von einer republikanischen Regierung unzertrennlich ist, beygelegt, und andre haben sie ohne zu prüfen nachgeschrieben. Bedenkt man, unter welchen Umständen unsre Verfassung gegründet wurde, wie tief alte Vorurtheile bey den Stiftern unsrer Freystaaten, welche dieselben von Kindheit an sich zu eigen gemacht hatten, eingewurzelt waren, erwägt man ferner, daß wir seit dem Frieden kaum noch Zeit gehabt haben, unsre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und für die dringendsten Staatsbedürfnisse zu sorgen, so muß man gestehen, daß es in der That ein wahres Wunder seyn würde, wenn in unsrer Verfassung nichts mehr zu verbessern oder hinzuzufügen wäre. Um über irgend etwas einen Beschluß zu fassen, wird bey uns eine einwilligende Stimmenmehrheit erfordert und obgleich das Volk seine Rechte Repräsentanten übertragen hat, so ist es doch gewiß, daß man

in

in vielen Fällen die Stimmenmehrheit der Repräsentanten nicht ohne weitläuftige Erörterungen genau bestimmen kann, und in andern Fällen würde es unklug gehandelt seyn, wenn man etwas beschliessen wollte, ehe die Meynung des ganzen Volks bekannt ist. Hiezu wird viel Zeit erfordert, und diese Verzögerung ist allerdings nachtheilig, man kann sie aber nicht vermeiden, ohne sich andern noch ungleich größern Unbequemlichkeiten auszusetzen. Soll man einer kleinen Anzahl von Personen auf gewisse Zeiten eine unumschränkte Gewalt einräumen. Die Geschichte belehrt uns in häufigen Beyspielen, wie gefährlich dieses ist. — Man mußte also von zwey Uebeln das geringste wählen, bey welchem doch vielleicht noch künftig eine Abänderung zu treffen möglich seyn wird.

Haben alle Menschen gleiche Rechte, oder ist die Ungleichheit nicht so groß, daß dadurch die Eintracht und Ruhe im ganzen gestört werden müßte, (wie dieses jetzt wirklich in Amerika der Fall ist) so wird allemal, wenn die Stimmenmehrheit gegen eine wirklich nützliche Anstalt ist, dieses ein Zeichen seyn, daß man den wahren Nutzen der Sache verkennt. Das Gute von sich stossen und dem Schlechten geneigt seyn, ist allezeit eine Folge der Unwissenheit. Politische Wahrheiten haben nie die Evidenz geometrischer Axiomen. Bey einigen derselben ist es, wenn sie Anhänger bekommen und gebilligt werden sollen, nothwendig, daß man durch Erfahrung eines Uebels ihren Nutzen kennen lerne.

Es ist übrigens auch nicht wahrscheinlich, daß das Staatsübel, welchem man entgegen arbeiten muß, unheilbar werde, ehe die Abschaffung desselben die Stimmenmehrheit erhält. Um zu überzeugen sind oft Reden und Schriften nothwendig. Der eifrige Patriot, welcher seine Mitbürger gern bald zu Ausführung desjenigen, was er für nützlich hält, bringen möchte, wird sich bemühen, die Uebel lebhaft darzustellen, welche statt finden müssen, wenn sie diese Verbesserungen nicht annehmen, und zwar nicht nur die nächsten und gewissesten, sondern auch die entferntesten und unwahrscheinlichsten. Der Verfasser der Bemerkungen über den Staat von Virginien denkt nicht weniger günstig als sonst irgend jemand von dem künftigen Wohlstand Amerika's, besonders in Rücksicht auf unsre heranwachsende Jugend, welche in der That viel verspricht. Indessen äußert er diese Hoffnung in seinem Werke nicht; vielmehr sucht er in verschiedenen Stellen seines Werks Besorgnisse zu erregen, und kündigt seinen Mitbürgern bevorstehende Uebel an, die er zwar eben nicht wahrscheinlich, aber doch möglich findet, weil er die Absicht hat, auf Verbesserungen aufmerksam zu machen, welche er für gemeinnützig hält. Der Redner hat ganz andre Pflichten als der Geschichtschreiber, und beyde müssen nicht mit einander verwechselt werden, wie man in Europa sehr oft gethan hat, und noch thut, um nur den gegenwärtigen Zustand von Amerika recht fürchterlich vorzustellen. Hört man gewisse Prediger, so sollte man glauben, die Welt sey nie schlimmer gewesen als jetzo, und doch kann man sich sehr leicht vom

Gegentheil überzeugen. Um ihren Unwahrheiten und Uebertreibungen Glauben zu verschaffen, haben einige englische Zeitungsschreiber Reden benutzt, welche verschiedne eifrige amerikanische Bürger gehalten haben. — Wäre man in Europa nicht mit der Verfassung Englands weit besser bekannt, als mit Amerika, so hätte man aus den Reden, welche während des amerikanischen Kriegs im Parlament gehalten wurden, schliessen müssen, der Verlust der amerikanischen Kolonien würde Englands unausbleiblichen Untergang nach sich ziehen. Darüber waren auch beyde Parteien, wenigstens in einem gewissen Zeitpunkt, ganz einig, nur konnten sie nicht über die Mittel eins werden, durch welche man Amerika mit England vereinigt erhalten, und, da es schon verloren war, wieder gewinnen müßte. Einige wollen gewaltsame, andre gütliche Mittel vorgekehrt wissen. Auf alle Fälle aber schien aus ihren Deklamationen zu folgen, daß England ohne Amerika gar nicht bestehen könnte. In der That wird kein vernünftiger Mensch behaupten wollen, daß der Besitz von Nordamerika Großbritannien lästig gewesen sey, wie man nach dem Frieden vorgegeben hat; es ist aber auch gewiß, daß Großbritannien recht glücklich seyn kann, wenn es in fremden Welttheilen nicht eine Spanne Land besitzt. Diejenigen, welche aus Eifer die Uebel, die ihr Vaterland bedrohen, übertrieben, hatten blos die Absicht, ihre Landsleute aufmerksam zu machen, um dadurch wenigstens einen Theil jener Uebel abzuwenden. Sie verdienen deswegen Lob, und man

würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, sie hätten ihre Bemerkungen mit kaltem Blute gemacht, und alle ihre Worte aufs genaueste abgemessen. Die Mittel hingegen, welche man jetzt in England anwendet, um die Nationen über den Verlust ihrer Kolonien zu trösten, verdienen nicht so viel Nachsicht. Man will die Welt glauben machen, Großbritannien hätte dabey gewonnen, daß seine Kolonien sich unabhängig gemacht haben, diese stünden schon auf dem Punkte, den geschehenen Schritt zu bereuen, und würden sich bald genöthigt sehen, die vergebliche Bitte zu thun, daß man sie wieder in die alte Dienstbarkeit, (welche Schutz heissen soll), aufnehmen möchte. Die Schriftsteller, welche so reden, könnten in der That einen bessern Gebrauch von ihrer Feder machen, denn hätten sie Recht, so würde daraus folgen, daß ihre Nation mehr als hundert Pfund Sterling aufgewendet hätte, blos um ein nicht nur unnützes, sondern sogar schädliches Eigenthum zu behaupten.

Um den Nachrichten Glauben zu verschaffen, welche man zum Nachtheil der vereinigten Staaten aussprengt, hat man aus den amerikanischen Zeitungen mit sichtbarer Partheylichkeit alles ausgeschrieben, was jene ungünstigen Vorstellungen zu bestätigen schien. Nun sieht man aber täglich in den besten Gesellschaften, daß die rechtschaffensten und klügsten Leute, wenn sie auch noch so gute Freunde unter einander sind, über viele Dinge ganz verschieden denken. Diese Ungleichheit der Meynungen ist unter den Menschen unvermeidlich, so lange als

nicht die Rede von geometrischen Wahrheiten ist. In einer Gesetzversammlung, welche, um die öffentliche Freyheit sicher zu stellen, zahlreich seyn muß, und wo man über die schwersten Fragen rathschlagt, würde es ein halbes Wunder seyn, wenn alle Meynungen ganz gleich wären. Die Verschiedenheit der Gesichtspunkte, aus welchen ein jeder die Sache betrachtet, geben zu widersprechenden Beweisführungen Gelegenheit, und beyde Partheien gerathen oft in Hitze gegen einander, so wie ihr Eifer fürs gemeine Beste größer oder geringer ist. Je reiner ihre Absichten sind, desto mehr bestreben sie sich, Besorgnisse zu erregen, damit man desto mehr nach dem was gut ist trachte, und die möglichen Uebel vermeide. Diese Erörterungen gehen jeden Bürger an, weil jeder das Recht hat, seine Meynung mündlich und schriftlich vorzutragen; durch sie wird die Nation aufmerksam gemacht, und belehrt, und zugleich das Talent geübt, Nachdenken und Denkfreyheit befördert, und denjenigen, welche es wagten, die öffentliche Ruhe ihrem Privatehrgeiz aufzuopfern, ein mächtiges Hinderniß entgegengesetzt. Ohne dergleichen Streitigkeiten könnte die Freyheit nicht lange bestehen; denn diese ist in einem Freystaat nicht gesichert, wenn es gar keine Zwistigkeiten giebt, und überall eine tiefe unthätige Ruhe herrscht. Da nun Verschiedenheit der Meynungen unvermeidlich ist, und der Prüfungsgeist unumschränkt frey seyn muß, so kann es leicht geschehen, daß zwey Personen, von welchen ein jeder für seine Meynung eingenommen ist, über den Zustand eines Landes so verschieden denken, daß der eine dasselbe

als vollkommen glücklich, und der andre als höchst unglücklich, und seinem Untergang nahe vorstellt. Beyde können die Sache aus einem falschen Gesichtspunkt betrachten, und dennoch ihre Beweise aus lauter wahren Thatsachen führen. Ganz gewiß verursacht die Ungleichheit der Meynungen jetzt in Amerika nachtheilige Verzögerungen der Beschlüsse, allein in Rücksicht auf die Zukunft kann dieses keine Besorgnisse erregen. Je langweiliger die Berathschlagungen sind, (wenn nur der Aufschub nicht so lang währt, daß dadurch aller Nutzen des geschehenen Vorschlags verscherzt wird), desto deutlicher werden die Begriffe entwickelt, desto zuverlässiger werden sie bestimmt. Erwägt man also das Gute und das Böse, was aus Verzögerung der Beschlüsse entstehen kann, so findet man, daß es in einem Freystaat in gewissen Fällen besser ist, die Zeit abzuwarten, wo die Nation Mittel gegen gewisse Staatsmängel verlangt, als ihr diese Hülfsmittel ungefordert anzubieten.

Was die Anarchie und Verwirrung anbelangt, die man den vereinigten Staaten vorwirft, so kann man mit Grund der Wahrheit versichern, daß sich noch bis auf den heutigen Tag kein einziger Bürger dieser Staaten über Kränkung an seiner Person oder Eigenthum beschwert hat. Die Nation ist überall mit dem Betragen ihrer Repräsentanten zufrieden, und die Verschiedenheit der Meynungen erregt nicht nur keinen Haß zwischen den Parteyen, sondern sie ist nicht einmal vermögend, ehemalige Freundschaften zu schwächen. Die Zeitungsschreiber

in England, wo man fast keinen Schritt thun kann, ohne Straßenräubern zu begegnen, die einem mit vorgehaltner Pistole Uhr und Börse abfordern, wo die beste Regierungsform den Unordnungen und gewaltthätigen Handlungen bey Parlamentswahlen nicht vorbeugen kann, wo der Pöbel zum Zeitvertreib oft Fenster einwirft, Feuer anlegt und plündert, bis man Soldaten gegen ihn kommandirt, diese patriotischen und wahrheitsliebenden Zeitungsschreiber sage ich, werden kein einziges Beyspiel anführen können, wo eine von allen jenen Unordnungen, durch die angebliche Anarchie in Amerika veranlaßt worden wäre. Wenn dem allen ungeachtet Anarchie bey uns herrschen sollte, so wollen wir Gott bitten, uns dieselbe zu erhalten und uns vor der besten aller Regierungen — wie die englische seyn soll, zu behüten.

Unser Staatenbund bedarf so wie unsre Regierungen noch mancher Vervollkommnungen. In vielen Stücken ist die Gewalt des Kongresses allzu eingeschränkt, in andern könnte sie deutlicher bestimmt seyn. Bis zum Jahre 1785 hatte die Meynung derjenigen das Uebergewicht, welche wähnten, man hätte dem Kngreß zu viel Gewalt eingeräumt. Ich meines Orts war zwar von Anfang an der entgegengesetzten Meynung, indessen hatte ich immer Achtung für die Gründe der herrschenden Meynung. Diese beruhte nämlich auf der Besorgniß, daß aus einer allzugroßen Gewalt des Kongresses leicht ein unheilbares Uebel entstehen und hingegen den Unbequemlichkeiten, welche das al-

zubeschränkte Ansehen des Kongresses nach sich ziehen möchte, leicht abgeholfen werden könnte. Diese Unbequemlichkeiten werden nunmehr fühlbar: man erkennt, daß es nothwendig sey, dem Kongreß eine größere Gewalt einzuräumen, nur ist man noch nicht über die Maasregeln einverstanden, welche deshalb ergriffen werden müssen. Je länger man zögern wird, desto fühlbarer wird das Uebel werden, und selbst hiedurch wird die Verbesserung und Abschaffung desselben beschleunigt werden. Am Ende wird das Uebel selbst nicht so gar groß gewesen seyn, wenigstens in unsrer Meynung nicht, denn aller Schade, den man sich selbst zufügt, ist weit weniger empfindlich, als derjenige, der uns von andern zugefügt wird.

Von den vorgeblichen Grenzstreitigkeiten der vereinigten Staaten.

Aus dem, was man in den Zeitungen liest, kann man sich unmöglich einen richtigen Begriff von der gegenwärtigen Lage der amerikanischen Angelegenheiten machen. Es würde sogar zu verwundern seyn, wenn es sich hierinn anders verhielte, da die Nachrichten in einem Lande fabricirt werden, wo man Ursache zu haben glaubt, die Wahrheit zu verheelen oder zu entstellen.

Ich habe in meiner Erzählung von der ersten Stiftung der Kolonien erwähnt, daß der Her-

zog von York, nachdem er durch eine Schenkung seines Bruders Karls II. Besitzer von Neu-Niederland geworden war, sich bemüht habe, die Grenzen dieses Landes so viel als möglich zu erweitern. Die Könige von England fuhren bis zur Zeit der Revolution fort, Landschaften zu verschenken, die noch keines Europäers Eigenthum waren. Viele Einwohner von Neu-York und andre besonders begünstigte, erhielten in der Landschaft Vermont große Stücke Land, wo sich schon viele Familien seit einiger Zeit niedergelassen hatten. Wenn nun die Innhaber der Schenkungsbriefe sich einfanden, um die ihnen angewiesnen Ländereyen auszumessen und in Besitz zu nehmen, so kann man sich leicht vorstellen, wie sich die frühern Besitzer dabey benahmen, welche das Land urbar gemacht hatten, und sich nunmehr genöthigt sehen sollten, entweder Haus und Hof zu räumen, oder ihre Ländereyen, deren Werth sie selbst um ein großes erhöht hatten. Fremdlingen um einen willkürlichen Preis abzukaufen, deren Ansprüche sich blos auf ein Papier gründeten, das man ihnen mehr nach Gunst als aus Verdienst eingehändigt hatte. Natürlicher Weise mußten lebhafte Streitigkeiten daher entstehen, und die Innhaber der Schenkungsbriefe und ihre Bevollmächtigten wurden durch den Widerstand, den sie bey den alten Einwohnern fanden, genöthigt, unverrichteter Sachen zurückzureisen. Die Einwohner von Vermont versammelten sich endlich, und beschlossen, daß sie von der Regierung von Neu-York nicht weiter abhängen wollten, und in der That setzten sie auch diesen Entschluß ins Werk. Es ereignete sich bald

darauf die Revolution aller Kolonien, in welcher die Vermonteser als tapfere Bürger für die allgemeine Freyheit kämpften. Sie wendeten sich nachher an den Kongreß, um als ein eigner unabhängiger Freystaat in den Bund aufgenommen zu werden. Da aber der Kongreß in die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten keinen Einfluß hat, so mußte vor allen Dingen abgewartet werden, daß die Unabhängigkeit der Landschaft Vermont von dem Staate Neu-York anerkannt würde. Bisher ist die Stimmenmehrheit in diesem Staate dagegen gewesen, jetzt aber läßt es sich an, als ob die Unabhängigkeit von Vermont in der Versammlung von Neu-York mehr Vertheidiger fände, und man glaubt, die Sache werde nun bald zu allgemeiner Zufriedenheit beygelegt werden. Die amerikanischen Staaten haben in ihrer allgemeinen Versammlung den Grundsatz angenommen, daß keiner von ihnen allzuweitläuftig seyn solle. Virginien hat ein beträchtliches Stück seiner Besitzungen dem Kongreß abgetreten, unter der Bedingung, daß dasselbe so vertheilt werde, daß keiner der neuen Staaten mehr als zweyhundert Meilen ins Gevierte enthalte. Die Streitigkeiten zwischen Neu-York und Vermont sind übrigens dem Umgang zwischen den Einwohnern beyder Länder nicht hinderlich; vielmehr vertragen sich diese weit besser unter einander als vor der Revolution. An Gewaltthätigkeiten ist gar nicht zu denken. Noch zwey andre Staaten, nämlich Massachusets und New-Hamshire machen einige Ansprüche auf die Landschaft Vermont, welche sich auf die Unbestimmtheit und Verworrenheit der alten Stiftungsbriefe

gründen. Dieses könnte den Staat Neu-York bestimmen, die Unabhängigkeit von Neu-York anzuerkennen, wenn auch nicht noch andre edlere Bewegungsgründe hier mit in Betrachtung gezogen werden müßten. Und nun vergleiche man alle die Mährchen, welche in Ansehung des Streites zwischen Vermont und Neu-York ausgesprengt worden sind mit den wahren Ursachen und Folgen desselben. Man hat diese Streitigkeiten, als eine Folge der Revolution vorstellen, und dadurch zu verstehen geben wollen, daß die amerikanischen Staaten sich selbst nicht zu regieren wüßten, und nicht einig unter einander bleiben könnten. — Vor der Revolution that der Gouverneur von Neu-York den Vorschlag, die Vermonteser mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Diese erklärten aber, daß sie sich vertheidigen würden, und machten schon Anstalt dazu. Aller Einfluß also, den die veränderte Regierungsform auf diese Sache gehabt hat, besteht darinn, daß das Blutvergiessen, mit welchem der brittische Gouverneur umgieng, unterblieben ist.

Die Streitigkeiten wegen Kentucky sind lediglich eine Erfindung der englischen Zeitungsschreiber, die in der Wirklichkeit gar keinen Grund hat. Die Landschaft Kentucky zählt jetzt gegen dreyßigtausend Seelen, da im J. 1774 noch keine einzige Familie daselbst wohnte. Diese schnelle Bevölkerung ist eine Folge von der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens. Die Landschaft Kentucky wurde zu Virginien gezählt, und ihre Einwohner

wurden zu einer oder mehrern Gränzgrafschaften gerechnet, welche sich bis an den Mississippi erstrecken. Um zum Tribunal ihrer Grafschaft zu gehen, wenn sie daselbst Geschäfte hatten, mußten sie oft über vierhundert Meilen weit reisen.

Sobald als die Einwohner von Kentucky zahlreich genug zu seyn glaubten, ernannten sie zwey Bevollmächtigte, welche zur Generalassembly geschickt wurden, um anzuhalten, daß man aus ihrem Lande eine eigne neue Grafschaft machen möchte. Dieses Begehren war so billig, daß es ohne Anstand bewilligt wurde. Da sich nun die Anzahl der Einwohner noch stärker vermehrte, so wurden noch mehrere neue Grafschaften gemacht. Die Anzahl derselben vermehrte sich bis auf fünf, deren zehen Repräsentanten bey einer jeden Sitzung der Generalassembly zwölfhundert Meilen größtentheils durch Einöden hin und zurückreisen mußten. Man hat nie daran gezweifelt, daß diese Landschaft einen unabhängigen Staat würde bilden können, so bald als ihre Einwohner im Stande wären, eine Regierung zu unterhalten. Der Staat von Virginien gab dadurch, daß er dem Kongreß, wie ich gesagt habe, ein so großes Stück Land abtrat, genugsam zu erkennen, daß er die unangenehmen Folgen eines allzuweitläuftigen Gebiets kannte. Da man im J. 1776 damit umgieng, den Sitz der Regierung zu ändern, und nach Williamsburg zu verlegen, so ward unter andern in der Instruction einer Grafschaft ausdrücklich darauf angetragen, daß, da man auf die entferntesten Provinzen des Staates so wei-

nig Rücksicht nehmen könnte, der Natur der Sache nach zu folgen schiene, daß solche Provinzen nicht bey dem Staate bleiben, sondern unabhängig seyn müßten. In der Konstitution von Nordkarolina vom 18. December 1776 liest man im 25sten Artikel folgende Worte: „Diese Erklärung muß nicht dahin ausgedehnt werden, als ob dadurch die Gründung einer oder mehrerer neuerer Regierungen in den westlichen Gegenden dieses Staates, wenn solche von der Gesetzkommission gebilligt werden sollte, untersagt würde.“

Im vorigen Jahre befand ich mich, ehe ich Virginien verließ, sehr oft in Gesellschaft mit einigen Repräsentanten von Kentucky. Man sprach von ihrer künftigen Unabhängigkeit wie von einer gewissen Sache, und scherzte sogar zuweilen darüber. Da nun diese Unabhängigkeit wirklich nunmehr erfolgt ist, so kann ich die Europäischen Zeitungsschreiber durch die deswegen ausgestellte Acte am kürzesten widerlegen. In derselben ist gleichsam die zärtliche Sorgfalt eines Vaters ausgedruckt, welcher seinem Kinde Schritt vor Schritt folgt, und ihm nicht eher die völlige Verwaltung seiner Angelegenheiten überläßt, als bis es die dazu nöthigen Kräfte hat.

Urkunde, durch welche die Landschaft Kentucky berechtigt wird, forthin einen eigenmächtigen unabhängigen Staat vorzustellen.

Da dieser allgemeinen Versammlung vorgestellt worden ist, daß die Einwohner des Distrikts Kentucky wünschten sich von diesem Freystaat zu trennen, von welchem derselbe jetzt ein Theil ist, und einen eignen unabhängigen Staat in dem amerikanischen Staatenbund zu formiren, und da diese Trennung von der Versammlung für schicklich gehalten worden ist, weil der fruchtbarste Theil des gedachten Distrikts, welcher künftig der volkreichste werden kann, so sehr entlegen ist, und überdiß auch mehrere Hindernisse der Gemeinschaft desselben mit den übrigen Provinzen entgegenstehen:

„So ist beschlossen worden, daß in jeder von den fünf Grafschaften, aus welchen der Distrikt Kentucky besteht, fünf Repräsentanten erwählt werden sollen, um einen Konvent zu formiren, welcher sich am vierten Montag des bevorstehenden Septembers zu Danville versammlen und nach vorläufiger Prüfung aller Umstände durch Mehrheit der Stimmen entscheiden soll, ob es dem Volke von Kentucky zuträglich, und ob dasselbe freywillig entschlossen sey, daß dieser Distrikt forthin ein unabhängiger Staat unter nachstehenden Bedingungen werde.“

1) „Daß die Gränzen zwischen gedachtem neuen Staate und Virginien die nämlichen bleiben, welche ihn bisher als Distrikt, von den übrigen Distrikten der Republik getrennt haben;“

2) „Daß dieser Staat einen Theil der Nationalschuld trage;“

3) „Daß alle in dem virginischen Gesetze bisher gegründetem Ansprüche auf Ländereyen, welche in diesem Distrikt liegen, unter der Garantie des neuen Staates gültig und rechtskräftig bleiben, und nach den jetzt in der Republik bestehenden Gesetzen darüber erkannt werde;“

4) „Daß Ländereyen, deren Besitzer außer den vereinigten Staaten wohnen, unter keinem Vorwand im Steueranschlag höher angesetzt werden als andre; daß auch diejenigen, deren Besitzer in Virginien wohnen, niemals mit größern besteuert werden, indem auch gegenseitig in Virginien die Grundstücke solcher Personen, die in Kentucky wohnen, auf gleiche Art angesehen werden sollen.“

5) „Daß kein Eigenthumsrecht über Ländereien, welches der Staat Kentucky binnen seinen Grenzen verleihen wird, die Rechte und Befugnisse aufheben soll, welche bisher der Freystaat Virginien vor dem ersten September 1787 ertheilt hat.“

6) (Dieser Artikel ist blos Erläuterung des vorhergehenden).

7) Daß die Schiffahrt auf dem Ohio, und die Nutzung desselben, so weit als er durch das Gebiet

des neuen Staates und der Republik Virginien fließt, allen Einwohnern der vereinigten Staaten frey seyn, und nur die Jurisdiction auf demselben, den Staaten, welche an dessen gegenseitigen Ufern liegen, gemeinschaftlich zustehen soll.

8) „Daß alle Streitigkeiten, die sich zwischen dem Freystaat Virginien und dem künftigen Freystaat Kentucky in Ansehung des Wortverstandes oder der Vollziehung der vorstehenden Artikel erheben möchten, von sechs Kommissarien entschieden werden sollen, von welchen eine jede Partey zwey wählt, die übrigen zwey aber von den vier ersten ernannt werden."

„Man hat überdies beschlossen, daß wenn der vorhingedachte Konvent den Schluß faßt, daß Kentuky ein Freystaat seyn soll, derselbe einen Tag nach dem ersten September 1787 zu bestimmen hat, von welchem angerechnet, alle gesetzliche obrigkeitliche Gewalt Virginiens über gedachten neuen Freystaat auf immer aufhören, und die obangeführten Artikel zwischen beyden Theilen ein feierlicher und ohne gegenseitige Einwilligung unabänderlicher Grundvertrag werden sollen; vorausgesetzt jedoch, daß vor dem ersten Junius 1787 die vereinigten Staaten im Kongreß der Erhebung von Kentucky zu einem unabhängigen Freystaat ihre Beystimmung ertheilen, Virginien von allem, was es wegen Kentucky dem Bunde schuldig war, loszählen, und bewilligen, daß der neue Freystaat, gleich nach dem ersten September 1787 oder sonst an einem schicklichen

Tage

Tage nachher in den Staatenbund aufgenommen werde. Und damit die Einwohner von Kentucky nicht besorgen dürfen, einige Zeit in der Anarchie zu bleiben, so soll obgedachter Konvent dafür sorgen, daß an seiner Stelle nach dem ersten Jun. 1787 und vor dem Tage der gänzlichen Trennung von Virginien ein andrer Konvent erwählt und versammelt werde, um eine Konstitution zu entwerfen, und zu erklären, welche Gesetze gültig seyn sollen, bis die Gesetzkommission nach Anleitung der Konstitution ein Gesetzbuch herausgegeben haben wird."

„Diese Akte soll von dem Senat den Deputirten, welche Virginien im Kongreß vorstellen, eingehändigt werden, damit dieselben beym Kongreß sobald als möglich eine Bestätigung des voranstehenden auszuwirken suchen."

„Beschlossen in der Kammer der Repräsentanten am 6sten Januar 1786."

„Gebilligt vom Senat am 10ten desselben Monats." *)

*) Man liest in öffentlichen Blättern, daß die völlige Unabhängigkeit des Staates Kentucky und die Anerkennung desselben für einen verbündeten Freystaat, zufolge eines im Kongreß gefaßten Schlusses vom 1sten Januar 1789 anfangen soll. Anm. d. Uebers.

Die Einzige Streitigkeit, (wenn man es so nennen kann), welche sich seit der Revolution, über die Theilung der Ländereyen erhoben hat, ist die Sache von Frankland. Nordkarolina trat dem Kongreß die Landschaft ab, welche auf der Westseite des Alleganygebürgs liegt. Die Versammlung, welche nach derjenigen erwählt wurde, die jene Abtretung beschlossen hatte, widerrufte die darüber ausgestellte Acte, und glaubte das rechtmäßiger weise thun zu können, weil der Kongreß die Schenkung noch nicht angenommen hatte. Der östliche Theil des abgetretnen Landes ist ziemlich bevölkert. Die Einwohner desselben behaupten, die Abtretung müsse gültig seyn, haben sich also für unabhängig von Karolina erklärt, und ihr Land den Freystaat Frankland genannt. Ihre Behauptung ist in der That sehr vernünftig, und man zweifelt nicht, daß sie in der Versammlung von Karolina bald werde gebilligt werden, da Gerechtigkeit, Billigkeit und gesunde Politik sie rechtfertigt. Vermuthlich wird Virginien dem neuem Staate Frankland ein Stück Land abtreten, welches von dem Mittelpunkte der Republik eben so wie Kentucky zu weit entfernt, und Frankland zu arrondiren sehr bequem ist.

Der Staat Massachusets ist durch den von New-Hamshire in zwey Hälften getheilt. Die nördliche Hälfte, Maine genannt, ist noch nicht sehr bevölkert, aber ungefähr fünfmal größer und in verschiedner Rücksicht besser als die südliche Hälfte. Jene nördliche Hälfte wird, sobald als sie hinreichend bevölkert ist, ein eigner unabhängiger Freystaat

werden, und das kann nicht anders kommen. Obgleich jetzt vielleicht sieben Achttheile aller Einwohner von Massachusets in der südlichen oder kleinsten Hälfte wohnen, so wird doch die nördliche gewiß in kurzem eine größere Volksmenge zählen. Blieben beyde Landschaften alsdann mit einander vereinigt, welches gar nicht wahrscheinlich ist, so würden die Einwohner der kleinern der Beschwerlichkeit ausgesetzt seyn, welche jetzt die der größern Landschaft trift; sie würden oft genöthigt werden durch den Staat von New-Hamshire zu reisen, weil alsdenn der Sitz der Regierung von Boston in eine Stadt von Maine verlegt werden würde.

In einem Staat, der keine Unterthanen haben will, und dessen Grundgesetz Gleichheit der natürlichen Rechte ist, in einem solchen Staat kann die Weitläuftigkeit des Gebiets nur einer thörigten Eitelkeit schmeicheln, und muß nothwendig den Bürgern, deren Wohnort vom Sitze der Regierung weit entlegen ist, sehr beschwerlich fallen. Ueberdiß streitet eine übermäßige Größe des Gebiets gegen das Interesse eines Freystaats, denn die entferntesten Einwohner sind von der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte zu wenig unterrichtet, und können leicht nach und nach gleichgültig dagegen werden.

Diese Wahrheiten sind in Amerika bekannt genug, und ein jeder, der nur nachdenken will, muß davon überzeugt werden. Wer hingegen voreilig zu urtheilen gewohnt ist, der wird ihnen freilich seinen Beyfall versagen. Hieraus folgt, daß wir un-

ser System beybehalten und ganz ruhig dabey seyn müssen, wenn die Zeitungsschreiber unsre Regierungen der Schwäche beschuldigen, Verschiedenheit der Meynungen Anarchie und Verwirrung nennen, und statt alles Beweises einige vorübergehende Streitigkeiten anführen, zu welchen blos der Mangel an Kenntnissen oder die Unzufriedenheit einiger Privatpersonen Gelegenheit gab, und die immer bald beygelegt wurden, ohne eine erhebliche Unordnung zu verursachen.

Vom Papiergeld.

Ehe ich von dem Papiergeld rede, zu welchem die vereinigten Staaten gleich beym Anfang der Revolution ihre Zuflucht nehmen mußten, um dem Mangel an klingender Münze abzuhelfen, wird es nicht unschicklich seyn, etwas von dem ersten Versuch, den man in den Kolonien mit dem Papiergelde machte, und von dessen Bewegungsgründen und Folgen zu sagen.

Im J. 1690 unternahmen die Kolonien von Neu-England und Neu-York einen vergeblichen Kriegszug gegen Canada. Die Truppen kamen, ehe man es vermuthete, nach Boston zurück; man sollte bezahlen, aber die Kasse war leer. Man machte also neue Auflagen, aber die Soldaten konnten die Zeit, bis diese eingingen, nicht erwarten, und drohten einen Aufstand zu erregen. Bey dieser Gele-

genheit fing Massachusets zuerst an, Papiergeld in Umlauf zu bringen. In der deshalb ergangnen Verordnung wurde dem Schatzmeister befohlen, die Bezahlung der Taxen in Papiergeld anzunehmen, und den Innhabern desselben fünf Procent jährlichen Profit zu geben. Hiedurch wurde jedoch der Credit des Papiergelds nicht gehoben, denn bald nachher galt es ein Drittel unter seinem ersten Werthe.

Das lederne Papier, welches Jacob II. kurze Zeit vorher in Irrland in Umlauf gebracht, und welches schon sehr viel verloren hatte, verursachte Besorgnisse, und trug, wie man glaubt, nicht wenig dazu bey, das Papiergeld von Massachusets herabzusetzen.

Da nun die Zeit herannahte, wo die Auflagen bezahlt werden sollten, so wurde das Papiergeld, wegen des Interesse von fünf Procent mehr als klingende Münze gesucht, und fing nun an etwas über seinen ursprünglichen Werth zu gelten. Dieser vermehrte Credit veranlaßte die Regierung noch mehr Papiergeld in Umlauf zu bringen, und zwar oft mehr der Bequemlichkeit als des Bedürfnisses wegen. Die übrigen Kolonien bedienten sich ebenfalls dieses Mittels zu verschiednen Zeiten.

Die Vermehrung dieses idealischen Reichthums ging einige Zeit lang nicht glücklich von Statten, weil das Papiergeld gleiche Geltung mit baarer Münze hatte. Allein fehlerhafte Anstalten haben immer früher oder später üble Folgen; durch künstliche Maasregeln erhalten sie sich einige Zeit lang, aber der geringste Stoß vernichtete sie der=

gestalt, daß nur noch ihre übeln Folgen daran erinnern, daß sie ehedem existirten.

Eine vollständige Geschichte des amerikanischen Papiergeldes würde eben so weitläuftig als überflüßig seyn. Die übeln Folgen desselben und andrer fehlerhafter Finanzoperationen drückten die meisten Einwohner aufs äußerste, und nur listige betrügerische Leute wußten davon Vortheil zu ziehen.

Vor allen andern litt die Kolonie Massachusets sehr vom Papiergelde. Sie schaffte es im J. 1749 ab; indem eine große Summe baaren Geldes, welches aus England, als Wiedererstattung des Aufwands bey der Unternehmung auf Cap Breton, überschickt worden war, zu Einlösung der Staatspapiere nach dem damaligen Kurs, nämlich für $\frac{1}{11}$ ihres ursprünglichen Werths angewendet wurde. Diese Operation war nicht so ungerecht, als sie vielleicht scheinen möchte. Man setze den Fall, daß die englische Regierung die Schuld abtragen wollte, welche sie jetzt mit drey Procent verzinst, so würde sie nach dem jetzigen Preise dieser Schuldscheine, für jede hundert Pfund ihres ursprünglichen Werths, nur neun und sechzig Pfund bezahlen. Es würde ungerecht seyn, die Schuld mit hundert für hundert abzutragen, weil die Papiere nach langem Umlauf bis zu den letzten Innhabern ihren ersten Werth verlohren haben, und diejenigen, welche eigentlich die 31 Procent eingepüßt haben, unmöglich ausfündig gemacht werden könnten. Warum sollte man also den letzten Innhabern den Profit eher als

der Nation zuwenden, zu welcher doch diejenigen gehören, die den ersten Verlust erlitten haben? Wollte aber die Regierung so wie ein Partikulier die Schuldscheine für den gangbaren Preis einkaufen, ohne die Gläubiger zu nöthigen, daß sie dieselben für einen bestimmten Preis hingeben müßten, so würden blos die Armen ihre Papiere für den gangbaren Preis hingeben, die Reichen aber die ihrigen so lange inne halten, bis sie Hundert für Hundert bekämen, und denn würden die Armen die geringste, die Reichen aber die grössefte Summe ausgezahlt erhalten. Und da das Geld, womit man die Schulden zu 69 Procent hätte abtragen wollen, nunmehr nicht hinreichen würde, so würde man sich genöthigt sehen, die Summe durch Auflagen zu entsetzen, zu welchen auch diejenigen mit steuern müßten, die ihre Papiere für 69 Procent verkauft hätten.

Der Schritt, welchen die Kolonie Massachusets im J. 1749 that, war also unvermeidlich, um die Regierung zu unterstützen und alles in Ordnung zu erhalten. Man hatte darüber lange Zeit in der Rathsversammlung der Kolonie und im königlichen Staatsrath berathschlagt. Die übrigen Kolonien befreieten sich von ihrem Papiergeld zu verschiednen Zeiten und durch verschiedne Mittel.

Eine Schuld von zehn Millionen, welche die Kolonien in der Folge machten, um England in dem Kriege von 1756 zu unterstützen, nöthigte sie abermals Papiergeld zu münzen, wovon sie sich jedoch

durch gute Oekonomie und neue Ressourçen zu Anfang der Revolution befreyten. Die vornehmste und beständige Ursache des Mangels an baarem Gelde in den dreyzehn Kolonien war der Alleinhandel, welchen sich England angemaßt hatte. Die unvermeidliche Wechselbalanz nöthigte die amerikanischen Kaufleute, statt der Waaren nicht nur das wenige englische Geld, welches die Fremden im Lande liessen, sondern auch einen großen Theil des spanischen Geldes, welches der Handel mit den Inseln in Menge einbrachte, nach England zu schicken. Es ist nicht nöthig alle die Ursachen anzuführen, welche den Geldmangel zu Anfang der Revolution aufs äusserste trieben. Die Kolonien hatten kein Geld, keine Ammunition, keine Monturen für die Armee, keine Manufakturen, gleichwohl sahen sie sich gedrungen, Krieg zu führen. Hier mußte man schlechterdings etwas haben, was die Stelle des baaren Geldes verträte, und so war man genöthigt, Papiergeld zu machen.

Der Kredit des Papiergeldes hängt von der Gewißheit der Wiedereinlösung ab; nun war es aber den Amerikanern unmöglich, Auflagen auszuschreiben, denn womit hätten diese bezahlt werden sollen. Die Fischerey lag darnieder, der Ackerbau war unterbrochen, der Werth der Landesprodukte durch die Schwierigkeit und Gefahren der Schiffahrt beynahe bis auf nichts gesunken, und der Preis der nothwendigsten Bedürfnisse, die man kaufen mußte, war fast unwahrscheinlich. Hier gründete sich also der Kredit des Papiergeldes lediglich

auf den guten Willen dasselbe so bald als es die Umstände erlauben würden, wieder einzukaufen. Jeder Staat fertigte eignes Papiergeld für seine eignen Bedürfnisse, und der Kongreß für die Union aus.

Die Papiere des Kongresses waren in allen Staaten gleich gangbar, indem jeder Staat seinen Theil von der Schuld trug, und für die ganze Summe bürgte. Die Papiere der einzelnen Staaten aber galten ordentlicher weise nur da, wo sie ausgestellt waren und es hielt schwer oder leicht, sie in einem andern Staate anzubringen, je nachdem dieser dem Staate, von welchem das Papiergeld gemünzt war, nahe oder von ihm entfernt war.

Zu Anfang der Revolution mußte man in den benachbarten Inseln eine Menge verschiedner Dinge, unter andern Kriegsbedürfnisse, für baares Geld einkaufen, da aber das Geld äußerst selten war, so stieg der Preis dieser Dinge in Verhältniß des Geldmangels und des Bedürfnisses.

Indessen verhinderte doch der amerikanische Patriotismus, daß der Preis der Dinge nicht ganz in Verhältniß des Bedürfnisses und des Mangels stieg; denn nach anderthalb Jahren konnte man noch sechs Piaster klingende Münze für achthalb Piaster Papiergeld haben: da hingegen zuweilen bey andern Nationen, die ungleich größere und reichere Hülfsquellen haben, der öffentliche Kredit weit tiefer sinkt, und Waaren, die eben nicht sehr nothwendig sind, schon beym blosen Gerücht eines be-

vorstehenden Mangels oft in einem Tage um 50 bis 60 Procent im Preise steigen.

In Amerika nahmen und kauften viele Personen das Papiergeld für seinen vollen Werth in klingender Münze: da aber nicht jedermann so patriotisch dachte, so war auch der Erfolg nicht so glücklich als man gehofft hatte. Es wäre so gar schlimm gewesen, wenn es ferner so gegangen wäre, denn gutgesinnte Bürger würden sich zu Grunde gerichtet, und alles baare Geld würde sich in den Kassen furchtsamer, misvergnügter oder übelgesinnter Leute angehäuft haben. Man mußte also eins werden, den Preis der Dinge in eben dem Verhältnisse, wie die klingende Münze seltner wurde, zu erhöhen. Dadurch verlohr das Papiergeld noch mehr. Um den Kredit desselben herabzusetzen, brauchten die Feinde unzählige hinterlistige Mittel. Besonders trugen hiezu die englischen und vorzüglich die schottischen Kaufleute viel bey, von welchen sich eine große Anzahl in Amerika aufhielten. Die reichen Quäker in Pensylvanien waren die ersten, die für baares Geld drey bis vier viermal so viel an Papiergeld forderten. Ja sie kauften sogar baare Münze, wie eine Waare, für drey oder viermal so viel Papiergeld ein.

Natürlicherweise mußte bey solchen Umständen auch der Preis der Lebensmittel und das Arbeitslohn steigen. Da der Kongreß und die Regierungen der einzelnen Staaten sich genöthigt sahen, mancherley Dinge einzukaufen und Magazine

für den Dienst des Staats anzulegen, so sahe man sich genöthigt eine ungeheure Menge Papiergeld in Umlauf zu bringen, wenn man für drey oder vier Piaster eine Sache kaufen wollte, die man vorhin für einen Piaster hätte haben können. Die Menge des Papiergelds überstieg in kurzem das Bedürfniß der inländischen Circulation, und da es auswärts nirgends galt, so wurde seine allzugroße Menge eine gerechte und natürliche Ursache seiner Herabwürdigung, wozu noch außerdem die Bosheit einheimischer und auswärtiger Feinde nicht wenig beytrug.

Besonders that die Verfälschung des Papiergeldes großen Schaden. An verschiednen Orten der vereinigten Staaten entdeckte man solche Verbrecher, die von auswärtigen Korrespondenten die zur Verfälschung des Papiergeldes nöthigen Materialien erhielten. Im J. 1778 fand man auf einem aus Schottland nach Neu-York bestimmten Fahrzeuge, welches ein amerikanischer Kaper weggenommen hatte, für einige Millionen nachgemachtes Papiergeld, und Geräthschaften zum Nachmachen desjenigen Papiergeldes, das etwa künftig in Umlauf gebracht werden könnte. Vergeblich bemühte man sich, diesem Uebel abzuhelfen. Nicht nur war die zum innern Handel nothwendige Quantität des Papiergelds drey bis viermal zu groß, nicht nur fiel der Kredit desselben der Verfälschung wegen ganz ausserordentlich, sondern man sahe auch voraus, daß die künftigen Geldversendungen, die man zu machen hatte, das Papiergeld in kurzem bis auf nichts her-

absetzen würden. Die Unmöglichkeit, diese Versendungen zu verheelen, beschleunigte die gefürchteten übeln Folgen, weil die Verkäufer nicht nur auf die gegenwärtige Menge des Papiergelds sondern auch auf dessen künftige Vermehrung rechneten.

Das Volk hatte bereits angefangen die schlimmen Folgen zu fürchten, welche die übergroße Menge des idealischen Geldes nach sich ziehen mußte. Es wurde verlangt, die Regierungen sollten Auflagen ausschreiben, die der zu Einlösung des Papiergelds und Erhöhung seines Kredits erforderlichen Summe angemessen wären, indem man es bis auf eine schickliche Menge herabsetzte. Es war aber unmöglich, die Vermehrung des Papiergelds zu hindern, geschweige denn die Menge desselben zu vermindern. Die Auflagen waren für viele Personen sehr drückend, und dem ohngeachtet unzureichend. Hiervon war die ungleiche Vertheilung des Geldes schuld, so wie auch die besondre Geschicklichkeit einiger Personen im Handel, die Treuherzigkeit der übrigen, und mancherley Zufälle und Abwechselungen, welchen die Handlung natürlicher weise unterworfen ist. Dennoch dultete man die Auflagen, und ließ sie sogar mit einmüthiger Bewilligung der Nation erhöhen. Dadurch wurde dem Uebel aber noch immer nicht gewehrt, die Verfälschungen nahmen immer mehr zu, und es gab nachgemachtes Papiergeld, welches man von dem ächten schlechterdings nicht unterscheiden konnte. Was sonst ordentlicher weise einen Piaster kostete, das wurde zu Anfang des Jahrs 1779 mit 6 bis 7, im May desselben

Jahres mit zehn oder zwölf, und zu Anfang des Jahres 1780 mit dreyßig bis vierzig Piastern in Papiergeld bezahlt. Die Abänderungen des Kurses waren so schnell und ungleich, daß der Unterschied zwischen zwey Orten oft ein $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$, und zu gleicher Zeit sogar das doppelte betrug. Um diese Zeit floß den vereinigten Staaten durch verschiedne Kanäle baares Geld zu, besonders mit den vielen Kriegsgefangnen, die man machte: anstatt aber, daß hiedurch der Kredit des Papiergelds hätte steigen sollen, so geschahe gerade das Gegentheil, weil sich die Innhaber der Papiere übertheuerten.

Zu Anfang des Jahres 1780 schlug der Kongreß den vereinigten Staaten vor, alles Papiergeld binnen einem Jahre für vierzig Procent einzulösen. Dieses nahm man als den Mittelpreis an, weil der Kurs in den verschiednen Staaten außerordentlich ungleich war. Man glaubte die nothwendige innere Cirkulation durch baares Geld herstellen zu können, dessen Menge von Tage zu Tage größer wurde; zugleich wollte man noch etwa für fünf Millionen Piaster an neuem Papiergeld mit fünf Procent zu verzinsen in Umlauf setzen. Eine Probe hiemit zu machen, war sehr billig; allein man sahe auch aus sichern Gründen voraus, daß die Schuld zu groß wäre, um binnen einem Jahre abgekauft zu werden, und daß die zu Abschaffung des alten und Einführung des neuen Systems nöthige Zeit äußerst drückend seyn würde. Jeden Monat geschahe eine Auszahlung, allein mit dem dritten Monate fand man es in einigen Staaten unmöglich, damit fortzufahren. Die ausserordent-

lich ungleiche Vertheilung des Papiergelds machte die Sache unmöglich, wenn man nicht diejenigen, welche viel davon hatten, ungeheuer bereichern, und die übrigen zu Grunde richten wolle.

Das einfachste und billigste Mittel, hier eine Auskunft zu treffen, war, wenn jeder freywillig die Forderung aufgab, die er vermöge seines Papiergelds an den Staat zu machen hatte, ohne darauf zu sehen, ob der Betrag dieser Verzichtleistung grösser wäre, als das Quotum, welches er zu den Auflagen, um das Papiergeld einzulösen, hätte steuern müssen. So geschah es. Das Papiergeld fiel plötzlich und ganz unerwartet. Nachdem es schnell bis auf tausend und zweytausend für eines gefallen war, galt es gar nichts mehr, und anstatt daß man sich darüber hätte beklagen sollen, war vielmehr jedermann damit zufrieden.

Diese Aufopferung war wie eine Auflage anzusehen, von welcher ein jeder vom Anfang an, und ohne es selbst zu merken, so viel bezahlt hatte, als der Verlust des Papiergelds zu der Zeit, da es in seinen Händen war, betrug. Diese Auflage verhielt sich, wie die Menge des Papiergelds, das durch eines jeden Hände gegangen war, und folglich wie der Umfang seines Handels. Diejenigen, welche nicht im Stande waren, ihre Waaren zu verkaufen, hatten weniger Papiergeld, und verlohren also auch weniger. Hier war also alles der Gerechtigkeit und Billigkeit gemäß. Da es so unmöglich ist, Auflagen ganz genau zu vertheilen, so möchte es wohl sehr schwer gewesen seyn, eine bessre Besteurungsart zu

erfinden, als hier der Zufall an die Hand gab; wenn man besonders die Ersparung an Hebungs- und andern Nebenkosten mitrechnet.

Diese einfache Darstellung der Begebenheiten ist hinreichend zu beweisen, wie einseitig und unbillig man in Europa von dem amerikanischen Papiergeld urtheilt, größtentheils nur, um eine kindische Rachsucht zu befriedigen. England hat jetzt die Absicht ganz Europa glauben zu machen, die amerikanischen Staaten wären unter seiner Regierung vollkommen glücklich gewesen, und wären jetzt durch die Revolution ganz unglücklich geworden.

Was das Betragen der meisten Amerikaner in Ansehung des Papiergeldes anbelangt, so war es unverbesserlich. Was gewisse vorsetzliche oder unabsichtliche Fehler anbelangt, die man in der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte begangen hat, so hätten diejenigen, welche daran Theil nehmen, um sie zu vermeiden, nicht weniger als untrüglich und allwissend seyn müssen. — Die eifrigsten Freunde des Vaterlandes litten überhaupt am meisten, wie dieses bey allen großen Staatsveränderungen zu geschehen pflegt; aber eben diese edeln Patrioten waren auch so weit entfernt, sich über ihre Unfälle zu beklagen, daß sie nichts als Freude über die Erfüllung ihrer Wünsche fürs gemeine Beste empfanden. Der Schaden, den Fremde bey dem amerikanischen Papiergeld gelitten haben, ist größtentheils unüberlegten Spekulationen zuzuschreiben. Diejenigen, welche am meisten wagten, waren Leute ohne Ver-

mögen; sie gaben großen Profit, und viele von ihnen bereicherten sich. Die Kapitalisten waren nicht so kühn, sie wagten nur langsam etwas, und verloren theils blos durch das Papiergeld, theils aus eigner Schuld, weil sie auf ungeheuren Gewinn gerechnet hatten. Viele, deren Umstände schon vorher in Unordnung gerathen waren, benutzten den Fall des Papiergeldes, um sich das Ansehen zu geben, als ob sie sehr großen Verlust erlitten hätten, und um die Lage, in welcher sie sich vorher befunden hatten, zu verbergen. In dieser Absicht setzten sie kleine Summen Münze für große Summen Papiergeld um. Diejenigen, welche ihr Papier behielten, in der Hoffnung es für den vollen Werth, für welchen es ausgemünzt war, los zu werden, liessen sich durch die Vorstellung einer möglichen Sache, die, wenn auch möglich, doch ungerecht gewesen seyn würde, irre führen. Denn wer hätte wohl mit gutem Gewissen für eine Auflage stimmen können, deren Ertrag zur Einlösung des Papiergelds für seinen Nominalwerth dienen sollte, da ein paar Schuh mit zweytausend und ein Hut mit viertausend Piastern in Papiergeld rc. bezahlt wurde?

Von

Von der Cincinnatusgesellschaft *).

Die plözliche und unerwartete Errichtung der Cincinnatusgesellschaft verursachte bey allen Freunden der Freyheit die lebhafteste Bestürzung, weil sie sogleich die möglichen Folgen davon sich vorstellten. In Europa, wo die Uebel, welche aus der Aristokratie entspringen, vor jedermanns Augen offen da liegen, und in allen Ständen empfunden werden, machte dieses Ereigniß einen stärkern Eindruck als in Amerika. Es kontrastirte so auffallend mit den Grundsätzen, welche sämmtlichen Regierungen und dem Unionsvertrag zur Grundlage gedient hatten, daß man eine geheime Absicht die Verfassung umzustossen argwohnte. Die Vorschriften und Verbindlichkeiten, welchen die Cincinnatusgesellschaft ihre Mitglieder unterwarf, verriethen die entschlossensten und dreistesten aristokratischen Gesinnungen; und wenn man in Amerika deswegen unbesorgt war, so kam das daher, weil der bekannte Charakter fast aller Mitglieder gegen die übeln Folgen, deren Geschichte in Europa man sehr wohl kannte, zu sichern schien.

*) Die europäischen Schriftsteller, unter andern der Graf de Mirabeau, haben diese Gesellschaft sehr unschicklich einen Orden genannt: nach dem gemeinen Sprachgebrauch, muß ein Orden von der Regierung bestätigt werden, das war aber hier nicht der Fall.

Die Errichtung dieser Gesellschaft ist ein auffallendes Beyspiel der Fehler, zu welchen sich Menschen, die eine große heftige Leidenschaft beherrscht, hinreissen lassen können. Um diesen Gegenstand aus dem richtigsten Gesichtspunkte zu betrachten, muß man ihn ganz, samt den Nebenumständen, in Erwägung ziehen. Man muß sich die amerikanische Armee als eine große Familie denken, deren Mitglieder noch mehr durch Bande der Freundschaft, als durch Verwandschaft mit einander verbunden waren, wo die Officiers, da sie seltner als die Gemeinen ihren Platz änderten, einander auch mehr ergeben waren, wo selbst die Ursache des Kriegs und eine gleiche Unerfahrenheit alle nöthigte, zusammen sich zu üben, und einander beyzustehen, wo gleiche Gefahren und Beschwerden mit gleichem Muthe getragen, wo endlich das angebetete Beyspiel des obersten Feldherrn, täglich seit vielen Jahren die gegenseitige Achtung und Zuneigung aller Officiers begründet und befestigt hatte.

In dem Augenblick, da sie sich scheiden sollten, fiel ihnen zuerst der Gedanke ein, daß sie sich wahrscheinlicher weise nie wieder sehen würden: dieser Vorstellung folgte trostloses Stillschweigen und tiefe Traurigkeit. Der so sehnlich gewünschte Friede, die dem Vaterland errungene Freyheit, der Ruhm, dieselbe durch ihr eignes Blut und durch unzählige Leiden erkauft zu haben, das alles war kaum vermögend die Schmerzen der Trennung zu lindern.

Ganz mit dem Gedanken der bevorstehenden Trennung beschäftigt, rief jeder: „wer weiß, ob

wir uns jemals wieder sehen werden!" Dieses Jemals tönte in aller Herzen traurig wieder. Es ergriff und erschütterte fürchterlich die tapfern Krieger, die so standhaft alle Schläge des Schicksals ausgehalten, alle Leiden und Schrecknisse des Krieges ertragen hatten. Wer die sanften und doch so mächtigen Triebe der Freundschaft kennt, der wird gestehen, daß die Cincinnatusgesellschaft in der That unter solchen Umständen aus einer sehr reinen Quelle entsprang, nur diejenigen werden hier noch zweifeln können, deren Herz nicht für die Freundschaft geschaffen ist.

Die Officiers der amerikanischen Armee konnten eine Trennung ohne Hoffnung des Wiedersehens unmöglich aushalten; sie beschlossen also eine Gesellschaft zu errichten, deren Hauptendzweck seyn sollte, sich zu bestimmten Zeiten zu versammeln, eine Casse zur Unterstützung verarmender Mitglieder und ihrer Witwen anzulegen, u. s. w. Einige schlugen vor, Ehrenmitglieder anzunehmen, eine Medaille als eine Art von Ordenszeichen prägen zu lassen, dieselbe erblich zu machen, und gewisse politische Pflichten den Mitgliedern aufzulegen, deren Folgen man damals nicht voraussehen konnte.

Es würde schwer halten, die Urheber dieser Vorschläge nahmhaft zu machen, und ihre wahren Absichten zu errathen. Wer einen Vorschlag thut, ist nicht immer der erste Erfinder desselben. Uebrigens waren in dem gegenwärtigen Fall die Empfin-

dungen zu hoch gespannt, als daß der Verstand hätte gehörig überlegen können; man ging alles ein, ohne Gefahr zu ahnden, und wenn ja etwa einige von den Mitgliedern ehrgeizige Absichten hatten, so war ihre Anzahl doch nur klein, und sie hatten die Geschicklichkeit ihre Absichten zu verbergen.

Niemand dachte also daran, daß diese neue Gesellschaft schädlich werden könnte, und hierüber darf man sich auch gar nicht wundern. Fast jeder Einwohner der vereinigten Staaten hatte einen Officier von der Armee zum Nachbar, der sein Freund war, und mit dem er sich gern von den Ereignissen des vergangnen Krieges besprach. Einem jeden bürgte also gewissermasen für seine Sicherheit die Ueberzeugung, daß sein Freund unfähig sey, in einen der Freyheit gefährlichen Anschlag zu willigen. Dieses dauerte einige Zeit, ohne daß man Verdacht schöpfte. Indessen schien doch die Medaille als ein erbliches Ehrenzeichen, dessen Besitzer dadurch einen gewissen Vorzug vor andern Bürgern zu erhalten schienen, zu sehr mit der allgemeinen Gleichheit der Stände zu streiten, als daß man nicht hätte in kurzem aufmerksam werden sollen: und kaum hatte man angefangen darüber zu sprechen, als schon alle öffentlichen Blätter mit Betrachtungen über diesen Gegenstand angefüllt waren.

Unter denjenigen, welche sich hiermit beschäftigten, verdient insbesondere Aedanus Burke aus Süd-Carolina genannt zu werden. Seine Betrachtungen über die Cincinnatusgesellschaft beweisen

unwidersprechlich, daß die Grundsätze dieses Bündnisses zur Gründung einer Aristokratie führen, deren verderbliche Folgen hier in ein helles Licht gestellt werden. Einige Mitglieder von den Rathsversammlungen der vereinigten Staaten, die gerade um die nämliche Zeit beysammen waren, beschlossen den Plan der Cincinnatusgesellschaft zu untersuchen. Sie liessen in ihr Protokoll setzen und in den öffentlichen Blättern eine Erklärung einrücken, daß diese Gesellschaft, ihrer Meynung nach, dem Staate gefährlich werden könnte. Diese Erklärung hatte die Würkung, welche sie in einem Lande haben mußte, wo die öffentliche Meynung ein großes Gewicht hat. Viele Mitglieder der Gesellschaft fingen selbst an zu fühlen, wie sehr sie sich zur Zeit der Stiftung durch Leidenschaft hatten verblenden lassen.

General Washington, Generalpräsident der Gesellschaft, gieng im Frühling 1784 zu der Versammlung derselben nach Philadelphia, entschlossen, sein ganzes Ansehen dahin zu verwenden, daß diese neue Anstalt ganz abgeschaft würde. Er fand die Abgeordneten der Provinzialversammlungen der Gesellschaft ganz geneigt, seinem Vorschlag Gehör zu geben; allein Herr l'Enfant, ein französischer Officier und ehemaliger Major bey der amerikanischen Armee, war eben mit den Medaillen und Bändern für die Gesellschaft angekommen, und machte bekannt, daß der König von Frankreich seinen Unterthanen erlaubt habe, die Gesellschaftsinsignien zu tragen. Diesem Umstand hat die Cincinnatusgesellschaft ihre Erhaltung zu verdanken. Die Besorgniß, dem großen und

guten Alliirten von Amerika zu mißfallen, da er eben ein neues Abzeichen der Verbindung zwischen seinen Unterthanen und den Amerikanern genehmigt hatte, machte einen so tiefen Eindruck, daß man den beynahe schon gefaßten Entschluß der Ehrfurcht und Dankbarkeit aufopferte.

Das Verlangen bey den französischen und amerikanischen Officiers das Andenken an die gemeinschaftlichen überstandenen Gefahren zu verewigen, und die Verbindung zwischen beyden Nationen enger zu schürzen, war in der That eine von den Hauptabsichten bey Errichtung der Gesellschaft gewesen; man hatte daher auch zu dem Bande blau und weiß, als die Farben der Union gewählt.

Nach einigen Berathschlagungen beschloß die Gesellschaft die Erblichkeit der Medaille und der politischen Gesellschaftspflichten aufzuheben, neue Regeln für die Aufnahme der Ehrenmitglieder zu entwerfen, und die Kassen in jedem Staate dem Gesetzrathe desselben einzuhändigen, damit die Verwendung der Gelder öffentlich bekannt würde. Diese Abänderungen wurden den Provinzialversammlungen in den einzelnen Staaten durch ein Circularschreiben bekannt gemacht, welches im May 1784 ausgefertigt und vom General Washington als Generalpräsidenten der Gesellschaft unterzeichnet ist.

Dieses Schreiben enthält: „man wolle die Medaille zum Andenken der Zeit, da die Mitglieder der Gesellschaft aus dem Kriege in ihre Heimath

zurückgekehrt wären, beibehalten, nicht als ein Zeichen eines höhern Standes, sondern als ein Unterpfand der Freundschaft, und als ein Sinnbild, das die Bestimmung habe, zur Tugend und Vaterlandsliebe aufzumuntern" *).

Dieser lobenswürdigen Absicht ungeachtet wird ein solcher Schmuck immer in den Augen eines wahren Republikaners anstößig seyn; deswegen trägt auch in Amerika niemand die Medaille, und einige amerikanische Officiers, z. B. der Oberste Smith, tragen sie nicht einmal in Europa. Das Urtheil der vereinigten Staaten von der Cincinnatusgesellschaft war so bekannt, daß man folgende Stelle in dem obengedachten Circularschreiben, als eine Entschuldigung bey der Nation ansehen kann. „Wir müssen erinnern, daß diese Zeichen als ein schätzbares Unterpfand der Freundschaft anzusehen sind, und als solche auch von denjenigen unter unsern Bundsgenossen hochgeachtet werden, die sie durch ihre Hülfsleistung bey der Behauptung unsrer Freyheit verdient haben: daß eben diese Personen, die durch Geburt und Verdienst den ersten Rang behaupten, die Erlaubniß ihres Monarchen erhalten haben, dieses Zeichen unsrer gegenseitigen Freundschaft zu tragen, und daß dieser Fürst, und viele andre hohe Personen diese Verbrüderung als ein Mittel, die bereits herrschende Harmonie und wechselseitige Dienstgeflissenheit beyder Nationen zu befestigen, ansehen.

*) Auf der Medaille sieht man den Cincinnatus, der zum Pfluge zurückkehrt.

Der Graf Mirabeau scheint in seinen Bemerkungen über den Cincinnatusorden, auf die mit demselben vorgegangnen Veränderungen nicht sehr zu achten, sogar behauptet er, wenn diese Gesellschaft nicht ganz auseinander ginge, so würden ihre Mitglieder nicht ermangeln eine besondre Klasse von Familien im Staate zu gründen, welche die Ordensmedaille als ein Zeichen des Vorrangs und der Ehre sorgfältig aufbewahren, und sich durch den Besitz derselben hinlänlich von andern unterscheiden würden.

Ich würde eben dieses befürchten, wenn die Meynung das Publikum in Ansehung dieser Gesellschaft noch nicht entschieden wäre, nun aber ist sie in der That schon unwiederruflich entschieden, und was einmal in Miscredit gefallen ist, erhebt sich schwerlich wieder. Wahrscheinlicher weise werden die Gesellschaftsmedaillen nicht lange sich erhalten; sie können auch nicht schaden, wenn jeder sie bey sich behält, und sollen es die Kinder einiger Mitglieder künftig einmal wagen, sie zur Schau zu tragen, so würden sie dadurch ihrer Eitelkeit viel eher schaden als nützen. Jetzt hat man keine Ursache zu fürchten, daß er Ehrgeitz oder Eitelkeit sich ungestraft in Amerika zeigen dürfe. Die Beyspeile, womit der Graf Mirabeau uns schrecken will, sind ganz nützlich um dem Volke vorgehalten zu werden, allein sie passen auf uns weder in Ansehung der Umstände noch der Menschen.

Der Römische Patricierorden wurde, wie uns die alten Geschichtschreiber belehren, zu einer Zeit

gestiftet, da Roms Verfassung monarchisch war, und zwar unter der Regierung des ersten Königs. Als die Tarquinier vertrieben wurden, waren die Patricier schon durch Rang, Reichthum und Macht von den übrigen Bürgern abgesondert. Das Volk hatte keinen Begrif von Freyheit und war ganz unterdrückt und ausgeartet. Eben so verhielt sich's in Europa, als die nordischen Eroberer den Rangunterschied einführten. Die Einwohner der vereinigten Staaten hingegen kennen und fühlen ihre Rechte, und die Anzahl der Mitglieder von der Cincinnatusgesellschaft ist zu klein, als daß sie jemals eine beträchtliche Parthey unter denjenigen ausmachen könnte, die sich bey uns durch Talente, Reichthum und öffentliche Achtung auszeichnen.

Burke hatte sehr Recht, als er mit Wärme von den übeln Folgen dieser Gesellschaft redete, die zu der Zeit, als er schrieb, sehr wahrscheinlich waren, da noch keine von den nachher erfolgten Reformen der Gesellschaft sich ereignet hatte. Damals aber, als Mirabeau schrieb, war schon alles geschehen, um diese Verbindung unschädlich zu machen.

Man hat behauptet, die Regierung hätte gerade zu gegen die Cincinnatusgesellschaft verfahren, und mit einemmale ganz aufheben sollen. Allein hatte sie denn die Gesetze beleidigt? Um gesetzlich gegen sie verfahren zu können, hätte man ein eignes Gesetz machen müssen. Dieses aber zu machen, ehe man die Meynung des Volks wußte, wäre gefährlich gewesen, und auf alle Fälle, würde man zu viel wagen, wenn man durch ein solches Gesetz

die natürliche Freyheit der Bürger beeinträchtigen wollte. Wenn die Meynung der Nation allein ein Uebel veranlassen kann, so muß man sie blos mit ihren eignen Waffen bestreiten. In einem solchen Lande, wie Amerika ist, wird sie immer geachtet und befolgt; und ist es nicht auch in dem gegenwärtigen Falle blos die Ehrfurcht für die Meynung der Nation, welche die amerikanischen Mitglieder der Cincinnatusgesellschaft bewogen hat, die Insignien derselben nicht mehr zu tragen? Bey uns giebt es kein Gesetz und kann es keines geben, das einen Bürger hinderte, eine Medaille an einem Bande zu tragen. Wollen die Mitglieder der Cincinnatusgesellschaft das thun, und fürchtete man hievon unangenehme Folgen, so wäre das beste Mittel denselben vorzubeugen, wenn die Regierungen der Staaten alle Bürger ohne Unterschied aufforderten, solche Medaillen zu tragen. Eben so ists ohngefähr mit den Bischöfen in Amerika gegangen. Vor der Revolution hatte man in Amerika keine Bischöfe. Nach dem Frieden wollten die Gemeinden von der englischen Kirche Bischöfe haben, damit sie nicht nöthig hätten, ihre Geistlichen in Europa ordiniren zu lassen. Diese neuen amerikanischen Bischöfe haben keine andern Einkünfte, als von willkürlichen Beyträgen ihrer Diöces, und diese sind immer sehr ungewiß: man hat also gar nicht zu befürchten, daß sie durch Pracht und Hoffahrt ein Aergerniß geben möchten. Indessen war kaum der erste Bischof in Konnektikut angekommen, als die Antiepiskopalen den klugen Entschluß faßten, alle ihre Geistlichen ohne Unterschied Pfarrer und Bischöfe zu nennen.

Es ist meines Erachtens schwer, die Ideenordnung der Schriftsteller richtig zu fassen, welche bey allen ihren Deklamationen für die Freyheit dennoch immer hier und da den Misbrauch der Staatsgewalt, als ein Mittel zur Behauptung der Freyheit zu begünstigen schienen, und selbst in ihrem Eifer für die Gleichheit der Menschen, Geringschätzung der Menschen verrathen. Das kommt vermuthlich daher, daß sie nie in freyen Staaten gelebt haben, und also ihre Begriffe von der Freyheit, die sie sich durch Nachdenken gebildet haben, sich immer mit den Grundsätzen der willkührlichen Macht, unter welcher sie von jeher lebten, amalgamiren. Sie kennen die Gränzen nicht, welche Achtung für die Handlungen der Privatpersonen selbst der Ausübung der gerechtesten Gewalt setzt. Sie wissen nicht, daß die Repräsentanten eines freyen Volks nicht die Meynung desselben nicht erzwingen, sondern blos durch das Ansehen, in welchem sie ihrer Klugheit wegen stehen, leiten oder abändern können. —

In Europa scheint die Errichtung der Cincinnatusgesellschaft einen nachtheiligen Schatten auf den Charakter des Generals Washington geworfen zu haben; allein unter den Amerikanern, und selbst unter den Europäern, welche diesen General kennen gelernt haben, wird niemand einen solchen Verdacht hegen. Man hat behauptet, er hätte sich der Stiftung dieser Gesellschaft widersetzen, wenigstens nicht den Vorsitz in derselben annehmen sollen. Der Graf Mirabeau beschuldigt ihn sogar der Eitelkeit und Schlauheit, wo nicht

gar der Verstellung *). Er sagt: „sogar der Mann des Volks und der Nation, der General Washington, ist schon Ehrenmitglied des Ordens; unstreitig wird er, um demselben unverletzliche Festigkeit zu verschaffen, neue Mitglieder anwerben und in allen europäischen Monarchien Unterstützung suchen. Die natürliche Behutsamkeit und Klugheit, welche der hervorstechendste Zug in dem Charakter dieses großen Mannes zu seyn scheint, hat ihm nicht erlaubt, die Naturalität zwischen seinem Vaterlande länger, als bis zur völligen Gründung der Gesellschaft zu behaupten. An dem Tage, da man Ehrenmitglieder aufzunehmen beschloß, ließ Washington sichs gefallen, einen Rang anzunehmen, der ihn über das Volk erhob, dessen Wohlthäter und Befreyer er gewesen war. Das that Washington, der so groß

*) In einer Note sagt Mirabeau, der General Washington sey jetzt Präsident des Ordens, und der Baron Steuben gebe nur den Namen dazu her. Allein dieser letztere ist niemals weder wirklicher noch Titularpräsident gewesen. Der Irrthum kommt vermuthlich daher, daß der Baron Steuben einen Brief als ältestes Mitglied eines Ausschusses von der Gesellschaft unterzeichnet hat. Der Graf Mirabeau irrt sich auch darinn, daß er den General Washington Ehrenmitglied nennt, da dieser Titel doch nur denjenigen zukömmt, die nicht Officiers von der Armee sind. Die Einführung der Ehrenmitglieder war eine von den Neuerungen in der Gesellschaft, welche den meisten Verdacht erregte, denn man glaubte, die Gesellschaft wollte sich dadurch die Stimmen der angesehensten Personen in allen Staaten erschaffen.

war, als er seine Befehlshaberstelle niederlegte, und wieder ein gemeiner Privatmann werden wollte. O daß er es nicht fühlte, daß sein Name über allen Unterschied des Rangs erhoben war! Er, der Held einer Revolution, welche die eine Hälfte der Welt den Fesseln der andern entriß, warum verschmähte er doch nicht den strafbaren gefährlichen und gemeinen Ruhm, der Held einer Partey zu werden?“

Diese Deklamationen und Beschuldigungen des Herrn Grafen Mirabeau stehen mit Washingtons bekanntem Charakter in geradem Widerspruch. Man kann diesem verdienstvollen Manne nichts vorwerfen, als übertriebene Uneigennützigkeit, allzugroße Bescheidenheit, und Mistrauen gegen sich selbst. Einige Züge aus seiner Geschichte mögen dieses beweisen.

Als General Washington endlich, nach langer Weigerung einwilligte, das Commando der Armee zu übernehmen, bat er den Kongreß, ihm eine gewisse Summe zu Bestreitung des Aufwands für seine Tafel auszusetzen, erklärte aber auch zugleich, daß er für seine Person keine besondre Gage haben wollte. Er weigerte sich sogar, einen Theil der Ländereyen anzunehmen, welche unter die Officiers der Armee nach Verhältniß ihres Ranges vertheilt werden sollten *).

Vor der Revolution hatte Washington sehr ansehnliche Einkünfte, von welchen er sehr gut leben,

*) Eben so betrug sich auch der Marquis de la Fayette.

und eine große Menge von Freunden und Bekannten bewirthen konnte. Jetzt befürchtet man allgemein, daß er mit seinen Einkünften nicht auskommen könne. In Amerika ist kein Officier, der sich nicht von Zeit zu Zeit das Vergnügen machte, seinen General auf einige Tage zu besuchen; kein europäischer Reisender kömmt an, der nicht vor Begierde brennen sollte, den Helden Washington zu sehen. Sein Haus ist daher immer voll Fremden, die noch eine größere Anzahl von Bedienten und Pferden mitbringen. In der Nachbarschaft sind keine Dörfer noch Gasthöfe, und also kehrt alles bey dem General ein. Zu Ende des Kriegs sahe man wohl ein, daß es sehr billig seyn würde, dem General die Vermehrung des Aufwands, welche leicht vorauszusehen war, zu vergüten. Da aber beym Kongreß die Rede hierauf fiel, so erinnerten einige Deputirten, welche Washingtons Charakter kannten, es würde vergeblich seyn, hierüber zu rathschlagen, weil sein Entschluß keine Vergeltung anzunehmen unerschütterlich wäre.

Zu Anfang des Jahrs 1785 hoffte die Generalassembly von Virginien ihren Wunsch wenigstens zum Theil zu erfüllen, und den General zu bewegen, daß er ein Geschenk annähme. Man hatte beschlossen, die Schiffahrt bis zu den Wasserfällen des Jamesflusses und des Potowmac zu eröffnen. Die Actien dieser beyden Unternehmungen waren auf 300 Piaster gestellt. Die Assembly trug dem Schatzmeister auf, von beyden funfzig Actien zu kaufen, welche der Gouverneur dem General als einen Beweis der Dankbarkeit seines Va-

terlands überreichen sollte. Ehe noch dieser Beschluß dem General Washington förmlich bekannt gemacht worden war, besuchte ich ihn, einige Tage nachdem der Gouverneur Herr Mason bey ihm gewesen war. Washington und Mason sind von Jugend auf vertraute Freunde gewesen, und des letztern Meynung hat immer bey erstern sehr viel gegolten. Herr Mason versuchte, dem General zu beweisen, daß das ihm zugedachte Geschenk eigentlich nur Bezahlung einer Schuld, und nicht einmal der ganzen Schuld wäre, allein sein Zureden war vergeblich. Der General erwiederte, er hätte keine Kinder, und wenn seine Einkünfte nicht mehr hinreichten, so würde er lieber einen Theil seiner Grundstücken verkaufen, weil seine Verwandten seiner Verlassenschaft nicht bedürften, er hätte eine unwiderstehliche Abneigung etwas anzunehmen, welche jedoch, wie er hoffte, keinesweges aus Eitelkeit entspringe. Dieses waren seine eignen Worte. In dem Briefe, den er nachher bey der officiellen Bekanntmachung an den Gouverneur schrieb, bat er die Assembly, die Schenkungsacte zurückzunehmen, und die ihm zugedachten Fonds auf einige nützliche Anstalten zu verwenden, wozu er Vorschläge thun wolle.

Zu Anfang des Krieges waren einige Personen mit dem General Washington unzufrieden, und verglichen ihn mit dem Q. Fabius Cunctator, und zwar eben nicht zu seinem Vortheil. Man zog ihm den General Lee vor, und nachher den General Gates, dessen Ruhm seit der Affaire Sarato-

ga sehr gewachsen war, ungeachtet viele Subalternofficiers, z. B. Lincoln, Morgan und der nachmalige Verräther Arnold eben so viel Antheil an dem glücklichen Erfolg dieser Unternehmung gehabt hatten. Diejenigen, welche wider den General Washington eingenommen waren, standen in großem Ansehen, und wenn sie sich nicht frey heraus erklärten, so war es blos die Meynung der Nation, welche sie zurückhielt und ihnen Achtung einflößte. Man kannte diese Personen recht gut, aber sie nahmen ihre Maasregeln insgeheim und keiner von ihnen wollte seine Gesinnungen laut zu erkennen geben.

Nachdem man ein ganzes Jahr unter der Hand beleidigende Klagen über den General geführt hatte, schickte endlich der Kongreß, der diese Reden lange Zeit verachtet hatte, drey Deputirte ins Lager, unter welchen sich auch Herr John Harvie befand. Die Deputation entdeckte sehr bald, wie ungegründet jene ausgesprengten Gerüchte waren, und Herr Harvie sagte zum General; „wenn sie sich nur hätten erklären wollen, so müßte das Murren schon längst aufgehört haben.“ Der General erwiederte: „konnte ich mich wohl rechtfertigen, wenn ich nicht fürchten wollte, unsern Angelegenheiten dadurch zu schaden?“ Der Charakter des großen Mannes konnte sich schwerlich deutlicher, und in einem glänzendern Lichte zeigen, als in dieser kurzen Antwort.

Anekdoten aus dem Privatleben eines Mannes schildern immer seinen Charakter am zuverlässigsten

sigsten. Ich müßte ein eignes Buch schreiben, wenn ich alle mir bekannt gewordne Beyspiele von der Bescheidenheit, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe des Generals Washington aufzeichnen wollte. Hätte dieser edle Mann nur einen Augenblick gedacht, daß die Cincinnatusgesellschaft in künftigen Zeiten der Freiheit nachtheilig werden könnte, so würde er unfehlbar sich bemüht haben, der Errichtung derselben, so wie es sein Charakter mit sich brachte, durch weise und bescheidne Vorstellungen vorzubeugen. Aber wie konnte man von ihm verlangen, daß er damals, als die Gesellschaft gestiftet wurde, mehr Fassung als die übrigen Officiers haben, und kaltblütiger als diese über den zu thuenden Schritt nachdenken sollte? Es kostete ihm vermuthlich unter solchen Umständen mehr als jedem andern, wenigstens äußerlich eine gewisse Fassung beyzubehalten; denn in jedem Officier bey der Armee sahe er einen Freund, einen Zögling, einen Sohn; die meisten, oder vielmehr alle Officiers waren bereit, ihr Leben für ihn zu wagen; das wußte er: sollte man ihm auch wohl einen Vorwurf daraus machen, daß er eben so stark als andre Freundschaft und Zuneigung fühlte?

Washington's Haare waren während des Krieges grau, und seine Augen schwach geworden. In dem Augenblicke, da die Armee auseinander gehen sollte, brachte man ihm ein Schreiben, dessen Inhalt er den Officiers bekannt machen sollte. Um es zu lesen, mußte er sich einer Brille bedienen, die

er diesen Tag zum erstenmale öffentlich brauchte. Er entschuldigte sich des Verzugs wegen, und sagte was die Ursache davon wäre. Diese Nachricht und der Anblick seiner grauen Haare machte einen solchen Eindruck auf die Officiers, daß viele unter ihnen mich versichert haben, sie hätten niemals eine solche Beklemmung gefühlt. Der General bemerkte es, und wurde innig von dieser Theilnehmung gerührt. Diese kleine Anekdote verdiente der Folgerungen wegen, die man daraus ziehen kann, hier bemerkt zu werden. Man sieht wohl, daß der General unter solchen Umständen unmöglich diejenige Ruhe des Geistes beybehalten konnte, welche nöthig war, um die Uebel, welche jene Gesellschaft veranlassen konnte, zu übersehen. Es war auch für ihn um desto schwerer, sie zu übersehen, da er nie in Europa gewesen, und also auch mit dem Ursprung und den schädlichen Folgen des aristokratischen Stolzes ganz unbekannt war.

Man hat auch dem Marquis de la Fayette den Vorwurf gemacht, daß er an der Errichtung der Cincinnatusgesellschaft Antheil genommen habe. Dieser Vorwurf kann ihn um desto weniger treffen, da er die erste Nachricht von diesem Ereigniß in Europa erhielt. Die französischen Officiers, welche als Bundsgenossen oder als Freywillige für Amerika's Freyheit gekämpft hatten, schäzten sichs zur Ehre, die Gesellschaftsmedaille zu tragen. Hätte sich nun wohl der Marquis davon ausschliessen können, ohne sich den Tadel selbst derjenigen Amerikaner zuzuziehen,

welche die Gesellschaft aufgehoben zu sehen wünschten? In Amerika ist es ein herrschender Grundsatz, daß ein jeder seine Meynung frey sagen, und sich denn nach der Mehrheit der Stimmen richten muß. Jetzt glaubt man durchgängig, daß die Gesellschaft nach den mit ihr vorgegangnen Veränderungen, und bey den Umständen, welche diese Aenderungen veranlaßt haben, in Zukunft keine gefährlichen Folgen haben könne. Dieses glaubt vermuthlich auch der Marquis, und dächte er anders, würde er wohl in einem Lande, wo Sterne und Ordensbänder gewöhnlich sind, die Cincinnatusmedaille ohne Beistimmung der Officiers, die sie angenommen haben, ablegen können?

Die Meynungen andrer verdienen allezeit eine gewisse Achtung, sollten sie auch mit der unsrigen streiten. Gewaltsame Mittel sind nicht immer die besten, man hält sie immer nicht nur für zweckwidrig sondern auch für ungerecht, wenn dadurch einem Uebel abgeholfen werden soll, welches die Gesetze nicht beleidigt. Anstatt der Leidenschaft entgegen zu arbeiten, thut man besser, wenn man sie ungehindert sich ergiessen und dadurch sich selbst schwächen läßt. Die Vernunft tritt dann bald wieder in ihre Rechte, und das Uebel ist auf immer gehoben.

Von den Auswanderungen der Europäer nach Amerika.

Bedenkt man die außerordentliche Vermehrung der Volksmenge in Amerika, welche die Geburtslisten ausweisen, so überzeugt man sich sehr bald, daß die Einwanderungen der Fremden, so zahlreich sie auch immer seyn mögen, den amerikanischen Staaten ziemlich gleichgültig seyn können. Die klügsten sind der Meynung, da jeder Mensch das Recht habe, sich einen Aufenthalt zu wählen, so müsse man jeden, der nach Amerika kömmt, freundlich aufnehmen, keinesweges aber die Europäer zum Auswandern einladen. D. Franklin sahe, daß man sich ganz irrige Vorstellungen hievon in Europa machte, und ihn deswegen mit allerley Anmuthungen belästigte. Um also diejenigen, die sich an ihn gewendet hatten, mit einemmal abzufertigen, ließ er folgenden Aufsatz drucken.

„Viele Particuliers in Europa haben sich mündlich oder schriftlich an den Verfasser dieses Aufsatzes gewendet, und ihm ihr Verlangen bezeugt, sich in Amerika niederzulassen. Die genaue Kenntniß, die er von diesem Lande hat, ließ ihn sehr bald bemerken, daß ein solches Vorhaben meistentheils die Folge der Unwissenheit und ungegründeter Hoffnungen war. Um also allen irrigen Vorstel-

lungen ein Ende zu machen, und Personen, die beym Auswandern nicht wohl fahren würden, die Reisekosten zu ersparen, hält er es für dienlich, die herrschenden Begriffe, die man sich von diesem Welttheile macht, hier zu berichtigen.

Viele Leute glauben, die Einwohner von Nordamerika wären sehr reich, vermögend und geneigt, alle Arten des Kunstfleisses zu belohnen, zu gleicher Zeit sehr unwissend in allen Wissenschaften; Fremde, welche Geschicklichkeit in den schönen Wissenschaften und Künsten u. s. w. besässen, müßten also dort sehr gesucht, und so großmüthig bezahlt werden, daß sie sich in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen sammeln könnten. Man glaubt ferner, es gebe eine Menge einträglicher Bedienungen in Amerika, welchen die Eingebohrnen nicht vorstehen könnten, und da unter leztern sehr wenig Leute vom Stande und altem Adel wären, so müßten vornehme Fremde sehr geehrt, und gleich nach ihrer Ankunft zu den ansehnlichsten Stellen befördert werden. Man glaubt endlich, die amerikanischen Regierungen wären, um die Ansiedelung der Europäer zu befördern, bereitwillig, nicht nur die Reisekosten herzuschiessen, sondern auch den neuen Ankömmlingen Ländereyen, Negersklaven, Ackergeräthe, und Vieh unentgeltlich zu liefern. Von diesem allen ist kein Wort wahr, und wer mit solchen Hoffnungen nach Amerika kömmt, der wird sich auf eine sehr unangenehme Art getäuscht finden.

Die Nation ist zwar in Amerika, überhaupt genommen nicht so arm, als in den meisten eu-

ropäischen Staaten, aber es giebt sehr wenig Leute, die in der alten Welt für reich gehalten werden möchten. Was man am gewöhnlichsten hier sieht, ist eine glückliche Mittelmäßigkeit der Vermögensumstände. Es giebt bey uns wenig große Landeigenthümer und Pächter; fast jedermann muß sein Feld selbst bauen, oder ein Handwerk oder Handel treiben, sehr wenige sind so reich, daß sie müßig von ihren Einkünften leben, und Gemälde, Statuen, oder Werke der Baukunst, und andre Kunstprodukte, die mehr angenehm als nützlich sind, so theuer, wie in Europa geschieht, bezahlen könnten. Deswegen haben auch alle Amerikaner, welche Genie und Anlage zu den schönen Künsten hatten, ihr Vaterland verlassen, um nach Europa zu gehen, wo ihre Arbeiten besser bezahlt werden.

Die schönen und mathematischen Wissenschaften werden bey uns sehr geschätzt, man besitzt aber auch bey uns in diesem Fache mehr Kenntnisse, als die Europäer glauben. Wir haben schon neun Kollegia oder Universitäten, nämlich vier in Neu-England und eins in jeder der fünf Provinzen New-York, New-Jersey, Pensylvanien, Virginien und Maryland. Diese sind insgesammt mit sehr geschickten Lehrern versehen. Außerdem giebt es eine beträchtliche Anzahl niederer Schulen. Auf unsern Akademien erhalten die jungen Leute Unterricht in Sprachen und sämmtlichen Facultätswissenschaften.

Ausländer sind in der That von diesen Lehrstellen an den Akademien nicht ausgeschlossen, und

das schnelle Wachsthum der Bevölkerung giebt ihnen einige Hoffnung, dergleichen Bedienungen vielleicht künftighin mit den Eingebornen theilen zu können.

In Amerika sind der Civilbedienungen nur wenige, und keine derselben ist so wie in Europa, überflüßig. Man hat sogar in einigen amerikanischen Staaten die Regel angenommen, daß kein öffentliches Amt so einträglich seyn sollte, daß die Habsucht dadurch gereizt werden könnte. Im sechs und dreyßigsten Artikel der Konstitution von Pensylvanien heißt es: „Da jeder Bürger, um unabhängig von andern subsistiren zu können, verbunden ist, wenn er nicht hinlänglich gewisse Einkünfte hat, ein Gewerbe, Handwerk oder Handel, der ihn ernährt, zu treiben, so ist es weder nothwendig noch rathsam, einträgliche öffentliche Bedienungen anzuordnen, deren gewöhnliche Folgen, bey den Innhabern oder Mitbewerbern derselben, knechtische Abhängigkeit von andern, die eines freyen Menschen unwürdig ist, und, bey der Nation überhaupt, Sittenverderbniß, Kabalen und Parteysucht zu seyn pflegen. Wenn also in Zukunft irgend eine Bedienung auf die eine oder die andre Art so einträglich werden sollte, daß viele Personen sich darum bewürben, so soll die Regierung die Einkünfte derselben herabzusetzen gehalten seyn.“

Dieser Grundsatz ist in allen Staaten von Amerika mehr oder weniger angenommen worden. Man sieht also wohl, daß es nicht der Mühe verlohne, daß jemand in der Hoffnung eine öffentliche Bedie-

nung in Amerika zu erhalten, sein Vaterland verlasse. Was Kriegsbedienungen anbelangt, so hören sie auf, sobald der Krieg beendigt ist, und die Armee verabschiedet wird. Noch weniger würde ich jemand rathen, ohne andre Empfehlung als seine Geburt nach Amerika zu gehen. Der Adel ist eine Waare, die in Europa viel gielt, die man aber nirgends weniger an Mann bringen kann, als in Amerika. Bey uns fragt man, wenn ein Fremder kömmt, nicht: wer ist er? sondern: was arbeitet er? Uebt er ein nützliches Gewerbe, so ist er willkommen, und führt er sich gut auf, so wird er von allen, die ihn kennen, hochgeschätzt; ist er aber weiter nichts, als ein sogenannter Mann vom Stande und vornehmer Geburt, und will er sich aus diesem Grunde das Recht anmaassen, auf gemeine Kosten, von einem öffentlichen Amte oder Pension zu leben, so wird man ihn nur verachten, und sich gar nicht um ihn bekümmern. Bey uns schätzt man den Landmann und selbst den Künstler nur in dem Maaße als er nützlich ist. Der gemeine Mann sagt oft sprichwortsweise: Gott selbst ist der größte Künstler (artisan) in der Welt.

Man wiederholt oft im Gespräch mit vielem Vergnügen die Bemerkung, welche einmal ein Neger über die Weissen machte: „sie machen, sprach er, aus dem Neger, einen Arbeiter, aus dem Pferde einen Arbeiter, aus dem Ochsen einen Arbeiter, aus allem einen Arbeiter, nur aus dem Schweine nicht. Das arbeitet nicht, es frißt und säuft, und läuft herum und schläft so viel ihm gelüstet, und

lebt wie ein Edelmann.“ Dieser Denkungsart zu folge würde es jeder Amerikaner einem Genealogisten mehr Dank wissen, wenn er ihm bewiese, daß seine Vorfahren und Befreunde bis ins zehnte Glied rückwärts Ackerleute, Schmiede, Zimmerleute, Gerber oder Schuster, mit einem Worte nützliche Leute, gewesen wären, als wenn er ihm die Entdeckung machte, daß seine Ahnen Edelleute gewesen, die von fremder Arbeit — fruges consumere nati — gelebt hätten.

Was die Aufmunterungen oder Unterstützungen anbelangt, welche Fremde von der Regierung erwarten können, so giebt es deren keine, als solche, die eine Folge guter Gesetze und der Freyheit sind. Fremde sind willkommen, weil Platz für sie alle da ist, und weil sie folglich von den alten Einwohnern ohne Eifersucht gesehen werden: die Gesetze beschützen sie so, daß sie des Schutzes der Großen nicht bedürfen, und jeder kann die Früchte seiner Arbeit ruhig geniessen. Wer aber kein Vermögen mitbringt, der muß arbeiten, um leben zu können. Ein- oder zweyjähriger Aufenthalt im Lande giebt ihm alle Rechte eines eingebornen Bürgers; jetzt aber geschieht es nicht mehr, so wie ehedem, daß die Regierung Fremde dafür bezahlen sollte, daß sie Bürger würden, oder ihnen Reisekosten, Ländereyen, Hausgeräthe, Sklaven, u. s. w. gäbe. Mit einem Worte, Amerika ist ein Land, wo man arbeiten muß, kein Schlaraffenland, wo die Straßen mit Brod gepflastert, und die Häuser mit Kuchen

gedeckt sind, und gebratne Tauben in der Luft herum fliegen.

Was für Leuten ist es denn also rathsam und zuträglich, sich in Amerika niederzulassen? Was haben sie da vernünftiger weise zu hoffen? Diese Fragen will ich hier kürzlich beantworten.

Der Boden ist in Amerika wohlfeil, weil es bey uns so große unbenutzte Waldungen giebt, die noch lange Zeit unbewohnt bleiben werden. Hundert Acker fruchtbaren mit Holzung bewachsenen Landes kosten in vielen Gegenden zunächst an den Gränzen nicht mehr als acht bis zehn Guineen. Junge arbeitsame Leute also, die sich auf die Landwirthschaft verstehen, können sich bey uns bequem niederlassen. Etwas Geld, das sie von dem hohen Lohn ersparen, welchen sie als Arbeiter anfangs von andern verdienen, setzt sie in Stand, ein Grundstück zu kaufen, und mit Beyhülfe dienstfertiger Nachbarn, und einigem Credit eine Pflanzung anzufangen. Auf diesem Wege sind viele arme Engländer, Irrländer, Schotten und Deutsche in wenig Jahren reiche Pachter geworden, da sie sich hingegen in ihrer Heimath, wo alles Land schon besetzt, und das Arbeitslohn geringe ist, niemals aus ihrer traurigen Lage hätten reissen können.

Gesunde Luft und Klima, Ueberfluß an guten Nahrungsmitteln, Gewißheit vom Ackerbau sich nähren zu können, welche aufmuntert, sich bey guter Zeit zu verheurathen, vermehren die Bevölke-

rung von Amerika sehr schnell. Zu der natürlichen Fruchtbarkeit der Nationen kömmt noch, daß fast täglich Fremde in ihren Schoos aufgenommen werden. Aus diesem Grunde wird das Bedürfniß nützlicher und nothwendiger Handwerker immer grösser, um den Landleuten ihre Häuser zu bauen, und gemeines Hausgeräthe, das man nicht aus Europa kommen lassen kann, zu verfertigen. Ein Mann, der hinlängliche Fertigkeit in dergleichen Handwerken hat, ist sicher, Arbeit vollauf und gute Bezahlung zu erhalten, zumal da man in Amerika nichts von Zunft- und Innungszwang weiß, und kein Gesetz den Fremden die Ausübung der Kunst, die sie verstehen, untersagt. Sind die Arbeiter arm, so fangen sie damit an, daß sie einige Jahr lang bey einem innländischen Handwerker, oder ums Tagelohn arbeiten, und sind sie mäßig, sparsam und fleißig, so bringen sie es bald so weit, daß sie für eigne Rechnung arbeiten, heirathen und nützliche Bürger werden können. Wenn Personen von mäßigen Glücksumständen, die viele Kinder haben, dieselben zur Arbeit aufziehen, und ihnen dadurch ein ehrliches Auskommen verschaffen wollen, so können sie zu dieser Absicht in Amerika manchen Vorschub finden, den man in Europa nicht hat.

In Amerika kann man, ohne dadurch in der Achtung andrer zu verlieren, jede Art von Handwerk lernen und treiben, und je geschickter man in seinem Fache ist, desto mehr wird man geehrt. Kleine Kapitale auf Grundstücke angelegt, welche von Tage zu Tage, in Verhältniß der wachsenden Volksmenge,

im Werthe steigen, geben eine gewisse Aussicht auf ansehnlichen Wohlstand, in welchem der Käufer seine Kinder hinterlassen kann. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat mehrmals gesehen, daß in den Gegenden der ehemaligen Gränze von Pensylvanien hundert Acker Land für vierzig Pfund gekauft wurden, die der Käufer nach zwanzig Jahren, jeden Acker für vierzig Pfund wieder verkaufte, weil seit der Zeit die Gränzen dieser Provinz weiter ausgedehnt worden sind. Der Acker ist in Amerika übrigens eben so groß, als in England und in der Normandie.

Seit einigen Jahren sind die europäischen Regenten aufmerksam darauf geworden, daß es ihnen großen Vortheil bringen würde, in ihren Staaten alle Arten von Produkten zu erzeugen, und alle Arten von Manufakturen anzulegen, um auf diese Weise die Einfuhr fremder Waaren zu vermindern, oder überflüßig zu machen. In dieser Absicht haben sie fremde Künstler, durch ansehnliche Vorschüsse, Privilegien und andre Aufmunterungsmittel in ihr Land zu ziehen gesucht. Viele Leute, die sich Geschicklichkeit genug zutrauten, große Manufakturen und Fabriken anzulegen, und in der Meynung standen, daß Amerika derselben bedürfe, und der Kongreß geneigt sey, so wie die europäischen Fürsten zu handeln, haben sich angeboten zu uns zu kommen, wenn man ihnen die Reisekosten vergüten, ein Stück Landes einräumen, Pensionen bezahlen, und auf gewisse Jahre ein ausschliessendes Privilegium ertheilen wollte. Diese Leute dürften aber

nur die Konföderationsartikel lesen, um sich zu überzeugen, daß der Kongreß weder Geld noch Macht hat, solche Projekte auszuführen, und daß dergleichen Vergünstigungen, wenn man sie ja ertheilt, blos von dem Gutbefinden der einzelnen Staaten abhängen. Aber dergleichen Fälle sind auch fast unerhört, und sehr selten ist der Efrolg glücklich gewesen. Das Land ist zur Zeit noch nicht zu dergleichen Unternehmungen vorbereitet, man kann unmöglich die zu Errichtung großer Manufakturen nöthigen Aufmunterungen geben, weil das Arbeitslohn so theuer und die Arbeiters eine Zeit lang zu behalten, sehr schwer ist, indem ein jeder gern seine eigne Wirthschaft bald anfangen will, und durch den niedrigen Preis der Grundstücke gelockt wird, sein Handwerk aufzugeben und vom Ackerbau zu leben.

Wenn bey uns einige Manufakturen guten Fortgang gehabt haben, so waren es immer solche, die wenig Hände fordern, und zum Theil durch Maschienen betrieben werden. Waaren, welche sehr ins Gewicht fallen, und dabey so geringem Werth haben, daß sie die Transportkosten nicht gut thun, läßt man lieber im Lande verfertigen, als aus Europa kommen, und der Gewinn von denselben ist überall beträchtlich, wo es genug Käufer giebt.

Man gewinnt in Amerika viel Wolle und Flachs, hievon aber wird nichts ausgeführt, sondern alles im Lande verarbeitet, und in der Hauswirthschaft verbraucht. In einigen Provinzen hat

man den Versuch gemacht, große Flachs- und Wollenvorräthe aufzukaufen, um viel Arbeiter zu beschäftigen, und große Waarenmagazine anzulegen; allein diese Unternehmungen scheiterten, weil die fabricirten Stoffe höher zu stehen kamen, als wenn man sie aus Europa verschrieben hätte. Da man die Regierung ersuchte, diese Manufacturen durch Geld, oder durch hohe Zölle auf die Einfuhr der nämlichen Art von Waaren zu unterstützen, so wurde dieses Gesuch abgeschlagen, weil man einsahe, daß dergleichen Anstalten, wenn die Landesart und Sitte sich mit ihnen vertrüge, den Unternehmern ohnehin vortheilhaft seyn würden, und daß es hingegen, wenn sie sich für das Land nicht schickten, thöricht seyn würde, die Natur zwingen zu wollen.

Große Manufacturen erfordern eine beträchtliche Anzahl armer Tagelöhner, die für geringen Lohn arbeiten. Solche Arme giebt es in Europa, aber in Amerika, wenigstens so lange noch nicht, bis die Besetzung und der Anbau aller Grundstücke die Klasse des Volks, die sich dem Ackerbau nicht widmen kann, nöthigen wird, eine andre Arbeit zu treiben.

Die Seidenmanufacturen, sagt man, sind Frankreich gleichsam natürlich, so wie die Wollenmanufacturen England. Warum? weil beyde Länder den rohen Stoff zu diesen Manufacturen in Menge erzeugen. Wollte England Seidenmanufacturen haben, wie es Wollenmanufacturen hat, und wollte Frankreich neben seinen Seidenmanufac-

turen auch große Wollenmanufacturen anlegen, so wäre dieses ein widernatürliches Projekt *), das man nur durch gegenseitige Verbote der Einfuhr oder unmäßig hohe Einfuhrszölle durchsetzen könnte. Hiedurch würde freilich den Fabrikaaten Gelegenheit verschafft werden, den Konsumenten höhere Preise zu machen; sie würden aber dabey im Grunde weder reicher noch glücklicher werden, sondern nur mehr trinken und weniger arbeiten.

Dieses sind die Gründe, weswegen man sich in Amerika durchaus weigert, dergleichen Projekte zu unterstützen. Daher können auch weder Kaufleute noch Fabrikanten dem Volke eine Schatzung auflegen. Will der Kaufmann die Schuhe, die er aus Europa kommen läßt, zu theuer verkaufen, so geht man zum Schuhmacher, und fordert dieser

*) Dieses bedarf einiger Einschränkung. Was die Seidenmanufacturen anbelangt, so zieht England alle, und Frankreich einen dritten Theil der benöthigten rohen Seide aus der Fremde. Für die Wollenmanufacturen lassen beyde Nationen sehr viel rohe Wolle aus Spanien kommen, wo man dieses Erzeugniß in großer Vollkommenheit gewinnt. Beyde Länder haben viel inländische Wolle; und obgleich England mehr von diesem Produkt erzeugt als Frankreich, so beweisen doch die feinen Tücher, welche Frankreich an die Fremden verkauft, daß Wollenmanufacturen daselbst gar nichts unnatürliches sind. Die englischen Seidenmanufacturen sind zu unbeträchtlich, als daß sie einen Handelszweig abgeben könnten: ihre Waaren werden nur von einigen Einheimischen gekauft.

für seine Arbeit zu viel, so geht man zum Kaufmann, und so müssen Kaufleute und Schuhmacher einander immer das Gleichgewicht halten. Alles mit gerechnet gewinnt indessen z. B. ein Schuhmacher in Amerika mehr als in Europa, denn dort kann er auf seine Arbeit einen Profit schlagen, der beinahe so groß ist, als die Kommissions= Fracht= und Assecuranzkosten, die der Kaufmann mit in Rechnung bringt. Eben so verhält sichs mit allen mechanischen Künsten und Gewerben. Diejenigen, welche sie treiben, stehen sich in Amerika, im Ganzen genommen, besser, als in Europa, und können sich etwas für ihre alten Tage und für ihre Kinder sammeln, je nachdem sie mehr oder weniger klug und haushälterisch sind. Solche Leute fahren also am besten dabey, wenn sie sich in Amerika niederlassen.

Bey den Nationen, die schon seit langer Zeit in Europa bestehen, sind alle Künste, Handwerke, Gewerbe ꝛc. schon mit so vielen Leuten besetzt, daß es dem Armen Mühe kostet, seine Kinder zu einem Gewerbe zu erziehen, das seinen Mann redlich nährt. Die Handwerker, welche sich fürchten, daß andre sie ums Brod bringen möchten, wollen keine Lehrlinge haben, wenn sie nicht für Lehre, Kost u. s. w. bezahlt werden, und so viel können die Eltern oft nicht aufbringen. Deswegen bleiben die jungen Leute unwissend, und müssen, um nur das Leben zu haben, Soldaten, Dienstboten oder Diebe werden.

In

In Amerika, wo die Bevölkerung so schnell zunimmt, haben die Handwerker keine Ursache, sich vor Nebenbuhlern zu fürchten, sie nehmen sehr gern Lehrlinge an, um von ihrer Arbeit, wenn sie das Handwerk gelernt haben, eine bestimmte Zeit hindurch Nutzen zu ziehen. Dieses ist für arme Familien ein sehr leichtes Mittel, ihren Kindern Unterricht zu verschaffen, denn die Handwerker wünschen so sehr Lehrlinge zu haben, daß sie sogar noch Geld oben drein geben, wenn ihnen Aeltern ihre Söhne von zehn bis funfzehn Jahren übergeben, um sie bis ins ein und zwanzigste Jahr als Lehrlinge zu behalten. Viele arme Leute haben bey ihrer Ankunft in Amerika auf diesem Wege eine hinlängliche Summe Geld erworben, um ein Grundstück zu kaufen, wo sie sich niederlassen und von dessen Ertrag sie und die ihrigen sich nähren konnten.

Die Lehrvergleiche geschehen vor der Obrigkeit, welche die Bedingungen nach der Billigkeit festsetzt, und da man die Absicht hat, dem Staate einen nützlichen Bürger zu erziehen, so macht sich der Meister schriftlich anheischig, die ganze bedungne Lehrzeit hindurch den Lehrling gut zu beköstigen, und in Kleidung, Wäsche, Wohnung u. s. w. freyzuhalten, ihm zu Ende der Lehrzeit eine vollständige neue Kleidung zu geben, ihn das Handwerk ganz zu lehren, und lesen, schreiben und rechnen lernen zu lassen, damit er zu seiner Zeit auch Meister und Hausvater werden könne. Man giebt dem Lehrling oder seinen Aeltern eine Abschrift von diesem Lehr=

brief, und der Magistrat läßt denselben zu Register bringen, damit der Meister, im Fall er sein Versprechen nicht halten sollte, zu dessen Erfüllung angewiesen werden könne.

Das Verlangen, welches die Meister haben viele Hände für sich mit Arbeit zu beschäftigen, bewegt sie auch wohl, die Reisekosten aus Europa für Personen beyderley Geschlechts herzugeben, welche sich bey ihnen, wenn sie an Ort und Stelle angelangt sind, auf ein bis vier Jahr in Dienste begeben. Diejenigen, welche schon ein Handwerk gelernt haben, vermiethen sich auf kürzere Zeit, je nachdem sie geschickt sind, und vortheilhafte Dienste leisten können: die aber noch kein Handwerk wissen, treten auf längere Zeit in des Meisters Dienste, welches billig ist, weil ihnen auf diese Art Gelegenheit verschafft wird, ein Handwerk zu lernen, das sie in ihrem Vaterland ihrer Armuth wegen nicht hätten lernen können.

Da die Glücksumstände der meisten Einwohner von Amerika nur mäßig sind, so ist jedermann genöthigt, ein Gewerbe zu treiben, das ihn ernährt. Hiedurch wird größtentheils den Lastern, welche aus dem Müßiggang entstehen, vorgebeugt; und Arbeit und kluge Anwendung der Zeit sind Wächter der Nationaltugend uud der guten Sitten. Selten wird die Jugend durch böse Beyspiele verdorben, und dieses muß nothwendig für die Aeltern eine sehr tröstende Vorstellung seyn. Ueberdies wird jede Religion nicht nur geduldet, sondern auch hoch-

geachtet, und ausgeübt. Atheismus ist etwas unbekanntes, Irreligion selten und verborgen. Viele Personen sind zu einem hohen Alter gelangt, ohne daß ihre Frömmigkeit durch den Anblick eines Atheisten oder Unglaubigen beleidigt worden wäre. Gott scheint durch die Wohlthaten, welche er über dieses Land verbreitet hat, offenbart zu haben, wie angenehm allgemeine Toleranz und Bruderliebe unter allen Sekten vor seinen Augen sind."

Von den Ursachen, welche dem Handelsverkehr zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten von Nordamerika hinderlich sind.

In Europa glaubt man, die Einwohner von Nordamerika wären eben so sehr für die englische Nation eingenommen, als der französischen abgeneigt, und darum könne der Handel zwischen Frankreich und den neuen Freystaaten nicht recht in Aufnahme kommen. Die englischen Zeitungsschreiber haben diese irrige Behauptung unzählig oft aus leicht begreiflichen politischen Ursachen wiederholt, und der Abbé Raynal hat ihr in seiner philosophischen Geschichte beider Indien das Siegel seiner Beredsamkeit aufgedrückt. Wie schädliche Folgen solche irrige Aussprüche eines Mannes haben können, dessen

Schriften so allgemein gelesen werden, habe ich im J. 1782 selbst erfahren.

Ich kam mit dem Schiffe le Comte D'Estaing, vom Herrn de Beaumarchais ausgerüstet, aus Europa nach Amerika zurück. In der Mitte des Novembers traf das Schiff zwischen den Vorgebürgen Virginien ein. Obgleich der Wind günstig genug war, um an den Ort unsrer Bestimmung nach Baltimore zu kommen, so mußte man doch einen Anker auswerfen, weil es an einem Lotsen fehlte.

Einige Schiffsofficiers, welche Raynals Buch gelesen hatten, behaupteten, die Amerikaner wären im Grunde ganz englisch gesinnt, und Feinde der Franzosen. Vergeblich bemühten sich die amerikanischen Passagiers das Gegentheil zu behaupten: die Officiers antworteten, das wäre gar nicht zu leugnen, denn — der Abbe Raynal selbst hätte es gesagt. Aus der Schwierigkeit einen Lotsen zu finden schlossen sie, die Bewohner der Küste würden es gern sehen, wenn das Schiff untergienge. Schon wollten sie auf eine vorbeyfahrende kleine Barke scharf schiessen lassen, weil nach ihren Seegesetzen, jede Barke auf den ersten Kanonenschuß am Bord kommen müßte. Der Kapitain hielt sie noch davon ab, gab sich aber dabey das Ansehen, als ob er diese gewaltthätige Handlung mehr aus Großmuth und Mäßigung als aus Pflicht verhinderte. Wir waren noch ziemlich weit von Hampton entfernt, wohin der Kapitain die Schaluppe schickte.

Endlich kamen zwey Lotsen: einen, welcher etwas krank war, brachte die Schaluppe mit, der andre kam auf einem Fischernachen.

Die Ursache, warum wir außerhalb der Vorgebürge keine Lotsen gefunden hatten; war keine andre als der Krieg. Die Engländer hatten an vielen Orten die Häuser der Lotsen niedergerissen oder verbrannt, und ihre Fahrzeuge weggenommen. Mittlerweile waren viele von diesen Leuten gestorben, andre hatten sich ins Innere des Landes zurückgezogen. Man hatte zwar wohl den Kanonenschuß auf dem Lande gehört, und geeilt, unserm Schiffe so bald als möglich zu Hülfe zu kommen, auch diente die Krankheit des einen Lotsen zur Entschuldigung; allein dieses alles konnte die französischen Officiers nicht von der Meynung abbringen, die sie aus Raynals Buche geschöpft hatten.

Wenn man einmal mit Vorurtheilen in ein Land kömmt, so sieht man alles in einem falschen Lichte. Kommt man dann wieder zurück, so will man auch erzählen, was man gesehen hat, und auf diese Art werden falsche Nachrichten bis ins unendliche verbreitet und vervielfältigt. Einige wenige unwissende Leute können so vieles verderben, als sehr viele kluge kaum wieder gut machen können.

Im April 1785 war ich in der Grafschaft York in Virginien. Jedermann war daselbst über einen englischen Kapitain äußerst aufgebracht, der am 12ten April das Jahrsfest des Sieges unter dem Admiral Rodney, unter Abfeurung der Kano-

nen, gefeyert hatte. An einem Gerichtstage ging ich durch die Stadt gerade zu der Zeit, wo sich die Leute, welche Geschäfte haben, auf dem Rathhaus zu versammeln, und auch die Schiffskapitains, welche Ladung für ihre Schiffe suchen, einzufinden pflegen. Man suchte den ebengedachten Kapitain überall, aber vergeblich; er war, weit von der Stadt, am Bord seines Schiffs geblieben, und man glaubte durchgängig, daß er ohne Ladung würde nach England zurücksegeln müssen. Eigentlich hatte er kein Gesetz beleidigt, nur der allgemeine Unwille der Einwohner war es, welchen er fürchten mußte.

In Amerika war es sonst durchgängig gewöhnlich, nach der Mahlzeit, so wie in England die Gesundheit des Königs auszubringen. Seit der Revolution sind an Georgs III. Stelle die vereinigten Staaten getreten; man trinkt jetzt zuerst auf ihr, und dann unmittelbar drauf, auf Ludwigs XVI. Wohlergehen. Ich habe mich an verschiednen Orten erkundigt, ob seit dem Frieden noch irgendwo Georgs III. Gesundheit ausgebracht würde; durchgängig aber habe ich erfahren, daß man diese Gesundheit nirgends, nicht einmal in Privathäusern höre. So geringfügig auch dieser Umstand scheinen mag, so beweist er doch die Gesinnungen der Nation deutlicher, als alles, was sich aus den Verhandlungen des Kongresses und der einzelnen Staaten schliessen läßt; denn diese können sich blos nach den Regeln der Staatsklugheit richten, da sich hingegen in Privatgesellschaften und besonders bey der Tafel, das Herz

ohne Verstellung, ganz so, wie es ist, zu zeigen pflegt. Wollen die Englischgesinnten auf Georgs III. Gesundheit trinken, so hätten sie weiter nichts als den Tadel ihrer Mitbürger zu fürchten, wenn sie es also dennoch blos aus dieser Besorgniß unterlassen, so beweist das doch wohl, daß die Gesinnungen der allermeisten Amerikaner, von denjenigen, die man ihnen beymißt, sehr verschieden sind.

Die französische Nation wird in Amerika geliebt: mit der englischen hingegen verhält sichs ganz umgekehrt, man muß dieses aber nur nicht auf alle Individuen ausdehnen. Die Amerikaner sind nicht so sehr von Vorurtheilen eingenommen, daß sie einzelne Personen anders als nach ihrem wahren Werthe schätzen sollten. Die Liebe zu der französischen Nation im Ganzen genommen, ist etwas ganz andres, sie beruht auf einem eben so gerechten als ehrwürdigen Grunde. Könnte Nationalsympathie hier zur Richtschnur dienen, so würde Amerika blos mit Frankreich, nicht mit England handeln.

Die Ursachen, welche jetzt dem Handel Frankreichs mit den vereinigten Staaten im Wege stehen, sind sehr zahlreich, und können unter verschiedne Klassen gebracht werden, wovon die vorzüglichsten folgende sind:

1) Der Generalpacht in Frankreich, welchem, so wie viele andre Gegenstände des Alleinhandels, auch der Tabak als das vornehmste Erzeugniß von Amerika, unterworfen ist.

2) Die Verwirrung, welche in den französischen Zollreglements herrscht, und zu vielerley Plackereyen Gelegenheit giebt.

3) Die Verschiedenheit der französischen und amerikanischen Handelsgesetze.

Nachstehende Ursachen sind nur als untergeordnete anzusehen, weil sie, wenn jene erstern gehoben würden, von selbst wegfallen müssen.

1) Die französischen Manufacturen im Ganzen genommen liefern ihre Waaren nicht so, wie man sie in Amerika braucht.

2) Die Preise der Waaren sind ungewiß, und dieses macht die Käufer muthlos.

3) Die Verschiedenheit der Sprachen.

4) Die Verschiedenhiet der Münzsorten, Gewichte und Maase.

5) Die Amerikaner stehen bey den englischen Kaufleuten und Manufacturisten in großem Vorschuß.

6) Die Engländer fahren listiger weise fort, den Amerikanern sehr viel zu kreditiren.

Außerdem ist noch auf einige andre Umstände Rücksicht zu nehmen, die ich hier erörtern will.

Die französischen Kaufleute, die während der Kriegsunruhen auf Amerika spekulirten, waren größtentheils in Umständen, die sie zu verwegnen Un-

ternehmungen antrieben; sie hatten die Hoffnung, sich dadurch aufzuhelfen, und durften nicht besorgen, ihre Lage noch mehr zu verschlimmern. Die ersten, welche nach Amerika handelten, waren nicht einmal Kaufleute, sie kamen aus den westindischen Inseln mit Waarenausschuß, den man ihnen, um nur davon befreyt zu werden, auf Kredit überließ. Peruckenmacherjungen und Aufwärter aus Kaffeehäusern, kamen mit einem kleinen Kram aus St. Domingo und gaben sich für Kaufleute aus. Ihre Waaren und ihre Personen konnten ihnen eben nicht zur Empfehlung gereichen. Oft habe ich mich genöthigt gesehen, meine Mitbürger zu belehren, daß man die Franzosen in ihrem Lande kennen lernen, nicht aber den Charakter dieser Nation nach den Landstreichern aus der niedrigsten Klasse, die auf der ganzen Erde herumwandern, beurtheilen müsse. In England verhält sichs gerade umgekehrt; der Pöbel bleibt im Lande, die Vornehmern nur reisen zum Vergnügen oder in Geschäften.

Während des Kriegs, wo bey so mancherley Handelsgefahren nur diejenigen dreist und viel wagten die wenig zu verlieren hatten, wollten sich große und vorsichtige Kaufleute nicht sehr mit dem amerikanischen Handel befassen; aus eben der Ursache waren auch die amerikanischen Kaufleute, die sich in Frankreich niederliessen, nicht von der ersten und vornehmsten Klasse. Hier und da fanden sich wohl einige gute Häuser zu diesem Handel, aber die meisten liessen sich in Spekulationen ein, die ihre Kräfte überstiegen, und ihre Verwegenheit oder

Unklugheit nebst dem Despotismus der französischen Regie, dem amerikanischen Papiergeld, und andern Umständen, machten, daß die meisten Unternehmungen zum größesten Nachtheil beyder Nationen scheiterten.

Gleich nach Unterzeichnung des Friedens wurden alle amerikanische Häfen und selbst das Innere des Landes mit englischen Waaren überschwemmt. Entweder aus Nationaleifersucht, oder aus übertriebnem Spekulationsgeist, verfuhren die englischen Kaufleute mit der grösseſten Unbesonnenheit. Sie zwangen gleichsam die Amerikaner, die an allem Mangel hatten, ihre Waaren auf Kredit zu nehmen. Viele ganz unbekannte Leute, die nicht auf den geringsten Kredit Anspruch machen konnten, erhielten ganze Schiffsladungen, die sie aufs Gerathewohl verschrieben hatten. Ein junger Mann, der gar kein Kapital hatte, und nicht wußte, wie er sich forthelfen sollte, suchte sich in den englischen Zeitungen fünf Handelshäuser aus, und schrieb an alle, um zu sehen, ob man ihm Kredit geben würde; und siehe da, zu seinem größten Erstaunen erhielt er fünf Schiffsladungen auf einmal. — Dieser ungeheure Kredit, den die Engländer den Amerikanern gaben, veranlaßte eine Menge Bankerouts in beyden Ländern, nur mit dem Unterschied, daß in England nur einzelne Häuser dadurch ruinirt wurden, in Amerika aber die nachtheiligen Folgen allgemein waren, indem dadurch der Handel in seiner vorigen Abhängigkeit von England erhalten, und das baare Geld aus dem Lande gezogen wurde.

Die englischen Kaufleute wenden alles mögliche an, um ihren Manufacturen einen Schwung zu geben, und die französischen herabzuwürdigen. Dahin gehört besonders, daß sie die besten Waaren aus allen europäischen Ländern für englisch, und die schlechtesten Artikel, wenn sie gleich in England fabricirt sind, für französische Waaren verkaufen. Die Franzosen sind so weit entfernt, sich diesem Betrug zu widersetzen, daß sie ihm vielmehr durch ihr eignes Beyspiel Glauben verschaffen. Hierüber habe ich mich in Amerika oft geärgert, und nachher noch mehr in Frankreich. Ein kluger Franzos sagte einmal zu mir: Die Engländer besitzen eine gewisse Nettigkeit in der Appretur und selbst im Einpacken ihrer Waaren, die man in Frankreich selten antrift. Sie verstehen die Kunst meisterlich, Zeitungslob zu ihrem Nutzen anzuwenden und Produkte andrer Länder unter englischen Namen auszupreisen. Die Koketterie, die wir im geselligen Leben ausüben, wenden sie auf Handelsgeschäfte an.

Der Mangel an Waaren, die sich für die Amerikaner schickten, ist eines von den untergeordneten Hindernissen des französisch amerikanischen Handels, die ich oben erwähnt habe. Während des Kriegs war den Amerikanern alles gut genug und willkommen, aber das währte nicht lang genug, um die Gewohnheit, welche so mächtig ist, auszurotten. Nach dem Frieden brachten einige französische Kaufleute Muster von amerikanischen Waaren für die Fabrikanten mit nach Frankreich; allein diese waren nicht dahin zu bringen, daß sie ihre gewöhn-

liche Art zu arbeiten abgeändert hätten. Darüber darf man sich auch gar nicht wundern; aller Anfang und jede Reform ist schwer, lästig und kostbar. Ueberdies gehört zu allen neuen Unternehmungen die Aussicht auf einen gewissen, ansehnlichen und dauerhaften Gewinn.

Kenntniß der Handelssprache ist ein sehr wesentlicher Umstand. Entweder weil man sich nicht verstand, oder aus andern Ursachen, haben die Amerikaner oft Anlaß gefunden, sich zu beschweren, daß die Waaren, die sie aus Frankreich erhielten, nicht von der Beschaffenheit waren, wie sie dieselben gewünscht hatten; sie liefen immer Gefahr, sich neuen Verirrungen ausgesetzt zu sehen. Eine zuverläßige und beständige Korrespondenz ist schlechterdings bey einem Handel nothwendig, wo der Gewinn nur mittelmäßig, aber gewiß dauerhaft, und nicht blos auf außerordentliche glückliche Ereignisse gegründet ist. Die englischen Kaufleute nehmen mit einem mäßigen Profit vorlieb, wenn er nur mäßig ist, und lassen sich nicht von der betrüglichen Hoffnung einen großen Coup zu machen, hinreißen. Wenn der Amerikaner Waaren aus England verschreibt, so braucht er nicht erst über den Preis derselben zu akkordiren. Das muß er aber thun, wenn er aus Frankreich Waaren haben will, weil da der Unterschied des Preises bey verschiednen Kaufleuten oft zwischen dreyßig und vierzig Procent beträgt.

Die Amerikaner sind den Engländern sehr viel schuldig, und dadurch werden sie von ihnen in

Handelsangelegenheiten abhängig, wie dieses der Schuldner immer von dem Gläubiger ist. Um den übeln Folgen, welche dieses haben muß, und besonders den daher entstehenden Hindernissen des Handels mit Frankreich abzuhelfen, müsse man dem Handel neue Kanäle eröffnen, und hierüber müßten die vereinigten Staaten und die Regierungen der Länder, mit welchen America handeln will, vor allen Dingen einig werden.

Dem Handel mit Frankreich ist auch die Verschiedenheit der Handelsgesetze hinderlich. So ist z. B. ein mündliches Versprechen, zu bezahlen, in America völlig rechtskräftig und verbindlich; in Frankreich muß es schriftlich abgefaßt seyn, wenn die Summe mehr als hundert Livres beträgt. Noch mehr schadet die verwickelte Verfassung des französischen Mauth= und Zollwesens. Ueber der Menge kleiner Abgaben, geht erstaunlich viel Zeit verlohren. Der Kaufmann ist dabey immer in Gefahr, etwas gegen die Verfassung zu thun, große oder geringe Strafen bezahlen zu müssen, und mancherley Unannehmlichkeiten zu erfahren, die ihn geneigt machen, die Handlung, so bald als er kann, aufzugeben. Diese Neigung wird besonders auf Seiten der Franzosen noch durch gewisse Vorurtheile bestärkt. — Niemand zweifelt jetzt mehr daran, daß der Wohlstand einer Nation auf dem Ueberfluß aller Lebensbedürfnisse, und auf dem Genusse der Bequemlichkeiten beruhe, um sich aber diese zu verschaffen, wird kluge Betriebsamkeit erfordert, welche die Naturerzeugnisse und den Kunstfleiß bestmöglichst zu

benutzen weiß. Diejenigen, welche dazu durch Arbeit und nützliche Erfindungen das meiste beytragen, sind die größten Wohlthäter ihres Vaterlandes. Man eröffne ihnen nur den Weg, der zur Ehre führt, und man wird bald sehen, wie schnell sie sich vervielfältigen. Aber unglücklicher Weise fehlt sehr viel daran, daß es so seyn sollte. Spricht man von einem verdienten Manne, so hat der Beyfall derjenigen, welche es mit anhören, das Ansehen einer besondern Gnadenbezeigung, und es scheint, als ob man ihnen dafür, daß sie dem Manne Gerechtigkeit wiederfahren lassen, noch obendrein großen Dank wissen müßte. Spricht man aber von einem reichen Müßiggänger, so äußert jedermann Ehrerbietung gegen ihn, und das um desto mehr, je größer seyn Reichthum, sein Rang und die Anzahl seiner Ahnen ist *). Das Verlangen geehrt und vorgezogen zu werden, ist dem Menschen natürlich, aber die Mittel, dieses Verlangen zu befriedigen, hängen blos von altem Brauch und Herkommen ab. Man treffe hier eine Aenderung, und die Folgen werden ganz anders werden. Nichts ist leichter als dieses; die Schwierigkeit beruht nur auf dem Abscheu gegen Neuerungen, und auf dem Particularinteresse einzelner Personen, welches nur allzuoft mit dem allgemeinen Besten im Widerspruch steht.

Der größte Vorwurf, den man den Gesetzgebern machen kann, ist dieser, daß sie natürlichen

*) Ein Bürgerlicher, der von seinen Renten lebt und nichts thut, heißt in Frankreich ein Mann, der adlich lebt. Welcher Adel!

Meynungen entgegengearbeitet haben, anstatt sie zu lenken. Dadurch haben sie ihre Systeme nicht beliebt, sondern verhaßt gemacht. Ich wünschte, man möchte den Reichthum nützlich zu machen wissen, anstatt ihn dem Besitzer lästig und der Gesellschaft schädlich zu machen. Reiche können eher und leichter als andre dem Staate nützen, und das werden sie, so bald nur der Gesetzgeber es will. Es dürfen nur die Vorzüge, wornach der Mensch so begierig ist, der Lohn seiner Dienste werden. Denn würden die Reichen anstatt ihr Leben Vergnügungen aufzuopfern, die der Misbrauch unschmackhaft macht, sich bestreben den Ackerbau, die Künste, die Handlung und die Wissenschaften zu unterstützen und zu befördern. Wie viel wichtige große Entdeckungen liessen sich nicht erwarten, wenn Leute, die Muße und Freyheit hätten, die Mittel, welche sie besitzen, anwendeten, Versuche zu machen. Dann würden die Glücksgüter, die jetzt Sittenverderbniß und Müßiggang nähren, und deren Misbrauch den schlechtbelohnten Fleiß muthlos macht, zu Unternehmungen den Weg bahnen, welche die Arbeit vortheilhafter machten und versüßten.

Es ist nicht genug, die Naturerzeugnisse und die Industrie so vortheilhaft als möglich zu benutzen; sondern es ist auch wesentlich nothwendig, nichts zu unterlassen, um ihre Produkte vortheilhaft auszutauschen. Die Verschiedenheit des Bodens und des Himmelsstrichs, und viele andre Umstände treffen zusammen, um den großen Unterschied zu bewirken, den man zwischen

den Produkten der Erde, und den Werken der Kunst wahrnimmt. Je klüger und zweckmäßiger die Arbeit ist, durch welche beyde gewonnen werden, desto nützlicher und häufiger sind die Produkte. Steht aber die Arbeit mit der Natur im Widerspruch, so erfolgt gerade das Gegentheil. Der Tauschhandel ist nothwendig, damit sich jeder auf die nützlichste Art beschäftige. Noch nothwendiger wird er, um die schlimmen Folgen schlechter Erndten zu vermeiden, die außerdem zu der fürchterlichsten Größe anwachsen würden.

Die Umsetzung und Vertauschung der Waaren geschieht durch die Kaufleute. Ihr Gewerbe erfordert viel Klugheit, viel Erfahrung und Vermögen. Gern setzt der Mensch das alles dran, wenn nur Achtung und Ehre der Lohn seiner Bemühungen ist. In Frankreich erwirbt man den Adel durch Bedienungen, die größtentheils nicht sehr nützlich, oder gar überflüssig sind; hingegen verliert man den Adel, wenn man Handlung treibt. Bretagne ist die einzige Provinz in diesem großen Reiche, wo Kaufmannschaft des Adels nicht verlustig macht, sondern ihn nur gleichsam suspendirt, so daß man wieder ein Edelmann wird, sobald als man die Handlung aufgiebt. Selbst die Akte, wodurch man in den Adelstand zurücktritt, ist so abgefaßt, als wollte man dadurch beurkunden, daß die Kaufmannschaft beschimpfe.

Man sieht leicht ein, wie schädlich ein solches Vorurtheil für eine Nation seyn muß, die gewiß

wiß nicht weniger, als jede andre, nach öffentlicher Achtung begierig ist. Sehr natürlich ist es, daß in Frankreich der Kaufmann, sobald er reich geworden ist, eilt, seine Handlung aufzugeben, und das thut er alsdenn gerade zu der Zeit, wo er erst durch seine Erfahrung und durch sein Vermögen recht viel Nutzen stiften könnte. Um sich desto eher den Geschäften entziehen zu können, zieht der Kaufmann große und einträgliche, aber gewagte Speculationen einem mittelmäßigen aber gewissen Gewinn vor. Die Geringschätzung des Handelsstandes veranlaßt nothwendiger Weise sehr oft Unternehmungen, welche den Grundsätzen der Ehre zuwider sind, und die man oft unbilliger Weise dem Nationalcharakter der Franzosen beymißt.

Meine Leser werden mir nun wohl nach dem allen nicht zumuthen, daß ich die Frage erörtere, ob es besser sey, Kaufleute und Künstler aufzumuntern, welche durch Erfahrung und Vermögen im Stande sind, ihr Gewerbe zu vervollkommnen und zu erweitern, oder ob man den Wahn unterhalten müsse, daß der Müßiggang, der an sich so unnütz, und durch gegebnes Beispiel so schädlich ist, den Vorzug vor jenen nützlichen Gewerben verdiene.

Ich komme von dieser Abschweifung zu meinem Hauptgegenstand zurück. Die Unkosten, welche die vielen Handelsreglements in Frankreich verursachen, mögen, einzeln genommen, auch noch so klein seyn, so werden sie doch in der Summe dadurch sehr beträchtlich, daß sie so häufig vorfallen.

Bedenkt man, wie wenig davon in den königlichen Schatz fließt, so begreift man leicht, daß einige von diesen Misbräuchen vor Alters durch Unwissenheit eingeführt, andre aber nach und nach unter Begünstigung eines Privatinteresse einzelner Personen eingeschlichen sind. Was hier am meisten anstößig und beleidigend ist, ist nicht etwa bloß der Eigensinn und der Despotismus der Einnehmer, die immer bereit sind, Gewalt zu brauchen. Denn wenn es zuweilen geschieht, daß sich diese Leute in der Person des Mannes irren, mit dem sie zu thun haben, so sieht man sie oft in einem Augenblicke von dem unerträglichsten Uebermuth zu der kriechendsten Niederträchtigkeit übergehen, die noch widriger ist, und sie in den Augen eines ehrliebenden rechtschaffenen Mannes noch verächtlicher, als selbst ihre Unbescheidenheit macht. Wenn nun Zeitverlust und Bedrückungen, die natürlichen Folgen der hier gedachten Misbräuche, selbst der Einheimischen unerträglich sind, wie viel lästiger müssen sie nicht erst den Fremden seyn, die an solchen Handelszwang in ihrem Lande nicht gewohnt sind?

Bücher sind in America ein sehr beträchtlicher Handelsartikel; denn da die Druckerkosten daselbst sehr groß sind, so ersparen die Buchhändler etwas ansehnliches dabei, wenn sie die Bücher aus England verschreiben, und die Autoren, wenn sie ihre Werke daselbst drucken lassen. Man machte vor einiger Zeit einen Versuch, diesen Vortheil Frankreich zuzuwenden, und viele angesehene Personen bemühten sich, zu zeigen, wie vortheilhaft

die Ausführung dieses Vorhabens seyn würde, wenn nur alle Hindernisse aus dem Wege geräumt werden könnten. Die erste Probe sollte mit einem Buche gemacht werden, wovon man sich aus guten Gründen versprach, daß es in ganz Amerika gekauft und gelesen werden würde: und zugleich hätten die Amerikaner dadurch einen Begriff vom französischen Druck bekommen. Dem ungeachtet mußte das Buch einem Censor übergeben werden, der um zweier Worte willen viele Schwierigkeiten machte. Nach langem Aufschub und vielerley Verdrieslichkeiten wurde endlich die Erlaubniß zum Druck gegeben, aber es mußte Caution gestellt werden, daß kein Exemplar davon im Königreiche bleiben sollte.

Hätte man durch Erfüllung dieser Bedingung alle Schwierigkeiten ein für allemal gehoben, so wäre es rathsam gewesen, sich darein zu fügen: da aber die nämlichen unangenehmen Weitläuftigkeiten auch in Zukunft jedesmal, wenn man ein Buch in Frankreich drucken lassen wollte, von neuem zu befürchten waren, so wurde das Projekt ganz aufgegeben. Wenn auch die Druckkosten in Frankreich viel geringer wären, als sonst irgendwo, so wäre es doch einem Amerikaner, der über tausend Meilen von Frankreich entfernt ist, nicht wohl zuzumuthen, daß er sein Manuskript auf die Gefahr verloren zu werden, und mit der gewissen Erwartung, aufgehalten zu werden, und seinen Freunden beschwerlich zu fallen, durch so viele Hände ge-

hen ließe. Wenn die Verfassung dem Handel so sehr im Wege steht, so darf man es seinem Bundsgenossen wohl nicht verdenken, wenn er sich an andre wendet.

Die französische Nation zeichnet sich durch Erfindsamkeit und Kunstfleiß aus. Dieser hat sich von Frankreich aus, seit dem unglückseligen Wiederruf des Edikts von Nantes zum größesten Schaden für Frankreich auf andre europäische Länder, und besonders auf England ausgebreitet. Bedenkt man nun, daß in Frankreich, der Betriebsamkeit der Nation, und des geringern Arbeitslohns ungeachtet, verschiedne Waaren, deren rohen Stoff man noch dazu daselbst wohlfeiler hat, ungleich theurer als in England sind, so wird der Wunsch rege, daß die französische Regierung endlich einmal den Misbräuchen abhelfen möchte, welche machen, daß Frankreich in verschiedenen Handelszweigen die Konkurrenz mit England nicht aushalten kann.

Das größeste Hinderniß des Handels zwischen Amerika und Frankreich, ist das Monopol in diesem letzten Lande, eine nothwendige Folge der verpachteten Einkünfte. Der Handel kann nie zu einem gewissen Flor kommen, wenn es nur einen Käufer oder nur einen Verkäufer in einem Lande giebt. Frankreich leidet durch das Tabaksmonopol einen ungeheuern Verlust. Zu Anfang des Jahrs 1785 schloß die französische Ferme mit Hrn. Robert Morris einen Kontrakt für eine jährliche Lieferung von 20000 Fässern Tabak, jedes Faß im

Durchschnitt auf tausend Pfund berechnet. Für jeden Zentner sollten 36 Livres bezahlt werden. Nun sollte man denken, daß solche ins Große gehende Lieferungen einen ausgebreiteten Handel zwischen beiden Ländern einleiten müßten, allein, es geschieht gerade das Gegentheil. Würde der Tabak von französischen Kaufleuten ausgeführt, oder für ihre Rechnung von den Amerikanern geliefert, so würde der Werth desselben in Waaren bezahlt werden, und beyde Theile würden durch Tausch und Abrechnung ihren Vortheil finden. Die Ferme aber, welche eigentlich keine Handlung treibt, bezahlt alles in Gelde, und giebt nicht für einen Sol französische Produkte oder Manufakturwaaren. Wollte man nun glauben, daß die Amerikaner, die an baarem Gelde Mangel leiden, bey dieser baaren Bezahlung ihre Rechnung finden müßten, so würde man sich sehr irren. Das Geld geht in Wechseln, oder baar nach Großbritannien, um damit die Waaren zu bezahlen, welche dieses Land nach Amerika schickt. Hiebey nun verliert Frankreich die Gelegenheit seine Waaren abzusetzen, sein Geld geht nach England und Amerika, kann sich nicht so, wie es wünschte, von den Handelsverbindungen mit England losmachen, um mit Frankreich mehr zu handeln. Ueberdieß leiden die Amerikaner dadurch, daß die Anzahl der Käufer durch dergleichen Lieferungen eingeschränkt wird. Ganz irriger Weise haben sich einige Personen eingebildet, daß derjenige, der durch einen Kontrakt sich verbindlich gemacht hat, eine Sorte von Waaren in großen Quantitäten aufzukaufen, und für baare Bezah-

lung zu liefern, am Kredit sehr gewinnen müsse. Es geschieht vielmehr gerade das Gegentheil. Ein Käufer, der so viel Nachdruck hat, daß er alles baar bezahlen, und Vorschüsse thun kann, der hat allezeit überflüßigen Zulauf von Verkäufern. Er benutzt ihre Bedürfnisse zu seinem Vortheil, und da kann natürlich eine Waare nicht so im Preise steigen, als außerdem geschehen seyn würde, wenn man den Handel ganz frey sich selbst überließe.

Die französische Regierung sieht die Richtigkeit der hier vorgetragenen Bemerkungen wohl ein, und um die nachtheiligen Folgen so viel als möglich zu verhüten, ohne gleichwohl einen Eingriff in die mit der Ferme geschlossenen Verträge zu thun, hat letztere Befehl erhalten, in den bis zu Ablauf des Kontrakts noch übrigen zwey Jahren jedes Jahr in Frankreich funfzehntausend Fässer Tabak für den mit Herrn Morris stipulirten Preis zu kaufen, und diese sollen auf französischen oder amerikanischen Schiffen transportirt werden.

Führte man allgemeine, und auf alle Natur- und Kunstprodukte ausgebreitete Handelsfreyheit ein, und würden in jedem Lande die Ein- und Ausgangszölle abgeschafft, so würden alle Nationen die glücklichen Folgen einer solchen Revolution erfahren. Die Kriege würden sehr selten werden, vielleicht ganz von der Erde verschwinden, und man würde sich nicht mehr bestreben, durch krumme Wege Betrügereyen und verwegne Unternehmungen sein Glück zu machen. Der Müßiggang würde unter den Menschen abnehmen, der Kunstfleis im-

mer höher steigen, mit einem Worte, die Menschen würden unendlich besser werden.

Wäre nur eine große und mächtige Nation so weise, dieses System anzunehmen, so würde sie unermeßlichen Vortheil davon haben; alle Hindernisse, welche andre Nationen dem Handel entgegensetzten, würden nicht vermögend seyn, der Vermehrung ihres Reichthums, ihrer Bevölkerung und ihrer Macht zu schaden.

Wie widersinnig verwickelte Systeme sind, wie nützlich eine einzige direkte Abgabe, und wie unmöglich es für einen Staat ist, ohne völlige Freyheit des Handels und des Kunstfleißes einer dauerhaften wahren Glückseligkeit zu genießen, das sind Wahrheiten, welche von französischen Schriftstellern in ein helles Licht gesetzt worden sind, und die jetzt endlich einmal über den lächerlichen kindischen Spott der Unwissenden, und über die Kabale des Eigennutzes zu siegen beginnen *).

*) Die Sucht, durch sinnreiche Wortspiele in Gesellschaften zu glänzen, und bösartiger Neid haben diesen verehrungswürdigen Männern, welche wahre Wohlthäter der Menschheit waren, den Namen der Oekonomisten gegeben, um sie in dem nachtheiligen Licht einer Secte vorzustellen. Bedenkt man, wie viele große herrliche Wahrheiten anfangs verachtet wurden, die jetzt kein Mensch bezweifelt, so sollte man es fast für unmöglich halten, daß es noch Menschen giebt, die unverschämt genug sind, etwas lächerlich zu machen, was sie nicht begreifen.

„Aber, sagt man, England hat ein so verwickeltes Finanzsystem, und dem ungeachtet befindet sich dieses Land in dem ausgezeichnetsten Wohlstand.“

Ein schlechtes System kann gut seyn in Vergleichung mit andern, die noch schlechter sind, und ein sehr mittelmäßiger Wohlstand kann in Vergleichung mit andern sehr groß scheinen.

Unläugbar schaden Auflagen dem Nationalglück desto weniger, je besser sie eingerichtet sind; hievon überzeugt uns die tägliche Erfahrung.

Was natürliche Vortheile anbelangt, in Mannichfaltigkeit und Vortreflichkeit der Producte, und in der Lage, hat Frankreich einen sehr großen Vorzug vor Großbritannien. Es hat beynahe doppelt so viel Flächeninhalt als Großbritannien und Irrland zusammen, und die Bevölkerung beträgt mehr als das doppelte Großbritanniens Nationalschuld ist größer, als die französische, der Ertrag seiner Auflagen wird zu Bezahlung der Interessen und zu Bestreitung der ordentlichen Staatsausgaben angewendet, und neuerlich hat der Finanzminister sogar eine Million Ueberschuß von den Einkünften angegeben. In Frankreich ist der Ertrag der Auflagen um vieles größer als in England, und gleichwohl nicht hinreichend, die ordentlichen Staatsausgaben, und die Zinsen der Staatsschuld zu bestreiten. An sich selbst sind die Auflagen nach Verhältniß um zwei Drittel geringer, als in England, und dem ungeachtet für die Nation weit

drückender. Woher nun dieser Unterschied? Die Ursachen sind leicht zu finden.

Fürs erste ist das Finanzsystem in England nicht so verwickelt, als in Frankreich. Obgleich die Taxen in England sehr mannichfaltig sind, so gehen doch ihre Abtheilungen und Unterabtheilungen nicht so ins Unendliche, und es werden nicht so viele Bedrückungen unter so mancherley Namen zum Nachtheil der Betriebsamkeit ausgeübt. In England giebt es keine Reglements und Verbote, welche dem Ackerbaue Fesseln anlegten. Die Abgaben treffen den Luxus, da sie hingegen in andern Ländern die nothwendigsten Bedürfnisse beschweren. So werden z. B. in Frankreich Abgaben von Wagen und Fuhrwerken aller Art, nur von dem bezahlt, der keine eignen hat, und der Reiche geht frey aus: in England aber wird die Wagentaxe nur von den Reichen bezahlt.

Zu den Beschwerden, die England gar nicht, Frankreich aber nur allzusehr fühlt, gehören die Bedrückungen, wozu die inländischen Zölle Gelegenheit geben, so wie auch die große Verschiedenheit der Zölle in den verschiednen Provinzen. England ist nicht ganz frey von ausschließenden Privilegien, aber Frankreich leidet darunter mehr, als man vielleicht glauben sollte. Man hat oft gesagt, wenn Frankreich seine natürlichen Vortheile benuzzen wollte, so würde es ganz Europa fürchterlich werden. Ich glaube vielmehr, daß Frankreich in diesem Falle andern Nationen durch sein Beispiel nützlich werden würde; denn die Klugheit, welche

natürliche Vortheile zu benutzen weis, verträgt sich nicht mit dem unsinnigen Verlangen, sich fürchterlich zu machen, und ihre Wirkung würde keine andre als Hochachtung, nicht Furcht seyn.

Noch ein Paar Worte über das französische Tabaksmonopol. Das Interesse einer Kompagnie ist allezeit dem Interesse einer Nation fremd, und oft nachtheilig. Das Verdienst der einzelnen Personen, welche zu einer solchen Gesellschaft gehören, kann die Fehler ihrer Einrichtung selbst nicht gut machen: so wachsam sie auch seyn mögen, so können sie doch die unrechtmäßigen Schritte ihrer Geschäftsträger nicht hindern. Wenn auch z. B. die französische Regierung Befehl gäbe, daß die Ferme, nach Erlöschung des mit Morris geschlossenen Kontrakts, allen Tabak in Frankreich kaufen müste, so würde das Uebel dadurch gewiß nicht gehoben, höchstens nur vermindert werden.

Die Verkäufer büßen allezeit ein, wo nur ein Käufer ist; eben so leiden auch die Käufer, wo nur ein Verkäufer da ist. Es giebt ja so viel Mittel, die Verkäufer, da wo keine Konkurrenz statt findet, unter den Gehorsam des Käufers zu zwingen! Der Käufer zieht Nachricht ein, welcher Kaufmann es am nöthigsten habe, seine Waaren loszuschlagen, er giebt vor, man habe ihm die nämlichen Waaren für einen geringern Preis angeboten, er stellt sich, als brauche er nicht zu kaufen, und am Ende muß ihm der Verkäufer wohl gar noch dafür danken, daß er ihm den Vorzug vor andern zu geben scheint, da er, der Käufer, hie-

durch doch nur Zeit gewinnt, andre eben so zu hintergehen.

Sollten sich die Verkäufer mit einander verstehen, dem Monopol des Käufers die Spitze zu bieten, so kann dieser sie doch hintergehen, indem er so wie ehedem, den Tabak aus England kommen läßt, und die schlechtesten Sorten aus diesem Lande kann er wohlfeil einkaufen, ohne davon Schaden zu haben, weil überall, wo beym Verkauf keine Konkurrenz statt findet, die Waaren auch nicht liegen bleiben.

Wollte die französische Regierung befehlen, daß aller Tabak in Frankreich gekauft werden müßte; — wer wollte da eine mächtige Gesellschaft hindern, was sie will, und woher sie will, kommen zu lassen, zumal wenn sie diejenigen, welche zu Verhütung des Schleichhandels bestellt sind, in ihr Interesse zu ziehen weis?

Die französischen Kaufleute würden zwar ihren Tabak in fremde Länder schicken können, allein der Zeitverlust, die neuen Frachtunkosten, und andre Unbequemlichkeiten würden sie in Vergleichung mit denjenigen, die ihre Waare aus der ersten Hand erhielten, in eine sehr üble Lage setzen. Wenn der Handel einmal abgeleitet und niedergedrückt ist, so wird er nur mit vieler Mühe wieder hergestellt; er ist nicht wie eine Möbel, die man nach Gefallen hin und her schaffen kann.

Wollte die französische Regierung die Eingangszölle fernerhin bestehen lassen, so müßten sie

auf die Gränzen eingeschränkt werden, und dem inländischen Handel nicht zur Last fallen. Wenn alsdann fremde Waaren den Eingangszoll entrichtet hätten, so müßten sie eben so wie inländische Waaren betrachtet, und nach Belieben gekauft und verkauft werden dürfen. In England befolgt man schon diese Methode: die Eingangszölle vom Tabak sind daselbst sehr einträglich für die Regierung, und Handlung und Kunstfleis werden durch Umsatz der Waaren aufgemuntert, weil die Konkurrenz einen jeden nöthigt, seine Produkte und seine Arbeit bestmöglichst zu benutzen, und allezeit die beste Waare die meisten Abnehmer findet. Man hat eingewendet, in Frankreich lasse sich das nicht wohl thun, was in Großbritannien geschieht, weil man auf dem festen Lande nicht so leicht als in einer Insel den Schleichhandel verhüten kann. Wenn das wahr ist, wie will man denn verhindern, daß die Agenten der französischen Ferme keinen Tabak aus England kommen lassen. Ueberdies ist es, nach dem, was ich oben gesagt habe, gewiß, daß man es diesen Leuten nicht verwehren kann, Schleichhandel zu treiben, und was andre Kontrebandiers anbelangt, so würde es, wenn die Regierung die Summe, welche sie im Innern des Landes an die Zollbedienten verschwendet, auf die Aufsicht an den Gränzen wendete, unmöglich seyn, eine beträchtliche Menge verbotner Waaren einzubringen.

Die Folgen der neuen und verbesserten Zoll- und Handelsordnung würde diese seyn, daß Frankreich mehr, als jetzt die Pächter bezahlen, gewin-

nen, und die Privatleute dem ohngeachtet, wegen der Konkurrenz der Verkäufer, bessern Tabak in wohlfeilern Preisen kaufen würden. Das Königreich würde jährlich blos durch den Umsatz der Waaren mit Amerika, im Durchschnitt ungefähr für funfzig Millionen mehr ausführen, als bisher, und vom Verkauf des fabricirten Tabaks an Fremde großen Vortheil haben.

Unter allen Feinden, welche Unwissenheit und Bosheit der Handlung und den Kunstfleis erweckt haben, ist keiner fürchterlicher, als der Alleinhandel, wenn er durch Gesetze bestätigt ist. Wo es Monopole giebt, da kann weder Betriebsamkeit noch Handlung blühen, und so lange als jene bestehen, sind alle Aufmunterungen ganz vergeblich angewendet.

Von der Nationalschuld und dem Handelskredit der amerikanischen Staaten.

In dem Kriege von 1756. hatten sich die amerikanischen Kolonien, um Großbritannien zu unterstützen, eine Schuldenlast von ungefähr zehn Millionen Pfund Sterl. aufgebürdet. Zwischen dem im Jahr 1763 geschlossenen Frieden, und dem Anfang der Revolution vergingen nicht viel über zehn, gleichwohl war des harten Handels-

zwanges ungeachtet, die Schuld der Kolonien in diesem kurzen Zeitraum beinahe ganz getilget. Das beweißt schon hinlänglich, wie wenig bedeutend die gegenwärtige Nationalschuld der vereinigten Staaten, in Vergleichung mit ihren Ressourcen ist. Die auswärtige Schuld beträgt noch nicht eilf, und die einheimische nicht über vier und dreyßig Millionen Piaster; und zu Tilgung der letztern wird man vermuthlich das Geld vom Verkauf einiger Ländereyen anwenden, welche verschiedne Staaten besonders Virginien, der Union abgetreten haben. Die Taxen sind jetzt sehr niedrig, und mehr als hinreichend, nicht nur die Zinsen der Schuld, sondern bald auch das Kapital abzutragen, weil die Bevölkerung und der Werth der Grundstücke immer mehr zunimmt. Die Staatsausgaben der einzelnen Staaten betragen wenig, und die der Konföderation jährlich noch nicht einmal 28000 Pfund Sterling. Wenn Amerika bisher noch wenig zu Tilgung seiner Schulden gethan hat, so darf man hieraus nicht gerade auf die Zukunft schliessen. Der Krieg hat größere Verheerungen angerichtet, als man insgemein glaubt. In Virginien allein beträgt der erlittene Schaden, nach einem sehr mäßigen Anschlag über drey Millionen Pfund Sterling. Es gehört natürlicher Weise Zeit dazu, um alles wieder in Ordnung zu bringen.

Man war in Amerika gewohnt, alle Manufakturwaaren aus Großbritannien und Irrland zu ziehen, und nie hatte man sich eingebildet, daß ein Krieg mit diesem Reiche ausbrechen könnte. Die-

ser mußte endlich angefangen werden, und zwar zu einer Zeit, wo es an Pulver, Ammunition, Geld, kurz an allem fehlte. Virginien konnte kaum viertausend Pfund Sterling aufbringen, um dafür in den benachbarten Inseln Schießpulver zu kaufen. — In ganz Amerika waren die Particuliers den englischen Kaufleuten und Manufakturisten ungeheure Summen schuldig. Die Staaten wurden eins, die Einfuhr aller Englischen Waaren zu verbieten, hingegen ließen sie die Ausfuhr nach England ein ganzes Jahr frey, damit alle Schulden an die Engländer in dieser Zeit so viel möglich, abgetragen werden könnten. Man raffte alles Geld zusammen, was man bekommen konnte, und schickte es nebst den Waaren an die Brittischen Gläubiger, indem man auf diese Weise alle politische Rücksichten der Redlichkeit aufopferte. Das haben die Englischen Kaufleute selbst öffentlich gestanden; nunmehr aber behauptet man, die Revolution hätte den Nationalcharakter der Amerikaner verdorben. Das soll besonders der große Zufluß von Fremden, die sich bey uns niedergelassen, bewirkt haben. Allein die meisten von denjenigen, die in Amerika geblieben, sind deutsche Soldaten; von diesen zählt man nur in vier Grafschaften von Virginien ungefähr dreyhundert, und diese stehen durchgängig in dem Rufe, sehr wackre Leute zu seyn. Was die Alliirten der Amerikaner anbelangt, so war ihr Betragen allezeit sehr rühmlich und exemplarisch. Wäre der Fall aber umgekehrt gewesen, und hätte uns die Handlung den Abschaum aller europäischen Nationen zugeführt, so

hätte dieses doch wohl nicht so schnell wie die Pest die ganze Nation anstecken können!

Die Feinde und Neider der Amerikaner thun alles mögliche, um Verläumdungen gegen sie auszubreiten. Man glaubt, dieses schade dem Kredit, welcher zur Handlung unentbehrlich ist. Amerika würde Ursache haben sich Glück zu wünschen, wenn sein Kredit durch diese Verläumdungen Schaden litte. Denn gerade der Kredit, welchen wir in Europa haben, ist uns sehr schädlich, und ein Gift der Oekonomie. Wenn man Waaren sehr leicht auf Kredit haben kann, so geschieht es nur allzuleicht, daß diese Leichtigkeit gemißbraucht wird. Die Englischen Zeitungsschreiber thun alles mögliche, uns um unsern Kredit zu bringen, hingegen sichern uns die Kaufleute und Manufakturisten dieser Nation denselben zu, und fordern uns auf alle mögliche Art auf, davon Gebrauch zu machen. Je höher unsre Schuld steigt, desto mehr fühlen wir es im Wechselkurs. Die Waaren, die man uns verkauft, steigen, und unsre Waaren sinken allmählich im Preise, und was noch schlimmer ist, der Schuldner wird durch diesen Kredit von seinem Gläubiger abhängig gemacht, und wagt es nicht, sich mit einem andern Korrespondenten einzulassen, mit welchem er doch sehr geneigt wäre, Geschäfte zu machen.

Um so viel als möglich den übeln Folgen vorzubeugen, welche dieser übertriebne Kredit haben muß, gab die Virginische Regierung ein Gesetz,

wodurch

wodurch eine Schuld, die binnen sechs Monaten nach dem Zahlungstermin nicht eingefordert würde, zu Gunsten des Schuldners für verfallen erklärt wurde. Allein dieses hatte nicht die Wirkung, die man sich davon versprach. Die Englischen Kaufleute, welche in Amerika Komtoirs haben kennen ihre Leute zu gut, sie wissen auf wen sie sich verlassen können, und die Erfahrung hat sie belehrt, daß in diesem Lande Ehrliebe mächtiger als der Buchstabe des Gesetzes ist In einer Zeit von mehr als zwey Jahren hat in Virginien nur ein einziger Kaufmann jenes Gesetz zu seinem Vortheil gebraucht.

Nach alle dem, was zu Anfang der Revolution ausgezahlt worden ist, sind die Amerikaner den Brittischen Unterthanen wenigstens noch fünf Millionen Pfund Sterling schuldig. Um diese Schuld zu löschen, müßte der Betrag der ausgehenden Waaren den Betrag der eingehenden um vieles übertreffen. So lange dieses nicht geschieht, dient der große Kredit der Amerikaner bey den Engländern nur dazu, das zur innern Circulation nothwendige baare Geld aus dem Lande zu ziehen.

Ueber den Einfluß der amerikanischen Revolution auf Europa.

Der Weg der Wahrheit, sagt der Dichter Saadi, ist eng und geht zwischen zwey Abgründen hin:

beym geringsten Fehltritt stürzt man hinab, viel-leicht erhebt man sich wieder, klettert mit Mühe hinauf, strengt sich endlich an, um wieder auf den Weg zu kommen, und — stürzt auf der andern Seite hinab.

Kaum hatte sich Amerika unabhängig erklärt, als unsre Politiker den Untergang Englands und Frankreichs blühenden Wohlstand, als unausbleibliche Folgen dieser Revolution prophezeihten. Nunmehr, da diese Unabhängigkeit anerkannt, und fest gegründet ist, scheint man sie mit einer gewissen Gleichgültigkeit zu betrachten, und an jenen Prophezeihungen gerade nur dann zu zweifeln, wenn etwa der Erfolg den letztern Theil derselben zu bestätigen scheint.

Jetzt, da man zu der entgegengesetzten Meinung hinüber zu wanken anfängt, scheint der rechte Zeitpunkt gekommen zu seyn, wo man ruhig, und mit philosophischer Kaltblütigkeit über die Folgen jener großen Begebenheit urtheilen kann. Ich wage es diese Untersuchung anzustellen.

Die Preisaufgabe, die der Abbe Raynal über den Nutzen und Schaden der Entdeckung von Amerika in Beziehung auf Europa ausgesetzt hatte, intereßirte mich. Ich wollte Anfangs eine Abhandlung hierüber einschicken, da ich aber fand, daß diese Arbeit meine Kräfte überstieg, so verbrennte ich meine Schrift, und behielt nur den Abschnitt derselben zurück, worin ich den Einfluß, den die Unabhängigkeit von Europa auf die Menschheit,

auf Europa, und insbesondere auf Frankreich haben müßte, untersucht, und die Grundsätze festgesetzt hatte, nach welchen man, wie ich glaube, die verschiedenen Grade des öffentlichen Wohlstandes abmessen muß.

Eine Nation überhaupt genommen ist ein abstraktes Ding, das weder glücklich noch unglücklich seyn kann. Wenn man also von dem Glück einer Nation überhaupt redet, so kann man darunter nur zweierley verstehen, entweder das Resultat oder die Summe des Glücks oder Elends der Einzelnen, nach einer Mittelzahl berechnet, oder die allgemeinen Mittel des Glücks, das ist der Sicherheit und des Wohlstandes, wozu der Boden des Landes, die Gesetze, die Betriebsamkeit, die Verhältnisse gegen fremde Nationen, allen Staatsbürgern verhelfen können. Man darf nur einige Begriffe von Billigkeit haben, um einzusehen, daß das Wort, Nationalglück, in der letztern Bedeutung genommen werden muß. Wäre dieses nicht, so müßte man den in vielen alten und neuen Staaten, nur allzugemeinen Grundsatz annehmen, daß die kleinere Anzahl der Bürger rechtmäßiger Weise der größern aufgeopfert werden kann; ein Grundsatz, der im Innern der Gesellschaft einen beständigen Krieg unterhält, und der Gewalt unterwirft, was blos der Vernunft und Billigkeit unterworfen seyn sollte.

Die allgemeinen Mittel des Glücks für den Menschen, der in der Gesellschaft lebt, lassen sich

in zwei Klassen bringen. Von diesen begreift die eine alles in sich, was den freyen Genuß der natürlichen Rechte zusichert und vermehrt. Zu der zweyten Klasse gehören die Mittel, die Menge der Leiden, welchen die Menschheit von Natur unterworfen ist, zu vermindern, die nothwendigsten Bedürfnisse sicherer, und mit geringerer Arbeit zu erwerben, eine größere Anzahl mannichfaltiger Genüsse durch unsre Kräfte und durch den rechtmäßigen Gebrauch unsrer Geschicklichkeit zu verschaffen. Es stehen also in dieser Klasse auch alle Mittel unsre Kräfte und unsern Kunstfleiß zu vermehren und zu veredeln.

Die natürlichen Rechte des Menschen sind: 1. persönliche Sicherheit, oder Gewißheit, durch keine Gewalt im Schooße seiner Familie, und in der Ausübung seiner Fertigkeiten, die in allem, was nicht gegen die Rechte eines andern streitet, frey und ungebunden seyn müssen, gestört zu werden.

2. Sicherheit und freyer Genuß des Eigenthums.

3. Da in der Gesellschaft gewisse Handlungen allgemeinen Regeln unterworfen, und Eingriffe, die einer gewaltthätiger oder hinterlistiger Weise in die Rechte eines andern thut, bestraft werden müssen, so hat der Mensch auch das Recht, in Ansehung aller Dinge nur durch allgemeine Gesetze gebunden zu werden, deren Auslegung nicht willkührlich seyn, und deren Ausübung nur von Unpartheyischen verwaltet werden darf.

4. Endlich hat er auch das Recht, persönlich, oder durch Repräsentanten zu allen Gesetzen und Verhandlungen mitzuwirken, welche im Namen der Gesellschaft ausgefertigt, oder geschlossen werden. Dieses ist eine nothwendige Folge der ursprünglichen natürlichen Gleichheit der Menschen, und der gleichmäßige Genuß dieses Rechts muß für jeden Menschen, der den Gebrauch seiner Vernunft hat, als das Ziel der Vollkommenheit angesehen werden, dem man sich nähern muß. So lange als man es noch nicht erreicht hat, kann man nicht sagen, daß die Bürger dieses letzten Rechts in seinem ganzen Umfange theilhaftig seyn.

Es giebt kein natürliches Recht des Menschen, welches sich nicht leicht auf die hier angezeigten vier zurückbringen ließe, und man würde ohne Mühe beweisen können, daß alle Grundsätze, der Civil-Kriminal- Regierungs- Handlungs- und Polizeigesetze nichts anders sind, als Folgerungen der Verbindlichkeit jene erstern drei natürlichen Rechte unverletzlich zu achten.

Der Wohlstand einer Gesellschaft ist desto grösser, je unbeschränkter diese Rechte den Mitgliedern derselben zukommen. Indessen ist der Genuß dieser Rechte einzeln genommen, nicht durchaus von gleicher Wichtigkeit für das gemeine Wohl. Ich habe sie hier nach der Ordnung aufgestellt, wie sie meines Erachtens auf dieses allgemeine Wohl Einfluß haben: und ich setze noch hinzu, daß in einer sehr zahlreichen Gesellschaft das letzte von diesen Rechten beynahe unausbleiblich für die meisten

Staatsbürger verloren gehen muß. Eifrige Republikaner haben dasselbe für das erste und vornehmste unter allen ausgegeben, und es ist allerdings wahr, daß bei einer aufgeklärten, und von allem Aberglauben freyen Nation, wo dieses Recht einem jeden Bürger, der es ausüben könnte oder wollte, zustände, durch den Genuß desselben der freye Gebrauch aller übrigen Rechte sicher gestellt werden müßte. Allein es verliert seinen vorzüglichsten Werth, wenn Unwissenheit oder Vorurtheile diejenigen, die es ausüben sollen, von dem schmalen Wege, den ihnen die unabänderliche Vorschrift der Gerechtigkeit zeigt, entfernen; und in Rücksicht auf allgemeines Wohl würde eine Republik, welche tyrannische Gesetze hätte, der monarchischen Verfassung weit nachstehen müssen.

Behält man diese Ordnung der natürlichen Gesellschaftsrechte bei, so begreift man leicht, daß öftere oder sehr gewaltsame Beleidigung eines minder wesentlichen Rechts dem allgemeinen Wohl mehr schaden muß, als geringe und sehr seltne Eingriffe in wesentlichere Rechte, und daß daher z. B. eine Form des Kriminalwesens, welche die Unschuldigen der Gefahr aussetzte, von unwissenden oder vorurtheilvollen Richtern verdammt zu werden, mehr Schaden thun würde, als ein Gesetz, welches wegen eines sehr seltnen eingebildeten Verbrechens die Todesstrafe setzte. Fiskalische und den Handel einschränkende Gesetze, können, indem sie den freyen Gebrauch des Eigenthumsrechtes antasten, schädlicher werden, als eine Gewalt will-

kühnlich in Verhaft zu nehmen, von welcher man nur sehr selten Gebrauch machen kann.

Diese Grundsätze sind ganz einfach, aber es wird schwer, die Grade des Guten und des Uebels zu bestimmen, wozu eines Theils verschiedene Beleidigungen natürlicher Rechte, andern Theils die Abschaffung der Misbräuche, welche diesen Rechten zuwider sind, Gelegenheit geben können. Um hier etwas zu bestimmen, müßte man nicht nur die Wirkungen jedes ungerechten Gesetzes, und jeder nützlichen Verbesserung mit Gewißheit angeben können, sondern auch einen Maasstab haben, womit man sie insgesamt vergleichen könnte.

Was die zweite Klasse der Mittel des gemeinen Wohlstands anbelangt, so sieht man leicht ein, daß auch sie großen Theils von der unumschränkteren und freyeren Ausübung der natürlichen Rechte abhängen, und auf Gewißheit eines dauerhaften Friedens mit andern Staaten, und auf Vermehrung des Genusses ohne vermehrte Arbeit, durch Aufklärung, Kunstfleis, Handelsverbindungen abzwecken. Da die Bevölkerung immer mit der Menge der Lebensmittel in genauem Verhältniß steht, so sieht man wohl ein, daß die Masse des Genusses für den grössesten Theil der Bürger niemals, wenigstens nie auf immer, sehr groß seyn kann; daß man also den Grund des allgemeinen Wohlstands in der möglichst gleichen Austheilung der Mittel des Genusses suchen, und alle bürgerliche und Handelsgesetze zu Erhaltung oder Wiederherstellung dieser Gleichheit, ohne das Eigenthums-

recht, und den rechtmäßigen Gebrauch der Freyheit einzuschränken, abzwecken lassen muß.

Aus eben diesen Grundsätzen folgt, daß der Wohlstand einer Nation, weit gefehlt durch Unglück oder Schwäche seiner Nachbarn einen Zuwachs zu erhalten, vielmehr durch derselben Glück vermehrt werden muß, indem sie alsdann von ihnen das Beispiel guter Gesetze, oder der Abschaffung der Mißbräuche, und alle die Vortheile, welche aus Mittheilung der Kenntnisse entspringen, erhält. Es ist auch sehr begreiflich, daß die Masse des Genusses, und die Leichtigkeit ihrer gleichförmigen Vertheilung für alle Völker die nothwendige Folge der Fortschritte, die ein jedes unter ihnen zur Vollkommenheit macht, seyn muß.

Die einzige Ausnahme von diesem allgemeinen Gesetze ist der Fall, wo ein durch falsche Politik irre geleitetes Volk seine Nachbarn durch Ehrgeiz beunruhigt, und ihnen durch Krieg, Monopolien oder Handelsbedrückungen seine Macht fürchterlich und gefährlich zu machen sucht.

Dieses sind die Grundsätze, nach welchen ich nunmehr untersuchen will, welchen Einfluß die Revolution in Amerika auf Europa haben könne. Vielleicht macht man mir, so wie dem Abbé de St. Pierre den Vorwurf, daß meine Erwartungen weiter nichts, als süsse Träume seyen, aber ich werde mit ihm antworten, daß ich gern mein ganzes Leben hindurch geträumt haben will, wenn ich nur hoffen darf, daß nach hundert Jahren einmal

wenigstens eine von meinen Ideen ausgeführt werde, und Nutzen stifte. Schon dieses ist viel gehoft und verlangt. Durch Verbreitung einiger isolirter und an sich unfruchtbarer Wahrheiten kann man mit der Zeit glücklichere und fruchtbarere Ideen erwecken; und heißt das nicht schon nützlich seyn, wenn man die Aufmerksamkeit guter Köpfe auf einen wichtigen Gegenstand lenken, ihnen das Verlangen darüber nachzudenken einflößen hilft. Kann man auch keinen Anspruch auf den Ruhm machen, welchen sie verdienen, so kann man doch wenigstens das Vergnügen dabey finden, etwas Gutes veranlaßt zu haben, und sollte man dieses wohl durch Aufopferung der Eigenliebe, durch die Demüthigung sich selbst hintergangen, und über große Dinge nur gemeine Wahrheiten gesagt zu haben, allzu theuer erkaufen?

Voltaire sagte: die Menschheit hatte die Urkunden ihrer Rechte verloren, Montesquieu fand sie, und gab sie an die Behörde zurück. — Aber es ist nicht genug, daß diese Urkunden in den Büchern der Philosophen und in dem Herzen der Rechtschaffnen geschrieben sind, es muß sie auch der Unwissende und Schwache in dem Beispiel eines großen Volks lesen können.

Amerika hat dieses Beispiel gegeben. Seine Independenzakte ist einfache und erhabne Darstellung jener geheiligten und so lange Zeit vergeß-

nen Rechte. Keine Nation hat dieselben besser erkannt, und so unverletzt erhalten.

Noch besteht zwar in einigen von den vereinigten Staaten die Sklaverey und der Negerhandel, aber jeder Aufgeklärte fühlt und erkennt es, wie beschimpfend und gefährlich diese für die Nation sind, und gewiß wird dieser Schandfleck bald abgewaschen werden.

Die Amerikaner haben, da sie noch an einigen Vorurtheilen ihres Mutterlandes, Großbritanniens, hingen, nicht genugsam gefühlt, daß Gesetze, welche den Handel einschränken, und indirekte Auflagen wahre Eingriffe in das Eigenthumsrecht sind, dessen freye Ausübung dadurch beschränkt wird, indem man eigentlich nichts besitzt, was man nicht frey gebrauchen darf. Sie haben eine ausgebreitetere Toleranz, als irgend eine Nation unter sich eingeführt, aber dabei in gewisse Einschränkungen gewilligt, die dem Verlangen des Volks gemäß, aber, wo nicht den Gebrauch der persönlichen Freyheit, auf alle Fälle doch dem Rechte zuwider sind, welches jeder Mensch hat, in keinem Stücke, deswegen, weil er glaubt, was seine Vernunft ihm zu glauben gebeut, einer Einschränkung unterworfen zu werden. Vielleicht könnte man noch in den Gesetzen einiger amerikanischer Staaten gewisse kleine Ueberreste des Fanatismus finden, der durch lange Verfolgungen allzusehr gereizt und erbittert worden ist, als daß er den ersten Eindrücken der gesunden Vernunft sogleich nachgeben sollte. Vergleicht man aber diese Eingriffe in die natürlichen

Rechte der Menschen mit allen den Beispielen ähnlicher Art, die man in den Gesetzen der weisesten Nationen, besonders der so sehr bewunderten und so wenig gekannten Völker des Alterthums findet, so wird man einsehen, daß mein Urtheil über die Toleranz in Amerika keinesweges die Frucht eines übertriebnen Enthusiasmus für diese Nation, oder für unser Jahrhundert ist.

Wenn man überdies den Amerikanern gegründete Vorwürfe machen kann, so sind diese doch nur von einigen besondern Irrthümern oder von alten Misbräuchen, deren Abänderung die Umstände noch nicht erlaubt haben, hergenommen. Die Amerikaner werden nur konsequent handeln dürfen, um alles wieder gut zu machen. Sie sind bis jetzt noch das einzige Volk, bei welchem weder machiavellistische Grundsätze noch politische Maximen angenommen worden sind, noch unter den Häuptern der Nation die wahre oder erdichtete Ueberzeugung, daß es unmöglich sey, die gesellschaftliche Ordnung zu vervollkommen, und Staatswohl mit Gerechtigkeit zu vereinbaren, Eingang gefunden hat.

Der Anblick eines großen Volks, welchem alle Rechte der Menschheit ehrwürdig sind, ist für alle andre Nationen nützliche, so verschieden auch immer Himmelsstrich, Sitten und Staatsverfassungen seyn mögen. Man sieht an einem solchen Beispiel, daß diese Rechte überall die nämlichen sind, und daß, ein einziges ausgenommen, welchem der tugendhafte Bürger um des gemeinen Bestens willen in einigen Staatsverfassungen ent-

sagen muß, kein Stand ist, in welchem der Mensch nicht alle seine übrigen Rechte in ihrem ganzen Umfange ausüben könnte.

Dieses Beispiel macht auch den Einfluß bemerklich, welchen der Genuß jener Rechte auf das gemeine Beste hat, und beweißt, daß der Mensch, der nie Beleidigungen seiner Person gefürchtet hat, einen erhabnern und zugleich sanftern Charakter annimmt, daß derjenige, dessen Eigenthumsrecht hinlänglich gesichert ist, es leicht findet, rechtschaffen und ehrlich zu seyn, daß endlich der Mensch, der blos von den Gesetzen abhängt, mehr Patriotismus und Muth hat.

Beinahe wäre dieses allen Nationen so nützliche, so betrachtungswerthe Beispiel für die Welt verloren gegangen. Große Nationen verachten das Beispiel kleiner Völker, und England, welches seit einem Jahrhundert ein so auffallendes Beispiel gegeben hatte, stand schon im Begriff durch seinen Fall die so falsche und gefährliche Meinung noch mehr zu bestätigen, daß die Gesetze nur eine vergängliche Gewalt über die Nationen haben können, und daß es das unvermeidliche Verhängniß aller Staatskörper sey, nach einem kurzen Flor in ihr Nichts zurück zu sinken. Wäre Amerika durch die Englischen Waffen unterjocht worden, so würde der Despotismus bald auch dem Mutterlande Fesseln geschmiedet, und England würde das Schicksal aller Freistaaten erfahren haben, die nicht Bürger, sondern Unterthanen haben wollen. Mit dem Verlust seiner Freiheit hätte England auch seine Ge-

setze verloren. Zwar kann es wohl geschehen, daß in einer ruhigen Monarchie ein weiser Gesetzgeber die Rechte der Menschheit hoch genug schätzt, um seine glücklichen Unterthanen selbst in den Augen stolzer Republikaner beneidungswürdig zu machen. Diese für die Sicherheit monarchischer Staaten so wichtige Wahrheit ist von französischen Philosophen bewiesen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo man sie in Journalen und obrigkeitlichen Mandaten beschuldigte, daß sie dem Volke Aufruhr predigten.— Aber denjenigen, der den Werth der Freiheit aus Erfahrung kennt, kann nur Gewalt unterjochen, und wenn der Bürger seinen Bürgerrechten entsagen soll, so muß man ihm selbst seine Menschenwürde geraubt haben.

Einige nothwendige Folge der Achtung, welche die amerikanischen Gesetzgeber für die Rechte der Menschheit gehabt haben, ist diese, daß jedermann, seine Religion, seine Meinungen, und seine Grundsätze mögen seyn, welche sie immer wollen, daselbst einen sichern Zufluchtsort finden kann. Vergeblich bot England ähnliche Vortheile, wenigstens den protestantischen Religionsverwandten, an. Die Industrie der Einwohner dieses Reichs läßt der Betriebsamkeit der Fremden nichts übrig, der Reichthum der Nation ist dem Armen anstößig, und in einem Lande, wo Handlung und Manufakturen die Bevölkerung so sehr vermehrt haben, bleibt natürlich für den neuen Ankömmling sehr wenig Platz übrig. Hiezu kommt noch, daß nur wenig Auswärtige das Englische Klima vertragen

können. Amerika hingegen bietet der Betriebsamkeit die glänzendsten Aussichten dar; der Arme findet daselbst leicht seinen Unterhalt, und seine Arbeit wird bald durch Erwerbung eines Eigenthums, das ihn ernährt, belohnt; und da das Klima so verschieden ist, so können Leute aus allen Ländern der Erde daselbst bestehen und gesund bleiben.

Amerika ist aber von Europa durch ein großes Meer getrennt, und um die lange beschwerliche Reise dahin zu machen, werden andre Bewegungsgründe, als der bloße Wunsch seinen Wohlstand zu vermehren, erfordert. Nur bei dem Unterdrückten kann der Vorsatz keimen und Wurzel fassen, so mächtige Hindernisse zu überwinden, und daher findet Europa ohne große Auswanderungen befürchten zu dürfen, an Amerika einen Damm und Schutzwehr gegen Tyrannen und böse Minister. Der Despotismus muß furchtsamer und zurückhaltender werden, wenn er weis, daß den Bedrückten ein Zufluchtsort übrig bleibt, wohin sie sich begeben, und ihn der gerechten Bestrafung vor dem Tribunal der Publicität Preis geben kann.

In Amerika hat man die Preßfreiheit durchgängig eingeführt, weil man das Recht Wahrheit zu sagen und zu schreiben, als eins der heiligsten Rechte der Menschheit betrachtet. Würde man in einem Lande, wo die Weide ein geheiligter Baum, und einen Ast davon abzubrechen, selbst dem, der um nicht zu ertrinken, sich anhalten wollte, bei Lebensstrafe verboten wäre, würde man in einem solchen Lande wohl behaupten können, daß dieses Ge-

sez' der Freiheit und der Sicherheit der Bürger nicht zuwider wäre? Wenn uns die Absurdität der Gesetze wider die Preßfreiheit weniger in die Augen fällt, so kömmt dieses blos daher, daß die Gewohnheit unglücklicher Weise so viel Gewalt über die schwache Vernunft der Menschen hat, daß sie dieselbe so gar gegen das, was sie am meisten empören sollte, gleichgültig macht.

Schon das Beispiel des vielen Guten, was die Preßfreiheit bisher in Amerika gestiftet hat, und fernerhin stiften wird, muß für Europa um desto nützlicher seyn, da es weit mehr, als diejenige Preßfreiheit, welche in England eingeführt ist, gegen die angeblichen übeln Folgen und Misbräuche dieser Freiheit sicher stellt. Schon mehr als einmal hat man gesehen, daß Amerikaner sich ruhig Gesezzen unterwarfen, deren Gründe oder Endzwecke sie mit Hitze bestritten hatten. Sie gehorchten ehrerbietig den Innhabern der öffentlichen Gewalt, entsagten aber doch keinesweges dem Rechte, dieselben aufzuklären, und die Nation auf ihre Fehler und Verirrungen aufmerksam zu machen. Man hat zuweilen gesehen, daß Schriften, welche bei gewissen Gelegenheiten erschienen, Vorurtheile zerstörten, und die Gesinnungen der Nation zu den weisen Absichten der Gesetzgeber vorbereiteten. Die Preßfreiheit hat nicht nur die Kabale im geringsten nicht begünstigt, sondern vielmehr gewisse Verbindungen getrennt, diejenigen, welche aus persönlichen Absichten geneigt waren, Parteien zu stiften, abgeschreckt, und schon hieraus kann man schließen, daß Decla-

mationen und Pasquille nur dann gefährlich werden, wenn sie wegen strenger Gesetze nur im finstern herum schleiche dürfen.

Man h.. ferner in America gefunden, daß der Eindruck, welcher unter Begünstigung der Preßfreiheit durch öffentliche Schriften auf die Bewohner eines ungeheuern Landes schnell und leicht gemacht wird, die Regierung in manchen bedenklichen Fällen kräftiger als selbst Gesetze unterstützt. Ich will nur ein Beispiel hievon anführen. Unter einem Theil der amerikanischen Miliz war die Desertion sehr eingerissen; die härtesten Strafen hätten ihr nicht Einhalt thun können, weil die Hoffnung sich ihnen zu entziehen, den Strafgesetzen alle Kraft nahm. Man schlug vor, die Namen der Verbrecher in die Zeitungen ihres Landes einrücken zu lassen, und die Furcht vor dieser Strafe wirkte kräftiger als selbst die Furcht vor dem Tode. Diese edle und weise Methode, pflichtvergeßne Bürger zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, hatte, wie man leicht begreift, ihre ganze Wirkung blos dem Rechte zu verdanken, welches der Angeklagte gehabt hätte, sich ebenfalls öffentlich im Fall einer ungerechten und falschen Beschuldigung zu vertheidigen.

In England sucht man oft durch lächerliche Subtilitäten, den noch wider die Preßfreiheit bestehenden Gesetzen zu entgehen; dieses sowohl, als die Zügellosigkeit der Pasquille, die Feilheit der Journalisten, und die affectirte Hitze eines Patriotismus, den man nicht fühlt, hindert viele, einzusehen,

sehen, daß dieses Land der Preßfreyheit mehr noch als seiner Verfassung, den Gesetzen, und der öffentlichen Achtung für die Rechte der Menschheit zu verdanken hat.

In Amerika herrscht die Toleranz unumschränkter als in jedem andern Lande, und weit gefehlt, Unruhen zu erregen, befördert sie vielmehr Bruderliebe und innern Frieden; läßt sichs wohl denken, daß nach einem solchen Beispiel die Regierungen der Länder, wo noch Intoleranz herrscht, dieselbe fernerhin für ein wesentliches Erforderniß, für die Ruhe der Staaten halten, und nicht begreifen werden, daß sie der Stimme der Gerechtigkeit und Menschlichkeit ohne Gefahr Gehör geben können? Ehedem wagte es der Fanatismus, sich öffentlich zu zeigen, und im Namen der Gottheit Menschenopfer zu fordern. Die Vernunft hat ihn gezwungen, sich zu verbergen, und nunmehr hat er die Maske der Politik genommen, und verlangt um der öffentlichen Ruhe willen, daß man ihm fernerhin die Mittel lasse, dieselbe zu stören. Aber Amerika hat bewiesen, daß ein Land glücklich seyn kann, wenn es auch keine Verfolger noch Heuchler in seinem Busen nährt, und Politiker, welche dieses nicht auf das Wort der Philosophen glauben wollten, werden es nunmehr, von der Erfahrung überzeugt glauben müssen.

Die Amerikaner haben ihre Sicherheit und Glück auf eine kleine Anzahl von Grundsätzen gebaut, die nichts anders, als der ungekünstelte Aus-

druck des gesunden Menschenverstandes zu seyn scheinen. Wenn man dieses bedenkt, so wird man wohl künftighin aufhören, jene so sehr zusammengesetzten Maschinen zu rühmen, wo die Menge der Triebfedern nur gewaltsame und unregelmäßige Bewegungen verursacht, und wo so viele Gegengewichte, die, wie man glaubt, das Gleichgewicht erhalten sollen, im Grunde nur dazu dienen, das Volk zu bedrücken. Vielleicht wird man es nun fühlen, wie unbedeutend, oder vielmehr, wie gefährlich jene nur allzu lang bewunderten politischen Subtilitäten der Systeme sind, wo man die Gesetze, und folglich auch Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit, die unabänderlichen Grundpfeiler aller Gesetze zwingen will, eine solche Form anzunehmen, wie sie sich zur Staatsverfassung, zu Gewohnheiten, welche das Vorurtheil geheiligt hat, oder sogar zu gewissen Lieblingsthorheiten der Menschen zu schicken scheint, gerade als ob es nicht weit vernünftiger und edler wäre, die Gesetzgebung selbst zum Mittel der Aufklärung und der Zerstörung schädlicher Vorurtheile zu machen.

Künftig wird die Welt sehen, daß man tapfre Krieger, gehorsame Soldaten, wohlgeübte Truppen haben kann, ohne zu den harten Mitteln zu schreiten, die man in verschiednen militairischen Staaten von Europa anwendet, wo die Untergebnen nach den geheimen Berichten ihrer Vorgesetzten gerichtet, ungehört verurtheilt, ohne sich vertheidigen zu dürfen bestraft werden, wo es nur ein Verbrechen mehr ist, wenn man verlangt seine Unschuld

zu beweisen, und ein noch grösseres Verbrechen, wenn man seine Rechtfertigung drucken läßt. Indessen fordert mir Gerechtigkeit das Geständniß ab, daß diese geheimen Bedrückungen, welche das Bürgerrecht sowohl als das Völkerrecht verletzen, nicht gerade aus überlegter Unbilligkeit oder tyrannischer Härte, noch weniger aus nothwendiger Vorsorge für die Sicherheit des Staats, sondern aus Unkenntniß des Naturrechts entspringen. Das Beispiel eines freien, und dennoch den Militairgesezzen eben so willig als Civilgesetzen gehorchenden Volks, wird, wie ich zuversichtlich hoffe, Eindruck genug auf die Europäer machen, um sie von jenen schreienden Ungerechtigkeiten zurück zu bringen.

Auch die Gleichheit, welche in den vereinigten Staaten von America herrscht, und ihr Glück und innere Ruhe begründet, wird Europa nützlich werden können. Wir glauben jetzt nicht mehr, daß die Natur drei oder vier Menschenracen geschaffen habe, von welchen eine bestimmt sey, viel zu arbeiten und wenig zu essen. Man hat uns so viel von den Vortheilen der Handlung und des Geldumlaufs vorgesagt, daß der Edelmann endlich allgemach anfängt, den Banquier und den Handelsmann fast wie seines Gleichen anzusehen, wenn er anders nur sehr reich ist. Weiter aber reicht unsre Philosophie nicht, und noch vor kurzer Zeit ließen wir den Satz drucken, daß der gemeine Mann von Natur frohn- und steuerpflichtig sey. Noch vor kurzem behaupteten wir, Ehrgefühl könne in seinem ganzen Um-

fang nur in gewissen Staaten bestehen; und man müsse den grössesten Theil einer Nation aller Ehre berauben, um den übrigen ein wenig Stolz einzuflößen.

Aber man lese folgende Begebenheit, die sich in Amerika zugetragen hat: Ein junger französischer General, der den Auftrag hatte, Virginien gegen eine überlegene feindliche Armee zu vertheidigen, sahe, daß die Soldaten, die man um ein Corps für ihn zu formiren aus ihren Regimentern gezogen hatte, häufig desertirten. Um diesem ein Ende zu machen, ließ er ausrufen, daß er lauter auserlesene Leute bei sich behalten, und diejenigen, deren Treue oder Muth zweifelhaft wäre, fortschikken wolle. Von dem Augenblicke an, dachte kein Soldat mehr ans Desertiren. Ein Soldat, welchem eben dieser General ein geheimes Geschäft auftragen wollte, forderte ihm das Versprechen ab, daß es, wenn er bei seinen Verrichtungen den Tod fände, in der Zeitung seiner Provinz bekannt gemacht werden sollte, daß er auf Befehl des Generals die Armee verlassen habe. Ein andrer Soldat, der wegen einer Wunde am Fuße nicht marschiren konnte, miethete sich für sein Geld einen Wagen, um der Armee folgen zu können. Wenn man solche Beispiele liest, so wird man doch wohl, wie ich hoffe, gestehen müssen, daß das Ehrgefühl in allen Ländern sich gleich ist, daß es auf Menschen aller Stände mit gleicher Stärke wirkt, wofern sie nur nicht durch Vorurtheile herabgewürdigt, noch durch schlechte Gesetze unterdrückt sind.

Dieses sind also die Vortheile, welche die Menschheit überhaupt von dem Beispiel der amerikanischen Staaten sich versprechen darf. Ich würde mich sehr wundern, wenn man sie deswegen für blos chimärisch ansehen wollte, weil sie keinen unmittelbaren und physischen Einfluß auf das Wohl einzelner Personen haben. Man würde hiedurch nur verrathen, daß man nicht wisse, daß das Glück der Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft fast ganz allein von guten Gesetzen abhängt, und daß sie, wenn der weise und aufgeklärte Gesetzgeber ihren ersten Dank verdient, diejenigen nächst ihm als die ersten Wohlthäter der Nation ansehen müssen, welche durch Beispiel oder Schriften dem Gesetzgeber den Weg bahnen.

Der Abbe' St. Pierre äußerte die Hoffnung, daß künftig einmal die Aufklärung unter den Menschen so zunehmen würde, daß alle Nationen gemeinschaftlich dem barbarischen Rechte Krieg zu führen, entsagen, und die Entscheidung ihrer Streitigkeiten und gegenseitigen Beschwerden friedlichen Schiedsrichtern überlassen würden. Diese Vorstellung ist in der That nicht blos Chimäre, denn es ist ja so klar und unleugbar bewiesen, daß der Krieg für den größesten Theil einer Nation niemals ein Glück seyn kann. Und warum sollten Menschen, die so lange Zeit in Rücksicht auf schädliche Irrthümer einig gewesen sind, nicht auch einmal eins werden können, einfache und heilsame

Wahrheiten anzunehmen. — Freilich aber ist die Erfüllung dieser Hoffnung noch weit entfernt.

Vielleicht würde der Abbe' St. Pierre mehr Nutzen gestiftet haben, wenn er anstatt den Regierungen zuzumuthen, daß sie dem Rechte Krieg zu führen, entsagen sollten, ihnen vorgeschlagen hätte, daß sie dieses Recht zwar beibehalten, aber zugleich ein Tribunal niedersetzen sollten, welches im Namen aller Völker die Streitigkeiten, welche zwischen ihnen über Auslieferung der Verbrecher, Handelsangelegenheiten, Wegnehmung fremder Schiffe, Auslegung der Tractaten, u. s. w. entstünden, schlichten müßte. Die einzelnen Staaten müßten sich das Recht die Aussprüche dieses Tribunals zu vollziehen, oder von demselben an das Recht des Stärkern zu appelliren vorbehalten. Die Beisitzer dieses Tribunals müßten den Auftrag erhalten, ein Gesetzbuch des Staatsrechts blos nach den Grundsätzen der Vernunft und der Gerechtigkeit zu entwerfen, nach welchem sich die verbündeten Nationen in Friedenszeiten richten müßten. Ein andres Gesetzbuch müßte die Vorschriften enthalten, deren Beobachtung in Kriegszeiten sowohl zwischen den Kriegführenden als zwischen diesen und den neutralen Mächten allgemein nützlich seyn möchte. — Durch ein solches Tribunal könnten die Keime des Kriegs erstickt, zwischen den Nationen Friede und Einigkeit erhalten, und aller Nationalhaß, der Kriege veranlaßt, und Vorwand zum Krieg erfindet, vernichtet werden. Die Ehrgeizigen, welche zum Kriege rathen, würden es nicht wagen, die

Nation dazu anzureizen, wenn sie sich nicht schmeichelten, das Volk für sich einzunehmen, und wenn sie nicht durch Beistimmung derjenigen unterstützt würden, deren Blut und Vermögen sie aufopfern. Die Kriege würden weniger grausam werden, denn in der That haben wir der Gerechtigkeit und Menschlichkeit noch lange nicht so viel eingeräumt, als man ihr im Kriege, ohne dem glücklichen Erfolg der Unternehmungen zu schaden, einräumen kann. Die stehenden Armeen haben wenigstens einen großen Nutzen gehabt; nämlich, daß die Nationen dadurch dem Kriege, der in ihrem Namen geführt wird, fremd geworden sind, und jetzt keine Ursache mehr statt findet, warum der Feind nicht die Bewohner einer von ihm besetzten Gränze eben so behandeln sollte, wie er mit den Bewohnern seiner Gränzen thun würde, wenn er diese vertheidigen müßte. Der Seekrieg aber, erfordert dieser wohl zum glücklichen Erfolg Räubereien und Gewaltthätigkeiten gegen wehrlose? Hat man die traurigen Folgen von diesen in barbarischen Zeitaltern und bei ungesitteten Völkern reiflich genug erwogen? Doch ich will nicht bei diesen Betrachtungen verweilen, welche, so einleuchtend und natürlich sie auch dem gesunden Menschenverstand und dem Manne von Gefühl scheinen mögen, dennoch in den Ohren der Politiker seltsam und paradox klingen. Ich will vielmehr untersuchen, ob nicht auch in dieser Rücksicht die Revolution von Nordamerika, wenn sie gleich einen Krieg gekostet hat, wohlthätige Folgen für die Menschheit haben müsse.

Hätte sich England mit seinen Kolonien ausgesöhnt, so würde das Brittische Ministerium eingesehen haben, daß ein Krieg mit einer fremden Nation das einzige Mittel wäre, die Kolonien zu Entrichtung willkührlicher Taxen zu nöthigen, die Militairgewalt daselbst einzuführen, und sich eine Partei zu machen. Dieser Krieg mit dem Hause Bourbon würde diesem den Verlust eines großen Theils der Westindischen Inseln zugezogen haben, welche Frankreich und Spanien gegen die vereinigte Macht von England und Amerika nicht hätten vertheidigen können. Ich will nicht einmal den Verlust der Zuckerinseln, als ein an sich großes Unglück für Frankreich in Anschlag bringen. Zieht man von dem Ertrag dieser Inseln die Kosten der Kultur, der Administration und des Vertheidigungsstandes ab, so erhalten die Totaleinkünfte von Frankreich dadurch nur einen sehr kleinen Zuwachs, und diese so schwer zu vertheidigenden Besitzungen scheinen die Nationalmacht eher zu schwächen, als zu vermehren. Nicht so würde es aber seyn in den Fällen, wo man fürchten müßte, daß eine Nation, welche über ihre eigenen Handelsvortheile wenig aufgeklärt ist, reichen und habsüchtigen Kaufleuten gestattete einen Alleinhandel gegen die Fremden auszuüben, dessen Druck sie selbst und vornehmlich die weniger bemittelten Kaufleute fühlen müßten. Unter dieser Voraussetzung würde es der eigne Vortheil jeder konsumirenden Nation erfordern, daß sie sich wenigstens zum Theil, die zur Nothwendigkeit gewordnen Waaren zu verschaffen suchte, ohne von der Willkühr fremder Nationen abhän-

gen zu müssen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist der Besitz der Antillen in der That für die Europäischen Nationen sehr wichtig. Die allgemeinen Grundsätze der Staatsökonomie sind streng erwiesen, und keiner wahren Ausnahme unterworfen. Kann man sie in der Ausübung nicht befolgen und auf alle besondre Fälle anwenden, so rührt das einzig daher, daß sich so viele Menschen von Vorurtheilen leiten lassen, welche diesen Grundsätzen zuwider sind, auch werden letztere durch jene scheinbaren Ausnahmen nur noch mehr bestätigt. In der hier angenommenen Voraussetzung würde der Verlust der Zuckerinseln in der That für Frankreich sehr üble Folgen gehabt haben. England würde nach Zerstörung der französischen Seemacht den Meister zur See gespielt, und bald getrachtet haben, den Ostindischen, Afrikanischen, und zu zwei Drittheilen wenigstens auch den Amerikanischen Handel an sich zu reißen. Die Monopoliensucht, welcher England so sehr ergeben ist, würde es veranlaßt haben, selbst zu seinem eignen Schaden die verderblichsten Maasregeln für andre Nationen einzugehen, und diese allen Bedrückungen auszusetzen, welche merkantilische Politik nur ersinnen kann. Bevor aber dieses machiavellische System seinen Endzweck erreicht, und ehe die Brittische Handelsmonarchie wieder gesunken wäre, wie viele Kriege würden nicht erst die Europäischen Nationen zerrüttet haben. Denn nach diesem System würden, zwar nicht auf einerlei Art, aber unablässig alle Minister gearbeitet haben, weil sie ihr Interesse dabei gefunden hätten, ihre Nation mit Eroberungen zu

beschäftigen, um entweder sich auf ihrem Platze zu behaupten, oder die innerlichen Unruhen und Trennungen der Kolonien zu verhüten, oder die Verfassung umzureißen, und eine unumschränkte Monarchie zu gründen. Vielleicht würde mehr als ein Jahrhundert unter Bedrückungen und Kriegen vergangen seyn, ehe der Verfall des brittischen Reichs den Frieden und die Freiheit des Meers wieder hergestellt worden wäre. — In dieser Rücksicht kann die Menschheit den amerikanischen Krieg verschmerzen, da durch ihn so vielen unabsehlichen Uebeln vorgebeugt worden ist.

Man kann in der That nicht leugnen, daß es die Amerikaner fast ganz in ihrer Gewalt haben, der Macht, welche sie begünstigen, das Uebergewicht zur See zu verschaffen: ihnen wird es auch leichter als den europäischen Nationen sich die Herrschaft in den amerikanischen Gewässern zu verschaffen, und sie zu behaupten. Da es überdies den Einwohnern der Westindischen Inseln, welche nicht sowohl Eigenthümer ihrer Wohnplätze als Inhaber von Manufakturen sind, ziemlich gleichgültig seyn kann, welcher Macht sie unterthan seyn, so würden sie sehr geneigt seyn, sich mit einem Volke zu vereinigen, welches keine Unterthanen, sondern Mitbürger haben, und keine andern Eroberungen als für allgemeine Freiheit machen will. Unstreitig kann es kommen, daß die englischen, französischen und spanischen Kolonisten die Ankunft der Amerikaner in ihren Besitzungen mehr fürchten als wünschen, wenn die Amerikaner die Negersklaverei bei sich ab-

schaffen, und die europäischen Nationen diese beizubehalten, barbarisch oder unpolitisch genug seyn sollten. Dann würden aber auch die Amerikaner nur desto gewisser auf glücklichen Erfolg rechnen können, denn sie würden auf jeder Insel eine grosse Anzahl von Anhängern, die Muth, Freiheitsliebe und Rachgier beseelte, finden.

Sobald also die nordamerikanischen Staaten sich von den Uebeln werden erholt haben, mit welchen sie ihre Unabhängigkeit erkauften, so wird keine Europäische Nation vernünftiger Weise einen Krieg im Meere anfangen dürfen, wo sie im Fall die amerikanischen Staaten ihre Freunde wären, sich von ihnen abhängig machen, und im entgegengesetzten Falle alles aufs Spiel setzen müßten.

Der Besitz der Antillen würde vielleicht auch ohne die amerikanische Revolution bei den gegenwärtigen Verhältnissen in kurzem ungewiß geworden seyn; er wird es auch nunmehr werden, aber später. Die Engländer würden überdies den Besitz dieser Inseln für etwas sehr wichtiges angesehen haben; die Amerikaner hingegen werden diesen Gedanken wahrscheinlicher Weise nie haben, denn sie sehen es ein, daß es für ihre Freiheit und für die Behauptung ihrer Rechte nothwendig ist, keine Unterthanen zu haben, sie können auch nicht wünschen in beträchtlicher Entfernung von sich, schwache und schwer zu schützende Bundsgenossen zu haben, und nur ein unkluges Betragen der Europäer könnte sie, die Amerikaner, reizen, nach Eroberung der Antillen zu trachten. Das

hat das französische Ministerium wohl eingesehen, und deswegen auch den Amerikanern den Zutritt in die französischen Kolonien verstattete; eine Maasregel, die eben so billig an sich, als klug und zu Erhaltung der Kolonien nothwendig war.

Die Amerikaner werden auch durch ihr Beispiel zu Erhaltung des Friedens in Europa beitragen. In der alten Welt haben sich einige aufgeklärte Philosophen, besonders Voltaire, gegen die Ungerechtigkeit und Thorheit des Krieges laut erklärt, kaum aber ist es ihnen gelungen, durch ihre Vorstellungen die Wuth des Krieges einigermaßen zu mildern. Jene ungeheure Menge Menschen, welche nur durch Blutvergießen Ruhm und Glück erwerben kann, hat ihrem Eifer Troz geboten, und in Büchern, in Lägern und an Höfen wiederholte man immerfort, es gebe weder Patriotismus noch Tapferkeit mehr, seitdem eine verabscheuungswürdige Philosophie Schonung des Menschenbluts gepredigt habe.

In Amerika hingegen sind eben diese friedfertigen Gesinnungen durch ein ganzes großes Volk verbreitet, welches doch tapfer und muthig genug war, fürs Vaterland zu kämpfen, und seine Fesseln zu zerreißen. Hier wird jeder Gedanke an einen aus Ehrgeiz oder Eroberungssucht zu unternehmenden Krieg durch die ruhige Entscheidung eines menschlichdenkenden Volks niedergeschlagen. Die Sprache der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit ist daselbst kein Gegenstand des Gelächters kriegerischer Höflinge oder ehrgeiziger Regenten. Die

Ehre das Vaterland zu vertheidigen, wird daselbst über alles geschätzt, und doch leiden die Bürger nicht unter dem Drucke des militairischen Uebermuths. Womit lassen sich nun wohl die kriegerischen Vorurtheile der Europäer gegen ein solches Beispiel rechtfertigen?

Die Revolution von Amerika kann aber noch einen andern sehr wichtigen Nutzen haben, bei welchem ich etwas verweilen muß, so schimärisch auch derselbe vielleicht einem großen Theil meiner Leser vorkommen wird.

Amerika ist ein ungeheuer großes Land, in welchem mehrere Millionen Menschen leben, die ihre Erziehung gegen Vorurtheile geschützt, und zum Nachdenken gewöhnt hat. Es giebt daselbst keinen Unterschied der Stände, keine Lockungen für den Ehrgeiz, wodurch die Menschen von dem so natürlichen Verlangen ihren Geist zu vervollkommen, ihn auf nützliche Untersuchungen zu verwenden, und nach dem Ruhm, welcher der Lohn grosser Unternehmungen und Erfindungen zu streben, entfernen könnte. Kein Zwang ist da, welcher einen Theil der Menschen in Niedrigkeit, Unwissenheit und Elend gefesselt hielte. Man kann also hoffen, daß Amerika nach einigen Generationen, dadurch daß es fast eben so viel Menschen, die für Wissenschaft und Aufklärung arbeiten, als ganz Europa hervorbringt, die Masse und den Fortgang

menschlicher Kenntnisse wenigstens doppelt vermehren und beschleunigen wird. Die wohlthätigen Folgen, welche dieses für die Menschheit haben wird, muß man als Wirkungen der Revolution betrachten. Die Abhängigkeit vom Mutterlande würde zwar, wie Franklins Beispiel beweißt, das Genie der Amerikaner nicht verlöscht, aber wenigstens auf andre Gegenstände gerichtet haben. Der Wunsch, in England etwas zu gelten, würde in dem Herzen eines geistreichen Amerikaners alle andre Empfindungen erstickt, und ihn unumschränkt beherrscht haben, und diejenigen, welche keine Aussicht zu Erfüllung dieses Wunsches gehabt hätten, würden träge und muthlos geworden seyn.

Die Staaten, welche von weit entfernten Regenten beherrscht werden, die Provinzen großer Reiche, welche von der Hauptstadt weit entlegen sind, geben auffallende Beweise für diese Behauptung.

Vielleicht wundert man sich, daß ich einige Entdeckungen und Erfindungen, und die Erweiterung menschlicher Kenntnisse, jenen großen Gegenständen, der Behauptung der Rechte der Menschheit, der Erhaltung des Friedens und den Handelsvortheilen an die Seite setze. Allein, nach langem Nachdenken über die Mittel das Schicksal der Menschen glücklicher zu machen, finde ich, daß es nur ein solches Mittel giebt, und dieses ist Aufklärung. Ein jedes andres Mittel thut nur vorübergehende und eingeschränkte Wirkung. Wollte man auch zugeben, daß Irrthümer, Fabeln, ver-

wickelte Regierungssysteme, die nicht sowohl nach vernünftigen Grundsätzen, als nach Lokalvorurtheilen eingerichtet waren, das Glück einiger Nationen gemacht haben, so würde man doch auch gestehen müssen, daß dieses hochgerühmte Glück immer sehr vergänglich gewesen ist, und Uebeln Platz gemacht hat, welche die Vernunft seit vielen Jahrhunderten noch nicht hat heilen können. Man kläre nur die Menschen auf, so wird man bald sehen, daß allgemeines Glück die Folge davon seyn wird.

Bisher habe ich nur solche vortheilhafte Wirkungen der amerikanischen Revolution betrachtet, welche ihrer Natur nach allen Nationen gemein seyn müssen, wiewohl diejenigen, die sich auf Erhaltung des Friedens beziehen, hauptsächlich nur solche Nationen angehen, die, wie Frankreich, Spanien, England und Holland, Kriegen mit Amerika ausgesetzt sind.

Frankreich würde mehr als alle andre europäische Staaten von den hellen Begriffen der Amerikaner über Eigenthumsrecht und natürliche Freiheit Nutzen ziehen, weil dieses Reich solcher Begriffe mehr als die englische Nation bedarf, und dabei aufgeklärt genug ist, um sie benutzen, und ohne große Schwierigkeiten Verbesserungen einführen zu können.

Um zu untersuchen, welche Vortheile die amerikanische Revolution der Handlung aller Na-

tionen bringen wird, muß ich nunmehr vor allen Dingen untersuchen, was für Nutzen eine Nation überhaupt vom auswärtigen Handel haben kann.

Eine Nation findet beim auswärtigen Handel 1) Gelegenheit, sich nothwendige oder doch zur Bequemlichkeit dienende Waaren, die ihr abgehen, zu einem wohlfeilern Preiße, und mit größerer Gewißheit zu verschaffen; 2) durch den größern Absatz der inländischen Produkte und Manufakturwaaren die Producenten zu größerer Betriebsamkeit aufzumuntern. Die Betriebsamkeit aber kann nicht zunehmen, ohne einen vortheilhaften Einfluß auf den reinen Ertrag der Ländereien und mithin auch auf den wahren Reichthum des Landes zu haben.

Diese beiden Vortheile, nämlich die gewissere und vortheilhaftere Einfuhr der Waaren, und eine häufigere Ausfuhr, scheinen vielleicht in eins zusammen zu fließen, weil die eine ohne die andere nicht bestehen kann. Allein ich mache zwischen beiden einen Unterschied, denn der unmittelbare Endzweck ist bei der vermehrten Einfuhr, Zuwachs an Bequemlichkeit, bei der vermehrten Ausfuhr aber Zuwachs an Reichthum. Ueberdies kann der Ausfuhrhandel in einem Lande die Menge der Produkte desselben nie vermehren, ohne daß aus diesem Ueberfluß eine geringere Gefahr ihrer zu ermangeln entstehen sollte.

Zu den Vortheilen, die eine Nation vom auswärtigen Handel hat, muß man auch diejenigen

zählen,

zählen, welche sie von ihrem Kunstfleiß und ihrer Handelsgeschicklichkeit zieht. Davon könnte ein Volk, das auf einem dürren Felsen wohnte, wofern es nur einige Kapitalien hätte, leben, und sogar seine Kapitalien vermehren, indem es jährlich zum Lohn seiner Bemühungen oder Handelsspekulationen einen Theil der Einkünfte einer fremden Nation gewönne. Dieser dritte Vortheil, welcher für einen kleinen Handel- und Manufakturstaat der wichtigste ist, hat für eine große Nation, deren Besitzungen sehr weitläuftig sind, wenig zu bedeuten.

Der Handel wird allezeit durch Tausch getrieben, und zwar durch Tausch solcher Dinge, welche sich jährlich erneuern, denn außerdem könnte er nicht dauerhaft seyn, weil ein Volk, das jährlich für eine ihm nothwendige Waare eine andre sich nicht erneuernde Waare hingäbe, nach einiger Zeit sich in der Unmöglichkeit den Tausch fernerhin zu treffen, finden würde.

Die Art, wie der Tausch geschieht, ist nicht gleichgültig. 1 Gesetzt, daß ein Land, welches keine reichen Bergwerke hat, von einem andern Waaren für Geld kauft, so ist klar, daß es an ein drittes Land Waaren für Geld verkauft, und also in dem wahren Umtausch der Waaren gegen Waaren den Profit für den Kaufmann doppelt bezahlen muß. Geschähe der Waarentausch unmittelbar, so würde ein solches Land den Profit nur einfach bezahlen; auch kann sich der Kaufmann, welcher so wohl beim Kauf als beim Verkauf gewinnt, mit

einem geringern Gewinn begnügen. Hiebei wird also den Bürgern, überhaupt genommen, eine Menge unnützer Kosten erspart. Es ist demnach nicht gleichgültig, ob man einerlei Waaren wieder in Waaren oder in Geld bezahlt, und bei sonst gleichen Umständen ist es immer vortheilhafter mit Waaren zu bezahlen.

2. Es ist für ein Land vortheilhafter, solche Waaren auszuführen, deren Gewinnnng in Vergleichung mit dem reinen Ertrag größern Vorschuß erfordert, und sich selbst weniger gleich, und allerlei Gefahren mehr unterworfen ist. Der auswärtige Handel ist ein Mittel sich des Absatzes solcher Waaren in fruchtbaren Jahren zu versichern, und den Producenten gewissen Unterhalt zu verschaffen. Daher bringt es z. B. mehr Gewinn, Wein, als Getraide, Holz u. s. w. auszuführen.

3. Es ist vortheilhafter, rohe Produkte auszuführen, weil dadurch, wenn nur die Freiheit unverletzt bleibt, die Kultur in gleichem Grade aufgemuntert wird, als wenn man verarbeitete Erzeugnisse ausführte *). In dem einen Fall wird die Kultur getrieben, um fremde Waaren zu kaufen, in dem andern um inländischen Arbeitern Brod zu verschaffen, und der Erfolg ist der nämliche, wenn

*) Diesen Satz möchten wohl wenig Staatsökonomen dem Verf. einräumen; er hängt auch in der That mit dem Nachsatz so wenig zusammen, daß ich fast einen Druck- oder Schreibfehler im Text vermuthe.

die Kultur nicht durch Handelsverbote beeinträchtigt wird. Aber in dem erstern Falle wird blos die Kultur begünstigt, im zweiten aber auch die Industrie, und man hat davon den Vortheil, daß man gleiche Preise halten, und vollkommnere Waaren liefern kann.

Es ist auch aus der nämlichen Ursache besser, wenn man nicht verarbeitete, als wenn man verarbeitete Waaren ins Land zieht, doch allezeit mit der Bedingung, daß die Handelsfreiheit dabey nicht leide. Diese Bedingung ist nothwendig, denn ohne sie wird es geschehen, daß entweder die rohen Waaren zu niedrigern Preisen verkauft, oder die Manufakturwaaren theurer gekauft werden, und dieses wird ein wahrer Verlust, und vernichtet alle Vortheile, die man von Handelsverbindungen hoffen dürfte.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen will ich nunmehr die Vortheile untersuchen, welche ein unmittelbarer Handel mit Amerika für Europa, und insonderheit für Frankreich haben kann.

Jede Erweiterung eines freien Handels ist ein Gut: 1) weil daraus nothwendig auf einer Seite mehr Aufmunterung für die Kultur, und auf der andern mehr Genuß für gleichen Preis entspringt; 2) weil daraus natürlicher Weise folgt, daß jedes Land schneller dahin kommt, weiter nichts als was es selbst erzeugen kann, zu verarbeiten, und zwar mit größerm Vortheil zu verarbeiten. Das Wachs=

thum des Reichthums und Wohlstandes, welches aus Einführung der natürlichen Ordnung entspringen kann, läßt sich nicht berechnen. Unglücklicher Weise muß die jetzt herrschende Sucht alles selbst zu produciren und zu fabriciren, zum Beweise dienen, wie wenig man noch den Nutzen eines ausgebreiteten und freien Handels einsieht.

Die Amerikaner besitzen ein sehr großes Land, das zum Theil noch nicht ganz urbar gemacht ist. Sie können daher noch lange Zeit nichts anders als Feldbau treiben. Denn in einem freien Lande wird ein Jeder, so betriebsam er auch immer seyn mag, den Stand eines Landeigenthümers jedem andern vorziehen, so lange als er sich schmeicheln darf, es dahin bringen zu können, ohne seiner Bequemlichkeit allzuviel aufopfern zu müssen. Daher wird auch Amerika noch lange Zeit nichts weiter als rohe Waaren nach Europa ausführen, und Manufakturwaaren daher abholen können. Es wird wenig baares Geld im Handel anlegen können, weil der größeste Theil der Kapitalien auf den Anbau des Landes und auf Niederlassungen in entfernten Gegenden verwendet werden muß. Amerika wird also nur unmittelbaren Tauschhandel mit Europa treiben können. Die einzige Waare, die es noch lange Zeit aus Europa ziehen wird, ist der Wein, dessen Ausfuhr sehr vortheilhaft ist.

Frankreich ist unter allen europäischen Staaten derjenige, für welchen der Handel mit Amerika die größeste Wichtigkeit hat. 1) Weil Frankreich aus den Nordländern, Oel, Eisen, Hanf und Holz

holen muß, Waaren, die es in Amerika für seine Manufakturwaaren eintauschen kann. 2) Weil in Miswachsjahren der amerikanische Reis und andres Getraide eine sehr nahmhafte Hülfe für die französischen Küsten und Inseln in Westindien seyn muß. 3) Weil Frankreich einen starken Weinhandel nach Amerika treiben kann: dadurch, da es diesen fast allein und ausschließlich hat, und da es auch in Ansehung der Manufakturen die Konkurrenz mit England aushalten kann, muß es nothwendig das Uebergewicht über letztgedachtes Land im amerikanischen Handel gewinnen; und eben so auch in Ansehung der übrigen europäischen Nationen, so lange die Industrie in Portugall und Spanien noch unbedeutend bleibt *).

Man hat vielleicht gemuthmaßt, daß England allezeit im Besitz des stärksten Handels mit Amerika seyn würde, und gewiß würde auch bei übrigens gleichen Umständen die Gleichheit der Sprache, der Lebensart, der Religion, nebst der Gewohnheit, sich englischer Fabrikwaaren zu bedienen einen grossen Einfluß haben. Allein dieser würde auch nur in der allerersten Zeit seine Kraft äußern, und diese müßte hier eben auch in der ersten Zeit durch die noch übrigen Empfindungen eines sehr gegründeten Widerwillens gegen die Engländer, und durch die

*) Man sieht ohne mein Erinnern aus diesen Aeußerungen über den französisch amerikanischen Handel, daß der Verfasser dieses Aufsatzes nicht derselbe ist, von dem die vorigen Abschnitte herrühren.

im letzten Kriege geschlossenen Verbindungen sehr geschwächt werden. Frankreich würde also immer Zeit genug haben, um Maasregeln zu ergreifen, wodurch jene Hindernisse seines Interesse aus dem Wege geräumt werden können, und die französischen Manufakturisten würden bald lernen sich in den Geschmack und die Bedürfnisse der Amerikaner zu schicken, und ihnen zuvor zu kommen. Auch das Hinderniß der Sprachverschiedenheit könnte gehoben werden, wenn in französischen Städten Schulen angelegt würden, wohin die Amerikaner ihre Kinder schicken könnten, um sie in der französischen Sprache unterrichten zu lassen. Nur müßte in diesen Schulen kein Religionsunterricht ertheilt werden.

Die Verschiedenheit der Religion kann nicht mehr lange dem Handel zwischen Amerika und Frankreich im Wege stehn. Denn das heiligste Religionsgesetz bei den Amerikanern ist allgemeine Toleranz — oder richtiger allgemeine Religionsfreiheit, denn selbst das Wort Toleranz ist bei dieser durch Vernunft geleiteten, und aufgeklärten Nation ein Schimpf für die menschliche Natur. Warum wollte man aber alle Hoffnung aufgeben, daß auch in Frankreich die Toleranz (man verzeihe mir dies europäische Wort) sich künftig niederlassen könne, da sie doch jetzt in der alten Welt überall von Kamtschatka bis nach Island, und von Lappland bis an die Appenninen herrscht *)? Die Könige

*) Eine rednerische Hyperbel!
Anm. des Uebers.

von Frankreich sind unter allen großen Fürsten die einzigen, welche die Toleranz noch nicht begünstigt haben. Aber sie wird in Frankreich einmüthig von allen aufgeklärten Leuten in allen Ständen gewünscht und laut gefordert *). Sollen diese Forderungen fruchtlos seyn? Soll man nicht hoffen dürfen, daß die Regierung den Grundsätzen der Gerechtigkeit und des gemeinen Besten, die man ihr vorhält, nachgeben, und die Beschämung, so lange gezaudert zu haben, durch eine desto vollkommnere Toleranz wieder gut machen werde?

Die besondern Vortheile einzelner Nationen beim amerikanischen Handel werden unstreitig nach und nach abnehmen, und werden nur diejenigen fernerhin bestehen, welche aus einem ausgebreiteten Activhandel zwischen reichen und betriebsamen Nationen entspringen. Diese Veränderung aber wird erst in vielen Jahrhunderten zu Stande kommen, und dann werden die neuen Fortschritte des Menschengeschlechts in Weisheit und Vollkommenheit den aufgeklärten Nationen beider Welttheile nichts weiter zu wünschen übrig lassen.

*) Von allen Aufgeklärten — aber wie gering die Anzahl derselben sey, kann man aus den Bewegungen schließen, welche in Frankreich über das königliche Edikt entstanden, worin den Protestanten einige in der That sehr unbedeutende Milderungen der Intoleranz — Freiheiten kan man sie kaum nennen — zugestanden wurden.

Anm. d. Ueb.

Es ist unmöglich, daß eine neue Handelsnation, welche die Anzahl derjenigen vermehrt, die den Handel mit Klugheit und Thätigkeit treiben, nicht unter denselben die Konkurrenz vermehren sollte, deren Wirkung die Verminderung der Transportkosten ist: dieses aber ist Gewinn für alle Nationen, die kein andres Interesse haben, als sich Waaren, die ihnen nothwendig oder zur Gewohnheit geworden sind, in Menge und um die niedrigsten Preise zu verschaffen.

Man darf auch nicht glauben, daß sich der Handel von Amerika immerfort nur auf die Waaren einschränken müsse, welche es jetzt den Europäern liefert. Denn wie viel Produkte enthält nicht dieses ungeheure Land, welche unsre Naturforscher und selbst die Landeseinwohner kaum noch kennen, und deren Nutzen man vielleicht künftig erst entdecken wird?

Strenge Moralisten werden vielleicht einwenden, dieser Vortheil, welcher uns nur neue Bedürfnisse zuziehen würde, sey im Grunde ein Uebel; allein ich erwiedre hingegen, daß er uns vielmehr nur neue Mittel die natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, zuwenden werde. In allen Ländern und zu allen Zeiten, wo eine beträchtliche Ungleichheit des Vermögens statt finden wird, werden die Menschen erkünstelte Bedürfnisse haben, und diese werden durch den Reiz des Beispiels verführt, selbst diejenigen fühlen, welche aus Armuth sie nicht befriedigen können. Vervielfältigt man also die Mittel diese erkünstelten Bedürfnisse

zu befriedigen, und macht man sie weniger kostbar, so wird dadurch wirklich etwas Gutes gestiftet, und die Folgen der Ungleichheit der Glücksgüter weniger empfindlich gemacht, und wenn jemals der langsame aber gewisse Einfluß eines guten Gesetzsystems jene Ungleichheit aufheben kann, so werden zugleich mit ihr die künstlichen Bedürfnisse, welchen sie das Daseyn gab, verschwinden, oder es wird vielmehr von diesen nur noch so viel übrig bleiben, als das menschliche Geschlecht zu Unterhaltung der Thätigkeit, Betriebsamkeit und Wißbegier, die zu seinem Glück so unentbehrlich ist, bedarf.

Ich wünschte, daß ich zu den Vortheilen, welche die Verbindungen mit Amerika für Europa haben werden, auch das Beispiel einer vollkommnen und uneingeschränkten Handelsfreiheit hätte rechnen können. Allein, wenn die neuen amerikanischen Freistaaten in andern Theilen der Staatskunst, die aufgeklärtesten europäischen Nationen übertroffen haben, so scheint es hingegen, daß sie in Ansehung zweier genau verbundner Gegenstände, nämlich der Handlung und der Auflagen noch etwas von den Vorurtheilen ihres Mutterlandes beibehalten haben. Sie scheinen nicht deutlich genug einzusehen, daß es das Interesse von Amerika heischt, allen Waaren und allen Nationen freie Ein- und Ausfuhr, Kauf und Verkauf ohne Ausnahme oder Privilegium zu gestatten, es mögen nun die Europäer den Handelszwang beibehalten oder aufheben, oder gar noch drückender machen. Einige amerikanische Staaten, durch merkantilische Spe-

kulationen nach dem Beispiel der Europäer verleitet, haben sogar den Handel durch indirecte Auflagen eingeschränkt, und nicht eingesehen, daß es in einem Lande, wo der größeste der Einwohner Landbesitzer, die Güter gleicher als in Europa vertheilt, und die Abgaben sehr gering sind, sehr leicht seyn würde, eine unmittelbare Auflage von den liegenden Gründen zu erheben.

Eine solche Besteurungsart kann der Urbarmachung unangebauter Ländereien keineswegs hinderlich seyn, denn man kann leicht nach Frankreichs Beispiel eine Frist bestimmen, vor deren Ablauf die neu angebauten Grundstücke keine Abgabe entrichten. Es ist auch der Mangel an baarem Gelde in Amerika kein Einwurf hiegegen, weil nicht nur die Abgaben in diesem Lande klein sind, sondern auch bei den Nationen, die mit Abgaben am meisten beladen sind, das Geld in klingender Münze oder Papieren, welches zu Erfüllung der Abgaben nöthig ist, nur einen sehr kleinen Theil der Geldmasse ausmacht, welche der Handel in Umlauf setzt.

Erwägt man die Regierungsgeschichte der vereinigten Staaten seit ihrer Unabhängigkeitserklärung, so findet man ihre Verfassungen nicht überall gleich gut und gleich weise eingerichtet. Keine von allen ist, in welcher man nicht einige Fehler wahrnehmen könnte, es sind auch nicht alle seit der Independenzacte gegebene Gesetze in gleichem Grade gerecht und weise; indessen wird man doch

in keinem Theile der politischen und Criminalgesetzgebung grobe Irrthümer oder verderbliche Grundsätze wahrnehmen. Vielmehr verräth in den Finanz- und Handelsoperationen fast alles einen fortwährenden Kampf zwischen den alten aus Europa abstammenden Vorurtheilen und den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Freiheit, welche den Amerikanern so heilig sind.

Alle jene Fehler eingestanden, wird doch die Liebe der Amerikaner zur Gleichheit der Stände, ihre Achtung für Freiheit und Eigenthumsrecht, und die Form ihrer Konstitutionen sie auf immer abhalten, Handelsverbote oder ungeheure den Handel drückende Eingangszölle, oder ausschließende Handelsprivilegien oder Monopolien gewisser Waaren, oder Visitationen, oder Handels- und Handwerkszünfte, oder sonst etwas von dem allen, was in Europa der kaufmännische Geist und die Sucht alles zu dirigiren ersonnenhat, bei sich einzuführen. Das Beispiel von Amerika wird die Europäer überzeugen, daß alle solche Operationen ungerecht und schädlich sind.

Etwas von den allerneuesten Staatsveränderungen, und andern Begebenheiten in Nordamerika.

Im Staate Massachusets sind neuerlich einige Unruhen vorgefallen. Daran war vornehmlich der Umstand schuld, daß es vielen Personen unmöglich war, die Auflagen und ihre Privatschulden ohne gänzlichen Ruin ihres Vermögens zu bezahlen. Die ungeheure Menge fremder Waaren, welche diesen Staat gleich nach dem Friedensschluß überschwemmte, und die unaufhörlichen Zahlungen, welche an die englischen Gläubiger für Schulden, die vor dem Kriege gemacht worden waren, geschahen, nahmen alles baare Geld weg. Da die Unmöglichkeit die Auflagen zu entrichten, einige Jahre fortgedauert hatte, und die Reste also zu einer beträchtlichen Summe angewachsen waren, so sahe sich die Regierung genöthigt, dieselben mit Strenge einzutreiben. In einigen Grafschaften, wo diese Maasregeln, und die Schritte der Gläubiger am härtesten auffielen, suchten einige übelgesinnte, oder vielmehr durch Verzweiflung aufs äusserste getriebne Leute von den Umständen Gebrauch zu machen, und Unordnungen anzufangen. An ihrer Spitze befand sich ein ehemaliger Wachtmeister von der Armee, Namens Shayes.

Ihre erste Unternehmung war, daß sie die Einwohner zusammen beriefen, von welchen aber

die Klügsten zu Hause blieben. In den Versammlungen beschloß man die Gerichtshöfe verschließen zu lassen, mit Zahlung der Abgaben einzuhalten, Papiergeld in Umlauf zu bringen, und die Regierung gewissermaßen zu verändern. Alle diese Vorschläge schienen zum Besten des Volks zu gereichen. Die Unthätigkeit der Gerichte verschaffte den Schuldnern Ruhe, die Ausstellung des Papiergelds gab Hofnung, die Schulden ohne Beschwerde zu bezahlen, und die Abänderungen, welche man in der Regierungsform machen wollte, hatten den Endzweck, die Verwaltungskosten, die ohnehin nicht groß sind, zu vermindern.

Da die Misvergnügten keine Hofnung hatten, die Stimmenmehrheit für sich zu gewinnen, und vermöge derselben gesetzmäßig zu verfahren, so brauchten sie Gewalt. Sie zogen gewafnet in grossen Schaaren herum, und unterbrachen in einigen Grafschaften den Gang der Gerichtsgeschäfte, ohne sonst andre Unordnungen zu begehen. Der Gouverneur ließ sogleich die Repräsentanten des Staats zur allgemeinen Rathsversammlung berufen, in welcher beschlossen wurde, ein Corps von 1500 Mann unter den Befehlen des Generals Lincoln zu errichten, und dasselbe mit einer hinlänglichen Anzahl von Landtruppen zu verstärken, um der Meuterei Einhalt zu thun, und die Ruhe wieder herzustellen.

Mittlerweile hatte der General Shepperd ungefähr achthundert Mann von der Landmiliz zu-

sammengebracht, um das Arsenal zu Sprinfield zu beschützen. Da Shayes an der Spitze von zwölfhundert Mann ihn aufforderte sich zu ergeben, so antwortete er mit einer vollen Ladung seines Geschützes, wodurch vier Mann getödtet, viele verwundet, und alle übrige zerstreuet wurden. Diese leztern vereinigten sich wieder in einer gewissen Entfernung, aber der General Lincoln, der mit seinen Leuten einen forcirten Marsch gemacht hatte, entschied die Sache in einem Augenblick. Eine Anhöhe, welche zwischen ihm und den Aufrührern war, hinderte ihn sie einzuholen, indessen machte er doch hundert und funfzig Gefangne, und zerstreute die übrigen, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Shayes entfloh mit siebzehn der vornehmsten Rädelsführer, und man glaubt, daß sie sich jezt in Canada aufhalten. Die übrigen kehrten in ihre Heimath zurück.

Der erste Unfall, welcher diesen Rebellen begegnete, war das Werk einer Kompagnie Freiwilliger, welche mit verhängtem Zügel aus Boston weggeritten waren, und drei von den Häuptern der Misvergnügten gefangen nahmen.

Was die entflohenen anbelangt, so sezte die Regierung von Massachusets einen Preis für diejenigen aus, die sie anhalten und gefänglich einziehen würden. Eben dieses thaten die Regierungen von New-Hamshire und Vermont, wohin sie dem gemeinen Gerücht nach geflohen seyn sollten.

Nachdem die Unruhen gestillt waren, setzte man eine Kommission nieder, um den Verfall zu untersuchen, und diejenigen, welche es verdienten, von der Strafe loszusprechen.

Diese Leute hatten sich keine Beleidigung gegen irgend jemand erlaubt. Da die meisten von ihnen nur verblendet waren, und keine bösen Absichten hatten, so konnten sich die wenigen, welche schlimmere Endzwecke hatten, nicht wohl anders betragen, ohne sich zu verrathen und ihre Absicht zu verfehlen.

Zufolge der neuesten Nachrichten hatten die Commissairs schon siebenhundert und neunzig los gegeben, und nur einige wenige Anführer waren schuldig befunden, und ins Gefängniß gesetzt worden, um in ihren Grafschaften verhört zu werden, und ihr Urtheil zu empfangen. Vermuthlich wird auch denjenigen, welche des Todes schuldig befunden werden, größtentheils Pardon ertheilt, und nur drei oder vier der strafbarsten hingerichtet werden. Wollte man allen ohne Unterschied Gnade wiederfahren lassen, so würde vielleicht die ganze Sache nur für Kleinigkeit angesehen, oder die Regierung für ohnmächtig und schwach gehalten werden.

Die Unruhen in Massachusets haben in Europa Gelegenheit zu Deklamationen gegen die Volksregierungen gegeben. Ich sage, zu Deklamationen, nicht zu Untersuchungen, denn bei gehöri-

gem Nachdenken würde man gefunden haben, daß die Geschichte dieses Aufstandes vielmehr, aus welchem Gesichtspunkte man ihn nur immer betrachten mag, die Vortreflichkeit der Volksregierungen beweißt.

In der Zeit von eilf Jahren, da die dreizehn amerikanischen Staaten bestehen, hat man nur den einzigen Aufstand erlebt, dessen ich eben gedacht habe. Geschähe eben dieses in jedem der übrigen Staaten, in einem gleichen Zeitraum, so würden hundert und drei und vierzig Jahr vorübergehen müssen, ehe in jedem der dreizehn Staaten sich ein Volksaufruhr ereignet hätte. Wo findet man nun andre Staaten, in welchen dergleichen Vorfälle so selten wären? In den Morgenländern hat selbst der schrecklichste Despotismus sie nicht verhindern können. Man rechne ferner von den despotischen, monarchischen und gemischten Staatsverfassungen, drei der bekanntesten, das Othmanische Reich, Frankreich und Grosbritannien, man bemerke die bürgerlichen Unruhen, die sich in denselben, ich will nicht sagen, binnen hundert und drei und vierzig, sondern nur seit eilf Jahren ereignet haben, und vergleiche sie mit allen ähnlichen Begebenheiten, die in den vereinigten Staaten vorgefallen sind, so wird man bekennen müssen, daß im leztern, während dieses Zeitraums, in Vergleichung mit andern Staaten tiefer Friede und Ruhe geherrscht haben.

Die

Die Unruhen in Massachusets waren eine Wirkung unglücklicher Umstände, die seit langer Zeit überhand genommen hatten, und die endlich unerträglich wurden, da man sich genöthigt sahe, große Summen Geldes durch Auflagen zu erheben. Nunmehr aber, da dieser kritische Zeitpunkt vorüber ist, darf man hoffen, daß eine solche Unruhe nicht wieder vorfallen wird.

Alles Uebel, was der Aufstand in Massachusets veranlaßte, beschränkte sich auf die vorübergehende Unthätigkeit einiger Gerichtshöfe, und auf ein Scharmützel, in welchem, wie ich gesagt habe, etwa vier von den Aufrührischen getödtet, und einige verwundet wurden. Die ganze Sache wird durch die Hinrichtung von drei oder vier Rädelsführern abgethan werden, welche zum abschreckenden Beispiel dienen sollen. Was ist das alles in Vergleichung mit dem, was sich bei den Empörungen in England zu ereignen pflegt? Welcher Unterschied, wenn man damit auch nur die Folgen von der Empörung des Lord Gordon vergleicht. Diese letztere wurde durch keine unglückliche Begebenheit veranlaßt, und hatte blos den Endzweck, daß das Parlament gezwungen werden sollte, einen sehr gerechten und billigen Beschluß zu widerrufen. Die Empörung zu Glasgow, die sich erst vor einigen Monaten ereignet, und von welcher man kaum etwas in den Zeitungen erwähnt hat, ist in ihren Folgen weit schlimmer gewesen, als

der Aufstand in Massachusets, wovon man in Europa so viel Aufhebens gemacht hat. Denn in Glasgow zählte man unter den Aufrührern fünf Getödete und viel Verwundete: überdies wurde auch die erste Magistratsperson der Stadt, nebst vielen andern, welche herbeigeeilt waren, den Tumult zu stillen, verwundet, und viele Personen litten Schaden an ihrem Vermögen.

Die Aufrührer in Massachusets beleidigten niemand, und bezahlten für alles, was sie brauchten, so viel als sich gebührte. Noch mehr aber, als durch alles andre müssen diejenigen, welche haben wollen, daß die Regierung ihre ganze Macht in solchen Fällen brauchen sollte, durch das Betragen widerlegt werden, welches die Einwohner beobachteten, um den Tumult zu stillen. In welchem andern Staate würde man sich wohl, um dieses zu bewerkstelligen, so allgemein und so eifrig bemühen? Wo würde man wohl ganze Kompagnien von Freiwilligen sich waffnen und herbeieilen sehen, um die Regierung zu unterstützen? Mit einem Worte, dieser Aufstand in Massachusets, welchen seynwollende Politiker auf eine so abgeschmackte Art beschrieben haben, ist vielleicht einer von den überzeugendsten Beweisen, daß man um gute Ordnung in einer Nation zu erhalten, diese selbst nur dafür sorgen lassen darf.

Man kann sich jetzt überzeugen, daß eine Nation, wo alle gleiche Rechte haben, ihre Regie-

rung, wenn sie dieselbe gut findet, beibehalten, im entgegengesetzten Fall ändern, und wenn sie fehlerhaft ist, verbessern wird: daß zu dieser Absicht die Mehrheit der Stimmen keiner Gewalt bedarf, und die kleinere Anzahl der Stimmen natürlicherweise mit Gewalt nichts ausrichten kann; daß, was man in Europa Pöbel nennt, eine Volksklasse ist, die in den amerikanischen Staaten nicht existirt noch existiren kann; daß Nationalzwiste in einem Staate, wo es keinen gehäßigen Unterschied der Stände giebt, unmöglich tief einwurzeln können: daß diejenigen, welche in einem Staate kein Bürgerrecht haben, wo nicht feindselig, doch gleichgültig gegen die eingeführte Staatsverfassung gesinnt seyn müssen: daß endlich das einzige Mittel, dem Volke die Erhaltung guter Ordnung werth zu machen, darin besteht, daß man Glück und Sicherheit des Volks einzig nur auf gute Ordnung gründe.

Der Graf Mirabeau sagte im Jahr 1784 ganz richtig: „Ihr redet von Toleranz, und doch „ist auf der ganzen Erde, selbst die neuen ameri„kanischen Freistaaten nicht ausgenommen, kein „Land, wo es, um alle Vortheile der bürgerlichen „Gesellschaft zu genießen hinreichend wäre, wenn „man nur die bürgerlichen Tugenden ausübt *).“

*) Lettre du comte de *Mirabeau* sur MM. de Cagliostro & Lavater, Berlin 1786.

Schriebe der Graf Mirabeau jetzt, so müßte er wenigstens Virginien ausnehmen. Denn in diesem Staat hat man die Religion von den Pflichten und Rechten des Bürgers ganz getrennt, und unumschränkte Freiheit des Gewissens und des Gottesdienstes eingeführt. Es ist zu wünschen, daß die übrigen amerikanischen Freistaaten bald eben so verfahren mögen.

Neuerlich hat man auch die erfreuliche Nachricht erhalten, daß Südkarolina die Sklaveneinfuhr auf drei Jahr ganz verboten hat. Wahrscheinlicher Weise haben die Freunde allgemeiner Freiheit es nicht gewagt, auf ein fortdauerndes Verbot des Sklavenhandels zu dringen, um nicht allzusehr gegen die herrschende Meinung anzustoßen. Es ist aber zu hoffen, daß ein solches Verbot vor Ablauf der Frist von drei Jahren publicirt werden wird, und vermuthlich werden Nordkarolina und Georgien, die einzigen Staaten, wo die Einbringung der Sklaven immer erlaubt gewesen ist, dem Beispiel von Südkarolina bald nachfolgen.

Der Friedensschluß zwischen den vereinigten Staaten und Großbritannien, ist noch von keinem von beiden Theilen ganz in Vollziehung gebracht worden. Eine getreue Erzählung aller Umstände mag die Unwahrheiten, die man über diese Sache in Europa ausgesprengt hat, widerlegen.

Zur Zeit des Friedensschlusses waren zu New-York ungefähr viertausend Negersklaven, welche größtentheils virginischen Bürgern gehörten. Ehe die englischen Truppen New-York räumten, sollten, laut des Friedensschlusses die Sklaven zurück gegeben werden. Da man dieses von dem Commendanten des Platzes, dem General Carleton verlangte, so antwortete er, die Friedensbedingungen wären ihm nicht unbekannt, er hätte aber den Negern die Freiheit versprochen, und wollte sein gegebnes Wort nicht brechen. Er nahm sie also mit sich, und überließ es der Brittischen Regierung, den Werth der Sklaven ihren Herren wieder zu erstatten. Es ist zu beklagen, daß der erste Fall, wo Großbritannien die Bedingungen nicht erfüllte, durch eine Handlung veranlaßt wurde, welche dem Brittischen Befehlshaber Ehre machte.

Während des Krieges waren die Gerichtshöfe in verschiednen amerikanischen Staaten ausser Thätigkeit gesetzt, und alle hatten durch ein ausdrückliches Gesetz den englischen Gläubigern das Recht, ihre Schuldner gerichtlich zu belangen, abgesprochen. Ein Artikel des Friedensschlusses enthielt, daß alle solche Rechtsverweigerungen, welche englische Gläubiger angingen, aufgehoben werden sollten. Die Generalassembly von Virginien ließ sie bestehen, weil der General Carleton die Auslieferung der Sklaven verweigert hatte. Hierüber beklagte sich der Kongreß, und nunmehr

machte die Assembly das Gesetz, daß die englischen Gläubiger ihre außenstehenden Schulden in sieben gleichen jährlichen Terminen, nebst den seit dem Frieden aufgelaufenen Zinsen sollten einfordern können.

Durch dieses Gesetz wurde der gegenseitige Vortheil der Gläubiger und der Schuldner begünstigt. Denn unter den letztern sind viele, die sich ruiniren würden, ohne doch ihre Gläubiger zu befriedigen, wenn man ihnen nicht Bezahlung in Fristen zugestände. Die brittischen Gläubiger verstanden sich hiezu in einer Konferenz mit den amerikanischen Ministern am französischen und englischen Hofe; allein der englische Staatssekretär, dem anfangs die Unterhandlung annehmlich schien, machte bald, daß sie weiter keinen Fortgang hatte.

In den westlichen Gegenden des Landes, welches nach dem Friedensschlusse den amerikanischen Staaten gehört, hatten die Engländer einige Forts, die sie noch immer besetzt hatten, ob gleich die Räumung derselben ausbedungen worden war. Diese Forts sind ihnen zum Handel mit den Wilden sehr bequem gelegen, auch können sie da dieselben am leichtesten zu Unterstützung ihrer Absichten bewegen. Unstreitig ist es der englischen Regierung sehr lieb, einen Vorwand zu haben, unter welchem sie jene Forts behalten, und viel

leicht noch andre Absichten, die nicht lange verborgen bleiben werden, betreiben kann.

Virginien hatte kein Recht, das Gesetz beizubehalten, durch welches den Brittischen Gläubigern die Gerichtshöfe verschlossen wurden; hatte auch kein Recht, das Gesetz zu geben, durch welches die Gläubiger auf Zahlung in sieben Fristen gesetzt werden. Die Billigkeit der Sache macht sie noch nicht gerecht. Im Friedensschluß war ohne Bedingung festgesetzt, die Tribunale sollten den englischen Gläubigern wieder eröfnet werden. Allerdings begingen die Engländer den ersten Fehler, weil sie die Sklaven weder zurück gaben, noch ihren Werth bezahlten; allein Virginien hätte sich, anstatt diesem Beispiel zu folgen, an den Kongreß wenden sollen, welcher allein das Recht hat, in allen Angelegenheiten, welche die Union angehen, Unterhandlungen zu pflegen, und zu entscheiden. Wollte sich ein einzelner Staat hierein mischen, so würde bald Anarchie einreißen.

Man liest das Resultat der Verhandlungen zwischen dem Kongreß und der englischen Regierung in einem Briefe des Brittischen Staatssekretairs, Lord Carmarthen an Herrn Adams bevollmächtigten Minister der vereinigten Staaten am Hofe zu St. James. Lord Carmarthen erklärt in diesem Briefe, Großbritannien werde die Friedensbedingungen nicht erfüllen, so lange sich

Amerika hierin saumselig finden lassen würde. Er erwähnt die Umstände, unter welchen die Staaten dem Friedensschluß nicht nachgekommen sind. Unterm 24sten September 1786 machte man zu Philadelphia eine Schrift bekannt, in welcher Pensylvanien gegen die Behauptungen des Brittischen Staatssekretairs vertheidigt wird. Es heißt daselbst, es wären die englischen Gläubiger seit dem Frieden nie mit ihren Klagen gegen amerikanische Schuldner abgewiesen worden, das wäre nur in Ansehung der einheimischen Schulden geschehen, die englischen Kaufleute hätten in Pensylvanien seit dem Frieden immer das Recht gehabt, sowohl die Grundstücke als die beweglichen Güter ihrer Schuldner in Beschlag zu nehmen, dahingegen in England die Grundstücke privilegirt wären. Ueberdies nehme das Gesetz im Staat Pensylvanien von den nicht klagbaren Schulden ausdrücklich die an Engländer zu bezahlenden aus.

Um die Vollziehung der Friedensartikel auf amerikanischer Seite zu beschleunigen, und dem brittischen Ministerium allen Vorwand zu Repressalien abzuschneiden, schickte der Kongreß ein Schreiben an die vorsitzende Magistratsperson eines jeden von den dreizehn Staaten. In denselben wurde bemerkt, daß die Schritte, welche sich einige Staaten in Rücksicht auf die Nicht-Erfüllung der Friedensbedingungen erlaubt hätten, um desto mehr konstitutionswidrig wären, da nach

einem Grundgesetz der Union, dem Kongreß ausschließlich die Gewalt Krieg und Frieden zu schließen, und mit auswärtigen Nationen zu unterhandeln, u. s. w. übertragen worden wäre, und es keinem einzelnen Staate zukommen könne, die Artikel der Traktaten willkührlich und einseitig auszulegen, weil sonst nur die größesten Unordnungen im Innern des Staats, und Kriege mit der andern kontrahirenden Partei entstehen, der Nationalkredit aber dabei aufs Spiel gesetzt werden müßte. Nach diesen Grundsätzen habe der Kongreß beschlossen, daß die Regierungen der einzelnen Staaten kein Recht haben, Beschlüsse zu fassen, durch welche ein Nationaltraktat, oder ein Artikel und Klausel desselben ausgelegt, erklärt, eingeschränkt, oder dessen Vollziehung gehindert werde; indem ein solcher einmal konstitutionsmäßig bestätigter und bekannt gemachter Traktat, von der Bekanntmachung an zu den Landesgesezzen gehöre, und nicht nur von der Willkühr der einzelnen Regierungen unabhängig, sondern auch für sie alle gleich verbindlich sey. Es sollen also alle dem Friedenstractat zuwiderlaufende Akten der einzelnen Staaten sogleich widerrufen, und überall bekannt gemacht werden, daß künftig sich alle Tribunale in Sachen, welche sich auf den Friedenstraktat beziehen, an den wahren und buchstäblichen Sinn desselben streng und pünktlich halten sollen. Dieser Wiederruf und Bekanntmachung aber solle, um alle Weitläuftigkeiten und

Ausflüchte desto gewisser zu vermeiden, nur in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt werden.

Die nordamerikanischen Staaten haben vor kurzem Deputirte zu einer Zusammenkunft geschickt, deren Endzweck dieser war, über die Mittel zu berathschlagen, durch welche die Union die möglichste Festigkeit, Stärke und Dauer gewinnen könnte. Diese Zusammenkunft ist zu Philadelphia gehalten worden, und hat vier Monat gedauert. Das Resultat ihrer Berathschlagungen ist der Plan einer neuen Bundeskonstitution, die ich hier beifüge.

Constitutionsplan.

Das Volk der vereinigten Staaten hat, in der Absicht, eine vollkommene Einigkeit zu gründen, der Gerechtigkeit Genüge zu leisten, innerliche und äußere Sicherheit zu handhaben, und seine und seiner Nachkommen Freiheit zu befestigen, nachstehende Konstitution für die vereinigten Staaten von Amerika angenommen und bestätigt.

Erster Artikel.

1. Alle durch diese Urkunde bestimmte gesetzliche Gewalt, soll dem Kongreß der vereinigt-

ten Staaten anvertrauet werden, welcher aus einem Senat und einer Kammer der Repräsentanten bestehen soll.

2. Die Kammer der Repräsentanten soll aus Mitgliedern bestehen, welche aller zwei Jahr von dem Volke eines jeden Staates insbesondere zu erwählen sind, und die Wählenden in jedem Staate sollen die zum Wahlrecht in gedachtem Staat erforderlichen Eigenschaften haben.

Niemand soll Repräsentant seyn können, wenn er nicht sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht, und sieben Jahr in den vereinigten Staaten als Bürger gewohnt hat, und wenn er sich nicht zur Zeit seiner Erwählung in dem Staate, wo die Wahl geschieht, sich aufhält.

Die Anzahl der Repräsentanten, und der Beitrag zu den unmittelbaren Auflagen, soll in einem jeden der vereinigten Staaten nach der Anzahl seiner Einwohner bestimmt werden. Diese aber ist so zu zählen, daß man zu der Anzahl der freien Leute (eingeschlossen die auf gewisse Dienstjahre verpflichteten und ausgeschlossen die nicht steuerbaren Indianer) noch drei Fünftheile der Einwohner von allen übrigen Klassen *) hinzurechne. Die Zählung soll binnen drei Monaten nach der er-

*) Hier sind vornehmlich die Sklaven zu verstehen.

sten Versammlung des Kongresses auf die durch ein Gesetz zu bestimmende Weise geschehen. Auf dreißigtausend Personen soll nur ein Repräsentant gerechnet werden, aber jeder Staat soll wenigstens einen Repräsentanten haben, und bis zu geschehener Zählung soll der Staat von New-Hampshire das Recht haben, drey, Massachusets acht, Rhode-Island einen, Connecticut fünf, New York sechs, New-Jersey vier, Pensylvanien acht, Delaware einen, Maryland sechs, Virginien zehn, Nord-Carolina fünf, Süd-Carolina fünf, und Georgien drey Repräsentanten zu erwählen.

Wenn in einem Staate Repräsentantenstellen erledigt werden, so soll die Regierung desselben Staates eine Wahl zu Wiederbesetzung dieser Stellen verordnen.

Die Kammer der Repräsentanten soll einen Sprecher, und andre ihre Beamte wählen, und allein das Recht haben, wegen Staatsverbrechen Klage zu erheben.

3. Der Senat der vereinigten Staaten soll bestehen, aus zwei Senatoren von jedem Staat, welche von der Gesetzversammlung desselben auf sechs Jahr erwählt werden; und jeder Senator soll eine Stimme haben.

So bald als die Senatoren nach der ersten Wahl versammelt seyn werden, sollen sie sogleich als möglich, in drei Klassen getheilt werden. Die Plätze der Senatoren in der ersten Klasse sollen nach zwei, die der zweiten nach vier, die der dritten nach sechs Jahren erwählt werden, so daß allemal nach zwei Jahren der dritte Theil neu erwählt wird. Und wenn in den Vacanzen der Rathsversammlungen (corps legislatif) eines Staates, Senatorenstellen erledigt werden, so soll die stehende Regierung (pouvoir executif) mittlerweile diese Stellen bis zur Ernennung der nächsten Rathsversammlung besetzen.

Niemand soll vor Erreichung des dreißigsten Jahrs, und ehe er neun Jahr Bürger gewesen, noch, wenn er zur Zeit der Wahl in dem Staate abwesend ist, Senator werden können.

Der Vicepräsident der vereinigten Staaten soll den Vorsitz im Senate, aber den Fall ausgenommen, da die Stimmen gleich getheilt wären, keine Stimme haben.

Der Senat soll seine übrigen Officianten, wie z. B. einen vicarirenden Präsidenten, für die Fälle, wo der eigentliche Vicepräsident abwesend ist, erwählen.

Der Senat soll allein das Recht haben über alle Klagen, welche Staatsverbrechen angehen, zu richten. Wenn er sich zu dieser Absicht versammelt, so sollen alle Senatoren, ehe sie das Gericht hegen, einen Eid oder Betheurung *) ablegen. Wird der Präsident der vereinigten Staaten eines Staatsverbrechens wegen angeklagt, so soll der Oberrichter den Vorsitz haben.

Niemand soll anders als durch Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen verurtheilt werden dürfen.

Durch Verurtheilung wegen Staatsverbrechen kann nur auf Entsetzung vom Amte, und Unfähigkeit zu allen Staatsbedienungen erkannt werden, jedoch kann der überzeugte Verbrecher weiter angeklagt, verurtheilt und nach den Gesetzen bestraft werden.

4. In jedem Staate soll Zeit, Ort und Form der Senatoren- und Repräsentantenwahl von der Gesetzversammlung desselben bestimmt werden. Doch kann der Kongreß allezeit durch ein Gesetz diese Anordnungen ändern, oder neue machen, nur aber nicht den Ort der Wahl für die Senatoren abändern.

*) Affirmation. Sie vertritt bei den Quäkern die Stelle des Eides, welchen zu schwören ihre Religion nicht erlaubt.

Der Kongreß soll sich jährlich wenigstens einmal versammeln, und die erste Sitzung soll am ersten Montag im December seyn, wofern nicht durch ein anderweitiges Gesetz ein anderer Tag bestimmt wird.

5. Der Senat und die Repräsentantenkammer sollen jede für sich, über die Wählenden, ihre Verhandlungen und über die Eigenschaften ihrer eigenen Mitglieder richten, und die Stimmenmehrheit dieser letztern soll die Anzahl der zu Betreibung der laufenden Geschäfte nöthigen Mitglieder bestimmen. Eine kleinere Anzahl aber soll die Macht haben, die abwesenden Mitglieder unter solchen Strafen und Bedingungen, als man gut finden wird, zu Besuchung der Versammlungen zu nöthigen.

Jede Kammer des Kongresses, sowohl der Senat als die Repräsentanten, kann die Regeln ihres Verfahrens anordnen, ihre Mitglieder, die sich ein unregelmäßiges Betragen zu Schulden kommen lassen, bestrafen, und sogar durch Zweidrittel aller Stimmen, diejenigen, welche es verdienen, ausschließen.

Jede Kammer soll ein Tagebuch ihrer Verhandlungen halten, und es von Zeit zu Zeit öffentlich bekannt machen, jedoch mit Ausnahme solcher Dinge, welche ihrer Meinung nach geheim blei-

ben müssen. Die Anzeige der Stimmenzahl bei jeder Berathschlagung soll, wenn es ein Fünftheil der gegenwärtigen Mitglieder verlangt, ebenfalls bekannt gemacht werden.

Keine von beiden Kammern kann sich ohne Einwilligung der andern so lange als die Sitzungen des Kongresses währen, auf mehr als drei Tage adjourniren, noch an einem andern, als dem eignen Versammlungsorte beider Kammern, zusammen kommen.

6. Die Senatoren und Repräsentanten sollen für ihre Dienste, die im Gesetze zu bestimmenden Vortheile erhalten, und aus der Unionskasse bezahlt werden. Sie sollen in allen Fällen, ausgenommen Hochverrath, Felonie, und Störung öffentlicher Ruhe, privilegirt und von persönlicher Heft frei seyn, so lange als ihre Amtsführung sammt der Reise zum und vom Kongreß währet; sie sollen auch über keine wörtliche Aeußerung oder Streitigkeit an einem andern Orte, als in der Kammer des Kongresses, wo dieselbe vorgefallen, zur Verantwortung gezogen werden dürfen.

Kein Senator oder Repräsentant soll, so lange er diese Stelle bekleidet, zu irgend einer während der Sitzung neu angeordneten, oder einträglicher gemachten bürgerlichen Bedienung im Dienst der vereinigten Staaten ernannt werden,

und

und niemand, der eine solche Stelle bekleidet, soll Senator oder Repräsentant werden dürfen, so lange als die Sitzungen des Kongresses werden.

7. Alle Subsidienbills sollen zuerst der Repräsentantenkammer vorgelegt werden; aber der Senat kann in denselben, so wie in andern Bills Aenderungen machen, oder sie verwilligen.

Jede Bill, welche durch die Kammer der Repräsentanten und den Senat gegangen ist, soll erst dem Präsidenten der vereinigten Staaten vorgelegt werden, ehe sie gesetzliche Kraft erhält. Billigt sie dieser, so soll er sie unterzeichnen, außerdem aber die Bill nebst seinen Einwendungen in die Kammer, wo sie zuerst angebracht worden, zurück schicken. Diese Kammer soll alle Einwendungen des Präsidenten vollständig in ihrem Tagebuche aufzeichnen, und dann zu einer zweiten Untersuchung schreiten. Wird dann die Bill durch zwei Drittel aller Stimmen angenommen, so soll sie, nebst den Einwürfen an die andre Kammer geschickt, und von dieser nachmals geprüft werden; wird sie da auch durch zwei Drittheile der Stimmen angenommen, so soll sie gesetzliche Kraft haben. In allen solchen Fällen aber sollen die Stimmen bloß mit Ja oder Nein gegeben, und die Namen der Stimmenden auf beiden Seiten in dem Tagebuch jeder Kammer einregistrirt werden.

Jede Bill, welche der Präsident nicht binnen zehn Tagen nach der Ueberreichung (die Sonntage abgerechnet) zurück schickt, soll eben so als Gesetz gelten, als wenn er sie unterzeichnet hätte, ausgenommen, wenn der Kongreß etwa in der Zeit seine Versammlungen ausgesetzt hätte.

Jeder Befehl oder Beschluß, wozu Uebereinstimmung des Senats und der Repräsentantenkammer erfordert wird, soll, es müßte denn ein Adjournement betreffen, dem Präsidenten der vereinigten Staaten überreicht, und erst durch seine Einwilligung gültig werden. Willigt er nicht ein, so gilt hier eben das, was vorher von den Bills gemeldet worden ist.

8. Der Kongreß soll die Macht haben, Auflagen, Zölle, Accisen zu Bezahlung der Schulden, um Vertheidigungswesen und gemeinen Angelegenheiten der vereinigten Staaten auszuschreiben und zu erheben, nur müssen dieselben im ganzen Gebiete der Union gleichmäßig vertheilt seyn. Auch soll der Kongreß die Macht haben, Geld auf Kredit der vereinigten Staaten aufzunehmen, den Handel mit fremden Staaten zwischen den verschiednen Staaten der Union, und mit den Wilden zu reguliren, eine immerwährende Naturalisationsformel (formule permanente de naturalisation) und gleichmäßige Bankerotgesetze für das ganze

Gebiete der vereinigten Staaten zu entwerfen, Geld zu prägen, den Werth einheimischer und fremder Münzsorten, auch Maas und Gewicht zu bestimmen, auf Bestrafung der falschen Münzer und der Verfälscher der Staatsobligationen zu sehen, Posten und Heerstraßen anzulegen, den Fortgang nützlicher Wissenschaften und Künste durch zeitlich ausschließende Privilegien für Schriftsteller und Erfinder zu befördern, die niedern Gerichte unter der Jurisdiktion des Obertribunals zu bestellen, gegen Seeräubereien, und Beleidigungen des Völkerrechts gerichtlich zu verfahren, Krieg zu erklären, Kaperbriefe (lettres de marque) und Vollmachten zu Repressalien auszugeben, Reglements in Ansehung der Prisen zu Land und zur See festzusetzen, Armeen anzuwerben und zu unterhalten, wozu jedoch nie mehr Geld, als für zwei Jahr auf einmal bestimmt werden darf, eine Flotte auszurüsten und zu unterhalten, Verordnungen wegen der Bestimmung und Verwaltung der Land- und Seemacht ergehen zu lassen; die Miliz zusammen zu berufen, die Unionsgesetze zu vollstrekken, Aufruhr zu unterdrücken, feindliche Einfälle zurückzutreiben, für Verfassung, Bewaffnung und Kriegszucht der Miliz im Dienst der vereinigten Staaten zu sorgen, wobei jedoch die Ernennung der Officiers den einzelnen Staaten, die Uebung der Miliz aber der Vorschrift des Kongresses vorbehalten bleibt; ein ausschließendes obrigkeitliches

Recht in allen Fällen, in jedem (nicht über zehn Quadratmeilen großen) Distrikte auszuüben, der durch Abtretung einiger Staaten und mit Einwilligung des Kongresses zur Residenz der Regierung der vereinigten Staaten bestimmt werden wird, ingleichen auch an allen Plätzen, welche mit Bewilligung des Staates, in dem sie liegen, gekauft werden, um Festungen, Magazine, Zeughäuser, Schifswerfte u. s. w. anzulegen: endlich auch alle Gesetze zu geben, welche nöthig erachtet werden, um die vorbesagten und andre der Regierung der vereinigten Staaten und ihren Departements übertragne Rechte auszuüben.

9. Die Einbringung der Negersklaven soll von dem Kongreß nicht vor dem Jahr 1808 verboten, kann aber wohl mit einer Taxe, die doch nicht zehn Piaster auf jeden Kopf übersteigen darf, beschwert werden.

Die Gültigkeit der Habeascorpusbefehle soll nie aufgehoben werden, ausgenommen, wenn es im Fall einer Rebellion oder Invasion die öffentliche Sicherheit erforderte.

Es soll keine Kopfsteuer oder andre unmittelbare Steuer, als nach Verhältniß einer vorher anzustellenden Zählung ausgeschrieben werden.

Es sollen keine ausgehende Waaren irgend eines Staates mit Zöllen oder andern Abgaben be-

schwert werden. Es soll auch kein Handels- oder Finanzreglement gegeben werden, wodurch die Häfen eines Staates vorzugsweise vor den Häfen eines andern begünstigt würden, auch sollen die Schiffe, die aus einem in den andern Staat gehn, nicht genöthigt werden, bei der Ankunft oder Abreise zu salutiren oder Zölle zu entrichten.

Es soll kein Geld aus dem Schatze genommen werden, als zu den in den Gesetzen bestimmten Endzwecken, und von Zeit zu Zeit soll eine Berechnung über die Einnahme und Ausgabe der öffentlichen Gelder bekannt gemacht werden.

Es sollen die vereinigten Staaten keine adlichen Titel ertheilen, und ohne Einwilligung des Kongresses soll niemand, der in öffentlicher Bedienung steht, ein Geschenk, Titel u. dergl. wie sie auch Namen haben mögen, von einem auswärtigen Fürsten oder Staate annehmen dürfen.

10. Keiner von den vereinigten Staaten soll für sich einen Traktat oder Bündniß schließen, Kaperbriefe ausgeben, Geld schlagen, Banknoten ausstellen, noch Papiergeld machen, der Verbindlichkeit der Verträge zuwiderlaufende Gesetze geben, oder den Adelstand ertheilen dürfen.

Kein Staat soll ohne Bewilligung des Kongresses, Ein- oder Ausfuhrzölle, die zu seiner beson-

dern Verwaltung unentbehrlichen ausgenommen, errichten dürfen. Der ganze Ertrag solcher in einem Staat errichteten Zölle soll in die Kasse der vereinigten Staaten fließen, und jedes dahin einschlagendes Gesetz der Revision und eventuellen Verweigerung des Kongresses unterworfen seyn. Auch soll kein Staat ohne Einwilligung des Kongresses, Truppen oder Kriegsschiffe in Friedenszeiten unterhalten, Verträge mit fremden Mächten schliessen, oder sich in einen Krieg einlassen, es müßte ihn denn zu letzterm Nothwehr, die keinen Aufschub litte, nöthigen.

Zweiter Artikel.

1. Die ausübende Gewalt soll dem Präsidenten der vereinigten Staaten übertragen werden, und sein Amt, so wie auch der Vicepräsident, vier Jahre lang führen *).

Niemand soll Präsident werden können, wenn er nicht ein geborner Bürger der vereinigten Staaten, oder zur Zeit der Annehmung gegenwärtiger Konstitution Bürger gewesen ist. Ueberdies

*) Hier wird auch die Procedur bei der Wahl dieser beiden höchsten obrigkeitlichen Personen angeben. Man hat sie aber, der Weitläuftigkeit wegen weggelassen.

muß der wahlfähige fünf und dreißig Jahr alt seyn, und vierzehn Jahr lang in den vereinigten Staaten sich aufgehalten haben.

Der Vicepräsident vertritt in allen Stücken die Stelle des Präsidenten, wenn dieser stirbt, abgesetzt, oder sonst zu seinem Amt untüchtig wird, oder resignirt, und wenn beide abgehen, so ernennt der Kongreß an ihre Stelle, mittlerweile, oder bis zur nächsten Präsidentenwahl einen Beamten, der alle dem Präsidenten obliegende Geschäfte versieht.

Der Präsident soll für seine Amtsführung, und während derselben in gewissen Fristen eine Besoldung, die weder vermehrt noch vermindert werden darf, außerdem aber keine andern Emolumente von den vereinigten Staaten oder einem derselben insbesondre erhalten.

Ehe der Präsident sein Amt antritt, soll er folgenden Eid oder Versicherung leisten:

„Ich schwöre (oder versichre) feierlich, die Pflichten eines Präsidenten der vereinigten Staaten treulich zu erfüllen, und so viel an mir ist, ihre Konstitution aufrecht zu erhalten, und zu vertheidigen.“

2. Der Präsident ist oberster Befehlshaber der Armee und Flotte der vereinigten Staaten,

imgleichen der Miliz der einzelnen Staaten, die zum Dienst der Union berufen wird. Er kann dem Vorsitzer jedes Departements über die Angelegenheiten desselben schriftliche Erklärungen abfordern. Er hat auch das Recht, bei Beleidigungen gegen die vereinigten Staaten den Proceß niederzuschlagen oder Verzeihung zu ertheilen, es müßte denn eine Staatsklage (impeachment) erhoben worden seyn.

Der Präsident hat das Recht, nach dem Rath und mit der Einwilligung des Senats, wenn in diesem zwei Drittheile der anwesenden Mitglieder beifällig stimmen, Tractate zu schließen, Gesandte und andre öffentliche Staatsbediente in auswärtigen Ländern, Consuls, Richter des Obergerichts und andre hier nicht benannte Diener der vereinigten Staaten zu ernennen. Es kann aber der Kongreß die Ernennung dieser Beamten durch ein Gesetz entweder dem Präsidenten allein oder den Gerichtshöfen, oder den Vorsitzern der verschiednen Departements übertragen.

Der Präsident soll das Recht haben, alle Stellen, die während der Vacanzen des Senats erledigt werden, zu besetzen, bis zur nächsten Sitzung.

3. Der Präsident soll dem Kongreß von Zeit zu Zeit vom Zustand der Union Bericht ab-

statten, und die ihm dienlich scheinenden Maasregeln vorschlagen. In außerordentlichen Fällen kann er beide Kammern des Kongresses oder auch nur eine zusammen berufen, und wenn des Adjournirens wegen Streitigkeiten unter ihnen vorfallen, sie auf so lange als es ihm gut dünkt, aus einander gehen lassen. Er soll die fremden Gesandten annehmen, über die Beobachtung der Gesetze wachen, und die Bestallungen für alle Beamten der vereinigten Staaten ausfertigen.

4. Der Präsident, der Vicepräsent und alle Civilbeamte der vereinigten Staaten, sollen ihres Amts entsetzt werden, wenn eine Staatsklage gegen sie erhoben wird, oder sie des Hochverraths, der Bestechung, und andrer Kapitalverbrechen überwiesen werden.

Dritter Artikel.

1. Die richterliche Gewalt in den vereinigten Staaten, soll einem Obergericht und so vielen Untergerichten, als der Kongreß anordnen und bestätigen will, anvertrauet werden. Die Richter der höhern und niedern Gerichte sollen ihr Amt, so lange sie es verdienen, behalten, und für ihre Dienstleistung in bestimmten Fristen, Besoldungen erhalten, welche so lange sie im Amte sind, nicht vermindert werden dürfen.

2. Die richterliche Gewalt soll sich über alle auf diese Konstitution Bezug habende Fälle, wo von Gesetz und Billigkeit die Rede ist, erstrecken; auf die Gesetze der vereinigten Staaten, auf die unter ihrer Autorität geschloßnen, oder künftig zu schließenden Verträge, auf alle die Gesandten, öffentlichen Staatspersonen, Consuls, das See- und Kriegsrecht betreffende Fälle, auf alle alte Streitigkeiten, woran die vereinigten Staaten Theil haben, oder welche zwischen zwei oder mehreren Staaten, oder auch zwischen einem Staat und den Bürgern eines andern Staats, oder zwischen Bürgern verschiedner Staaten, oder endlich zwischen einzelnen Staaten oder ihren Bürgern, mit auswärtigen Staaten oder ihren Bürgern vorfallen.

Das Obergericht soll ausschließliche Gerichtsbarkeit ausüben, in allen Rechtsfällen, welche die Gesandten oder Konsuln, oder einen ganzen Staat betreffen. In allen andern oben gedachten Fällen, soll das Obergericht nur in höchster Instanz, sowohl über Fakta, als über Verstand der Gesetze unter solchen Ausnahmen und Bedingungen, als der Kongreß bestimmen wird, Recht sprechen.

Das Kriminalverfahren soll, Staatsklagbare Fälle ausgenommen, durch Geschworne in dem Staate, wo das Verbrechen begangen worden, instruirt werden. Ist das Verbrechen aber in keinem von den Staaten begangen worden, so soll dar-

über an einen vom Kongreß zu ernennenden Orte gerichtet werden.

3. Hochverrath gegen die vereinigten Staaten ist, wenn ein Bürger ihnen den Krieg ankündigt, oder ihre Feinde unterstützt. Niemand soll des Hochverraths überzeugt geachtet werden, als durch das Zeugniß zweier Personen, oder durch öffentliches Bekenntniß bei ofnen Thüren des Gerichtshofes.

Der Kongreß soll die Macht haben, die Strafe des Hochverraths zu bestimmen, es soll sich aber die darauf stehende Infamie und Einziehung der Güter nur auf die Person des Verbrechers, und auf dessen Lebenszeit erstrecken.

Vierter Artikel.

1. In jedem Staate soll den öffentlichen Verhandlungen, Proceduren und Urkunden eines jeden andern Staates völliger Glaube und Zutrauen ertheilt werden. Der Kongreß kann durch allgemeine Gesetze die Bedingungen vorschreiben, unter welchen solche Verhandlungen rc. gesetzliche Kraft erhalten.

2. Die Bürger jedes Staates haben ein Recht zu allen Privilegien und Immunitäten der Bürger in allen andern Staaten.

Wenn jemand, der in einem Staate wegen Hochverraths, Felonie, oder eines andern Verbrechens angeklagt ist, den Händen der Gerechtigkeit entrinnt, und sich in einem andern Staate betreten läßt, so soll er auf Verlangen der Obrigkeit des Staats, von wo er entflohen ist, ausgeliefert werden.

Wer nach den Gesetzen in einem Staate dienstpflichtig ist, und in einen andern Staat entflieht, der kann nach keinem Gesetz des letztern von seinem Dienst losgezählt, sondern muß demjenigen, den er dienstpflichtig ist, auf Verlangen ausgeliefert werden.

3. Der Kongreß kann neue Staaten in die Union aufnehmen, aber kein neuer Staat kann unter der Gerichtsbarkeit eines andern errichtet werden. Auch soll kein Staat durch Vereinigung zweier oder mehrerer Staaten oder einzelner Theile derselben, ohne Beistimmung aller dabei intereßirten Staaten und des Kongresses formirt werden.

Der Kongreß soll die Macht haben, über das Gebiet und andres Eigenthum der vereinigten

Staaten zu disponiren, und in Ansehung desselben alle nöthige Veranstaltungen zu treffen. Es soll in dieser Konstitution aber nichts so ausgelegt werden, daß dadurch die Rechte der vereinigten Staaten, oder irgend eines Staats insbesondre beinträchtigt wurden.

4. Die vereinigten Staaten sollen jedem Staate der Union die republikanische Verfassung garantiren, und einen jeden derselben gegen feindlichen Ueberfall und innerliche Unruhen schützen, im letzterm Fall jedoch unter der Bedingung, daß die Regierung desselben Staates um Schutz angesucht habe.

Fünfter Artikel.

Der Kongreß soll, wenn es zwei Drittheile aller Stimmen in beiden Kammern nothwendig finden, Veränderungen dieser Konstitution vorschlagen, oder wenn es zwei Drittheile aller Staaten verlangen, eine Konvention berufen, um Veränderungen vorzuschlagen, und diese Abänderungen sollen in beiden Fällen in allen Stücken rechtskräftig seyn, und als Gesetze der Konstitution angesehen werden, sobald als sie durch die Gesetzversammlungen, oder durch Konventionen von zwei Drittheilen aller Staaten bestätigt sind, je nachdem der Kongreß die eine oder die andre Bestätigungsform

vorschlagen wird: wohl verstanden, jedoch, daß keine Abänderung vor dem Jahr 1808 der ersten und vierten Klausel des neunten Titels im ersten Artikel dieser Konstitution zuwiderlaufe, und daß keinem Staate ohne dessen freie Einwilligung seine Stimme im Senat entzogen werde.

Sechster Artikel.

Alle Schulden und Verbindlichkeiten, welche vor Annehmung dieser Konstitution gemacht, oder eingegangen worden, sollen eben so kräftig für die vereinigten Staaten zufolge dieser Konstitution als zufolge des Bundesvereins seyn.

Diese Konstitution und die Gesetze der vereinigten Staaten, welche zu Vollziehung derselben gegeben werden, ingleichen alle unter Autorität der vereinigten Staaten geschloßne oder künftig zu schließende Verträge sollen das höchste Gesetz in dem ganzen Umfang und Gebiete der Union seyn, und die Richter in jedem Staate sollen gehalten seyn, demselben nachzukommen, ohne Rücksicht auf alles, was in der Konstitution oder den Gesetzen irgend eines einzelnen Staates denselben zuwiderlaufen möchte.

Die Senatoren und Repräsentanten, und die Mitglieder der Gesetzversammlungen in den

einzelnen Staaten auch alle Beamte der exekutiven und Gesetzgebenden Gewalt im Dienst der vereinigten Staaten, und der einzelnen Staaten sollen durch Eid oder Betheurung verpflichtet werden, diese Konstitution aufrecht zu erhalten. Ein Religionseid oder Beweis aber ist nicht nöthig, um ein Amt oder öffentliche Bedienung, unter Autorität der vereinigten Staaten bekleiden zu können.

Siebenter Artikel.

Zu Annehmung dieser Konstitution soll es hinreichend seyn, wenn neun Staaten ihr beitreten, und sie wird alsdann für diese ihr beitretende Staaten Grundgesetz.

So geschehen in der Konvention mit einmüthiger Beistimmung aller gegenwärtigen Staaten, am 17ten Septemb. nach Christi Geburt im 1787, der amerikanischen Independenz im zwölften Jahre.

Urkundlich mit unserm Namen unterzeichnet:

Georg Washington, Präsident der Konvention und Deputirter von Virginien.

(Nach ihm haben sich die Deputirten der Staaten unterschrieben, unter welchen aber Rhode-Island fehlt.)

Am 17ten September 1787 wurde auch in der Konvention von den Deputirten der gegenwärtigen zwölf Staaten beschlossen:

Daß vorstehende Konstitution den im Kongreß versammelten vereinigten Staaten vorgelegt werden soll, und daß sie alsdann nach dem Vorschlag dieser Konvention einer Kommitee von Deputirten, in jedem Staate, die das Volk desselben Staates zu erwählen hat, übergeben werden soll, um den Beitritt zu derselben und ihre Bestätigung zu empfehlen; auch daß jede Konvention, welche dieser Konstitution beitreten und sie bestätigen wird, den vereinigten Staaten Nachricht davon gebe.

Daß diese Konvention der Meinung sey, daß sobald als die Konventionen von neun Staaten diese Konstitution bestätigt haben werden, die im Kongreß vereinigten Staaten einen Tag bestimmen, wo in den beitretenden Staaten Erwählende zu ernennen sind, so wie auch einen Tag, wo die Erwählenden den Präsidenten zu wählen haben, ingleichen Ort und Zeit, wo die in dieser Konstitution angegebenen Verhandlungen ihren Anfang nehmen sollen. Daß nächstdem die Wahl des Präsidenten, des Senats und der Repräsentanten, so wie oben gemeldet worden, geschehe, und denn der Kongreß

nebst dem Präsidenten ohne Aufschub zu Vollziehung dieser Konstitution schreiten.

Auf einmüthige Bewilligung der Konvention

Georg Washington, Präsident.
William Jackson, Sekretär.

Im verwichnen Mai waren die einheimischen Unionsschulden um eilf Millionen Piaster vermindert. Dieses war die Folge verschiedner Auflagen, welche die einzelnen Staaten ausgeschrieben, und in Staatsobligationen zu bezahlen verwilligt haben. Um eben diese Zeit fing man auch die Versteigerung der Ländereien an, wovon schon für fünf Millionen verkauft sind: so, daß jetzt die einheimische Nationalschuld nur noch zwölf Millionen beträgt. Da man auch Staatspapiere zur Bezahlung annimmt, so ist zu hoffen, daß die einheimische Schuld auf diese Art bald getilgt werden wird. Denn wird man die Grundstücke wohlfeiler und für baares Geld verkaufen, und so nach und nach auch die auswärtige Schuld tilgen können.

Die neuesten Nachrichten melden, daß wegen des letzten Aufstandes in Massachusets niemand hingerichtet worden sey. Es sind nur zwei oder drei

der Strafbarsten unter den Galgen geführt worden, und haben da wider alles Vermuthen Pardon erhalten. Die Ruhe ist nun völlig wieder hergestellt.

Die Generalassembly von New-York war nach den neuesten Nachrichten im Begriff, die Unabhängigkeit von Vermont zu bewilligen. Man hoffte eben dieses von der Generalassembly von Nordcarolina in Ansehung der Provinz Frankland. Was Kentucky anbelangt, so sagt man, die Einwohner, deren Zahl jetzt auf sechzigtausend betragen soll, hätten geglaubt, es wäre noch zu zeitig, die Unabhängigkeit anzutreten; wenn das wahr ist, so werden sie noch einige Jahre mit dem Staate von Virginien vereinigt bleiben.

Bayerische Staatsbibliothek München

1000,-
Jan: 86

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Amerikanische Anekdoten aus den neuesten Zeiten Ein Auszug aus dem Franzö
sischen

Leipzig 1789

Am.b. 85
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10253753-6
VD18 11418117